

*Mein Onkel
der
Kinderhändler*



Von Marie Mathoni

Copyright 2017

Frau Heike Zafar, Journalistin, Münster

Der Vater betreibt eine „Agentur“ für Gewalt und Folter.

Der Bruder schändet Leichen

Eine Schwester wird gefoltert

Der Patenonkel handelt mit Kindern

Und die Mutter? Die kennt die kleine Marie nur als Steinengel, der auf einem Berliner Friedhof steht.

Und alle behaupten, dass sie Dämonen sind.

Marie wächst in einer Familie auf, die eine „Agentur“ betreibt, die die perversesten Wünsche einer zahlungskräftigen Kundschaft bedient: Und so kommt es, dass die kleine Marie, mit einem Köfferchen in der Hand, zu älteren Männern geschickt wird, um das Kind ein ganzes Wochenende lang missbrauchen zu dürfen. Doch das ist längst nicht alles in einer Welt von Gewalt gegen Kinder, organisiertem Missbrauch und Perversität. Doch trotz aller Bemühungen der Täter scheint Marie nicht so unter Kontrolle zu sein, wie sie es annehmen.

Rechtsanwalt Dr. Reiner Fuellmich, LL.M. (UCLA), Göttingen

Als wir Maries Fall übernommen haben, waren wir den Umgang mit wirtschaftskriminellen Banken gewohnt und glaubten, viel schlimmer könne es nicht mehr kommen. Das, was wir aber dann bei den Recherchen zu Maries Fall herausfanden, sprengte alles, was wir bis dahin an brutalen Verbrechen für möglich gehalten hatten.

Brigitte Hahn, Bischöfliches Generalvikariat Münster

„Wir sind Dämonen, die wahren unsterblichen Herrscher dieser Welt.“ behauptet die Familie von Marie. Schmerzen, Folter und Missbrauch gehören zu Maries Erziehung. Sie überlebt grausame Rituale und meistert die ihr gestellten Aufgaben. Sie sagen ihr, sie sei ein exklusives Mitglied der Dämonenfamilie. Sie hat nur einen Makel: die Ideologie der Täter liegt ihr nicht.

Marie nimmt uns mit in eine Schattenwelt, die in einem ausgeklügelten System Menschen abrichtet und für sich gefügig macht. Dafür sind dieser Welt alle Mittel recht.

Vorwort.

Nur wer seinen Feind kennt, kann ihn besiegen. Ich kenne ihn schon, Sie auch, wenn Sie das Buch gelesen haben.

Vielleicht sagen Sie anschließend: Aha, das hätte ich nicht gedacht, oder, wenn es für Sie schlecht läuft: Das hätte ich besser doch nicht gelesen.

Wir werden sehen.

Ich habe dieses Buch geschrieben, um Ihnen zu zeigen, wie mein Leben bis zum 12.Lebensjahr in einer geschäftsmäßig gut organisierten west-berliner Agentur für außergewöhnliche Kunden aussah, die mit ihren speziellen Vorlieben für Folter und Pädophilie außerhalb des Üblichen lagen, welche Anforderungen ich als Kind erfüllen und welche Voraussetzungen ich mitbringen musste. Sie werden erfahren, wie Agenturinhaber, Mitarbeiter, Kunden und Kinder dachten, welche Probleme auftraten, welche Beweggründe existierten, niemand einfach gehen konnte und es auch dort den Alltag gab.

Alle Personennamen wurden aus Datenschutzgründen geändert.

Sollten Sie sich berechtigter Weise nun fragen, um welches Thema es konkret geht, kann ich nur antworten: Es ist so, wie es ist. Ich werde Ihnen berichten, Sie mitnehmen, Sie teilhaben lassen. Ich habe mich beim Schreiben durchgerungen, war schadenfroh, weil ich es berichten kann, fühle mich glücklich, weil ich es jemanden versprochen habe. Trotzdem habe ich im Sinne der Opfer und Ihrer Nerven darauf geachtet, schlimmste Grausamkeiten auszusparen, weil sie hier nicht weiterhelfen. Das Buch basiert auf persönlichen Erlebnissen.

Liebe Grüße, Ihre Marie.

Hinweis für den Leser:

Auch wenn schlimmste Grausamkeiten ausgespart werden kann der Inhalt belastend sein.

Familie

Angefangen hat es mit einer Überzeugung, alles über sich selbst zu wissen, was man wissen musste. Das Gefühl, schon immer da gewesen zu sein, ließ mich unantastbar und besonders sein.

Aufgewachsen war ich bei meinem Vater, meinem Bruder Dean, meinem geliebten Patenonkel Vadim, Regine, unserer Erzieherin, Ludvig, dem Kameramann, dem Neurologen Dr.XXX und Tante Flora, Vadims Lebensgefährtin. Ich sagte immer „Tante Flora“ zu ihr, obwohl sie bzw. er eigentlich Bernd hieß. Sie passte in bestimmten Situationen auf mich auf. Deswegen gehörte sie zu den guten Tanten, wobei zu erwähnen sei, dass ich nur diese eine besaß. Wenn ich am Seeufer spielte oder durch den Wald lief, war Patenonkel Vadim immer dabei. Er achtete darauf, dass ich nicht ins Wasser fiel oder mich verlor oder mit Personen redete. Ich durfte manchmal die Hunde streicheln. Onkel Vadim unterhielt sich dann gerne mit den Hundebesitzern. Sie hielten Onkel Vadim immer für meinen Vater. Keiner kam auf die Idee, dass er vielleicht etwas anderes sein könnte. Zum Beispiel ein Patenonkel oder Kinderhändler. Aber alle fanden ihn wohl nett. Auch die Hunde. Vadim war ein guter Onkel.

Papa stand über Gott und den Menschen, Satan spielte keine Rolle, da er unwichtig war. Wenn Papa darüber stand, tat es der Rest der Familie auch. Samt meinem Bruder Dean, Onkel Vadim, Tante Flora und mir. Das behaupteten jedenfalls Papa und die anderen Erwachsenen, allesamt meine Bezugspersonen. Vor allem behaupteten sie stur, dass wir Dämonen seien. Ich glaubte das natürlich. Mein Bruder Dean auch, so wie er sich verhielt. Jedes Kind glaubt seiner Familie, genau wie bei Ihnen, oder haben Sie als kleines Kind ihre Eltern und deren Aussagen überprüft?

Fest steht: Entweder war die Behauptung mit dem Dämon eine fette und sehr effektive Lüge oder sie glaubten selbst an die eigene und meine dämonische Identität, wobei Letzteres wohl noch schlimmer wiegen würde als eine Lüge, oder?

Normalerweise wohnte ich bei Tante Flora in einer west-berliner Etagenwohnung in der XXXX-strasse. Mein Bruder Dean wohnte woanders. Er war ja auch deutlich älter als ich. Er kam nur hin und wieder zu Besuch.

Manchmal verbrachte ich mit Papa im Sommer die warmen Tage in einer Holzhütte im riesigen Außengelände eines großen Hauses am See im XXXwald. Wenn ich aus unserer kleinen Holzhütte sah, wurde der Blick durch die vielen Bäume verstellt. Vom Inneren

der Hütte konnte ich das große Haus nicht sehen, nur Buchenwald mit einzelnen Birken. Auf dem Waldboden befand sich interessanterweise immer Laub. Auch im Sommer. Die Hütte besaß nur einen Raum mit zwei Betten. Es gab keine Heizung, nur offenes Feuer im Außenbereich.

Wir befanden uns in West-Berlin. Wie bei normalen Familien hatten auch wir als Dämonenfamilie einen geregelten Tagesablauf. Schlafen, aufstehen, essen, arbeiten, spielen, schlafen. Papa leitete eine gut gehende Agentur mit mehreren Angestellten. Dafür zog er sich oft schick an. Aber zuhause in unserer Hütte trug er gerne goldene Kleidung, wie goldenen Kopfschmuck und goldenen Lendenschurz. Die ungewöhnliche Kleidung unterstützte in meinen Kinderaugen glaubhaft seine nichtmenschliche Identität. Andere Familienmitglieder wie Onkel Vadim oder mein Bruder Dean waren schwarz gekleidet. Ich trug meistens weiße Kleider, etwas unpraktisch im Wald, da ich mich oft schmutzig machte. Zum Glück kümmerte sich Tante Flora um die Wäsche, sie selbst trug gern Rüschenkleider und war perfekt für diese „frauliche“ Aufgabe.

Immer war jemand bei mir. Ich fühlte mich wohl und behütet, ich wäre nie auf die Idee gekommen, dass es einen anderen Hintergrund hätte geben können, nämlich den der Bewachung. Ich empfand es als Fürsorge und was das Gehirn erlebt, behält es auch. So kam es, dass ich sagen konnte, ein sehr behütetes Leben, eine liebevolle Erziehung gehabt zu haben und wertvoll zu sein. Diese Basis würde mir später noch sehr nützen, sonst hätte ich nie dieses Buch schreiben können.

Mein Bruder Dean wirkte zwar ein wenig sonderbar, galt aber in bestimmten Momenten als sehr anhänglich. Er war oft mit mir unterwegs und nahm mich regelmäßig mit zu meiner Mutter, die damals wie heute immer noch auf ihrem Friedhof in XXX sitzt. Während Dean dort zu tun hatte, passte sie auf mich auf. Sie lächelte immer, egal was ich ihr erzählte, sie ließ nicht aus der Ruhe bringen. Das konnte ihr wirklich keiner nachmachen. Sie war eine gute Mutter.

Wenn ich damals bei ihr war, kletterte ich hinter ihren Rücken, sodass mich keiner von den Friedhofsbesuchern sehen konnte.

Ja, so war das. Alles gut. Leider war sie als Steinengel eines Grabes nicht so flexibel, wie man es sich als Tochter gewünscht hätte. Meine Mutter hatte keinen Namen. Brauchte sie auch nicht, sie kam eh nicht zu mir, wenn ich sie rief, und wenn doch, hätte ich wohl zum Exorzisten gemusst.

Ob Dean meine Mutter auch so gern hatte, wusste ich nicht. Ich fragte ihn nie etwas. Das konnte bei Dean unangebrachte Reaktionen hervorrufen. Dean war anders als ich, obwohl

wir zur selben Familie gehörten. Aber ich hatte ihn trotzdem gern. Musste ich auch, wenn mir mein Leben lieb war. Im Grunde genommen war Dean sehr nett. Ich mochte nur seine Hobbys nicht.

Alleinerziehend

Belastend waren die ständigen Ortswechsel, die besonders bis zu meinem 6.Lebensjahr, aber auch darüber hinaus, sehr konsequent beibehalten wurden. Zu diesen Orten zählten Wald, Friedhof und Keller. Konsequenz war wichtig für die dämonische Erziehung. Papa meinte, wie schon erwähnt, er hatte das Sagen über Gott, Satan und den Menschen. Niemand widersprach. Das sagte und bewies er mir jeden Tag, solange ich denken konnte. Denken konnte ich gut. Schon damals besaß ich ein besonderes Erinnerungsgedächtnis. Mein Gehirn fing früh an, Erlebnisse, banal oder wichtig, wie Fotos im Fotoalbum abzuspeichern. Später konnte ich die Fotos dann praktischerweise abrufen, meistens allerdings ungewollt, da es doch belasten kann. Da obendrein einige Details von Papa auf Filmen festgehalten wurden, kann ich mit Recht behaupten, dass meine dämonische Erziehung schon begann, als ich noch ein Säugling war.

Abwägung

Mein Leben war streckenweise auf der einen Seite sehr eintönig und auf der anderen einfach zu anstrengend. Das lag an dem Anspruch meines Vaters. Er wurde von uns Kindern, also Dean und mir, mit „Papa“ angesprochen und von den Bekannten und Freunden der Familie mit „ER“, um seine dämonische Herkunft zu unterstreichen.

Eine seiner Ansprüche war Gehorsam. Was er uns Kindern sagte, musste befolgt und ernst genommen werden. Seine Erziehung vertrat er, wie gesagt, konsequent, wahrscheinlich typisch für einen Alleinerziehenden. Die Mutter blieb schließlich auf dem Friedhof. Strenge hieß bei uns Strafen. Wer nicht hörte, was Papa sagte, dem erging es schlecht. Sehr schlecht.

Es war früh am Morgen. Der Nebel verhinderte immer noch die Sicht, sodass ich kaum aus der Hütte heraus den nächsten Baum sehen konnte. Es war angenehm kühl auf der Haut, alles war ruhig.

Mein Papa hatte sich gestern über mich aufgeregt. Hatte etwas falsch gemacht. Hatte ihm widersprochen. Zum Leidwesen meines Vaters und meiner anderen Erzieher, wie mein Patenonkel Vadim und Regine, war ich mit einem ausgeprägten Sturkopf geboren worden. Vielleicht wurden Sie bei Aufsässigkeit gegenüber Ihren Eltern geschimpft, oder hatten einen Klaps auf den Po bekommen, eventuell auch mit dem Stock? Meine Familie dagegen musste immer übertreiben. Ich hoffe jedenfalls für Sie, dass Ihnen die Erziehungsmethode „Die Wegführung des Kindes“ nicht vertraut ist.

Obwohl mein Lieblingsnebel an diesem Morgen anwesend war, ahnte ich, dass es kein guter Morgen würde und wohl auch kein guter Tag und womöglich auch keine gute Nacht. Wie zu erwarten, kam einer der Angestellten von Papa und nahm mich mit in den Wald, nachdem man wieder einigermaßen weit sehen konnte. Wir gingen ein gutes Stück, obwohl es eher ein Hinterherzerren war.

Wie Sie wissen, war ich stur. Der Mitarbeiter band meine Hände hoch an einen Birkenbaum. War nicht weiter auffällig schlimm, bis er dann weg ging. Das hieß, dass es länger dauern würde. Inzwischen fingen die Vögel wieder an zu singen und die Sonne kam durch, wenigstens etwas. Denn die Kälte machte mir mittlerweile doch zu schaffen.

Da Dämonen sehr erfinderisch sind, sollte man sich aus Erfahrung nie entspannen und sich einbilden, die Situation im Griff zu haben. Das Angebundensein war jetzt bestimmt nicht alles. Es war nur eine Frage der Zeit, wann der eigentliche Punkt dieser Erziehung zum Tragen kommen würde. Sie werden sich wahrscheinlich jetzt denken, dass ein Kind in so einer Situation Angst hätte. Wäre wohl auch so, wenn es nicht normal gewesen wäre, hin und wieder irgendwo angebunden zu sein.

Mittlerweile schliefen mir aber die Arme ein. Einfach ätzend. Ich war genervt. Hätte jetzt gemütlich am Seeufer spielen können. In der Sonne, im Restnebel, gemütlich beäugt von Patenonkel Vadim. Stattdessen froh ich langsam, dafür wurden meine Arme taub. Was ich bisher nicht beachtet hatte, war der Kreis auf dem Waldboden unter mir. Er war zackig. Das hatte nichts mit Satanismus zu tun. Dämonen malen einfach gerne. Sie können es jetzt glauben oder sein lassen, aber aus dem Boden kam vorhin ein Dämon mit goldenem Kopfschmuck und Lendenschurz. Ich gebe Ihnen Recht, dass er sich dort vorher eingegraben und getarnt haben musste und auf den richtigen Moment wartete. Trotzdem war ich beeindruckt, denn ich hatte von allen Seiten etwas erwartet, aber nicht von unten. Für mich kam er aus dem Nichts. Ich erspare Ihnen weitere Details, nur soviel, nachdem er getan hatte, was zu tun war, wusste ich, dass ich nie mehr die „Wegführung des Kindes“

in Anspruch nehmen müsste, da ich ab jetzt sehr sehr brav sein würde. Kein Widerspruch, keine Aufmüpfigkeit.

Irgendwann holte der Angestellte mich wieder ab, ich ging etwas motivierter mit zurück zu Papa. Papa sagte dazu kein Wort und fragte nur, ob ich etwas essen wollte.

Ich sagte, ja. Ich war brav wie nie zu vor. Wenn man allerdings immer mit solchen Dingen konfrontiert wird, macht man zwangsläufig die Erfahrung, immer lebend wieder herauszukommen. Nach einiger Zeit gewöhnte ich mir an, Strafe und Widerstand gegeneinander abzuwägen.

Geräusche

Heute ging es zu einem Friedhof, um meine Erziehung zu vertiefen. Der schottische Friedhof lag am Ende der Welt und war dafür noch abstrakter.

Dieser grave yard konnte an sich als sehr nett bezeichnet werden. Idyllische Lage am See, auffallende Ruhe und erfrischende Einsamkeit. Es gab sehr alte Gräber, die meisten schlicht, mit Verzierungen. Der Unterschied zwischen der Holzhütte West-Berlin und diesem Friedhof war die Tatsache, dass es dort keine Bezugsperson gab. Kein Papa oder beäugender Onkel Vadim und, was fast noch schlimmer wog, sehr wenig zu essen.

Hin und wieder ging unsere Reise nach Edinburgh, wo wir dann ein paar Tage bei einem Freund von Onkel Vadim verbrachten. Eine beeindruckende Stadt. Durch diesen Kontakt bot sich vermutlich dieser Friedhof an. Da mein Vater an alles dachte, mochte er besonders meine Identität als Dämon stärken. Da sich nach Papas Meinung perfekte dämonische Gefühle nicht von selbst einstellten, mussten sie hier und da trainiert werden. Auf dem Friedhof lernte ich, wie ein Dämon zu denken und, besonders, zu fühlen hat. Ohne Personenkontakt und sonstige Ablenkung ging das äußerst schnell.

Bei meinem IQ von 140 war das auch von mir zu erwarten.

Ich schlief in einem kleinen Steinhaus, das nach Rechercheergebnissen sehr viel früher ein Haus des Totenwächters gewesen war. Früher wurden gern frischbeerdigte Leichen juristisch unkorrekt ausgegraben, um sie zu Anatomie- Zwecken zu verkaufen. Daher musste ein Wächter, der sich während dieser Zeit in diesem mort house aufhielt, eine Zeit lang ein oder zwei Augen auf die frische Leiche samt Sarg halten, um sie für einen Dieb uninteressant werden zu lassen. Sie wissen schon, die Maden und so. Anschließend konnte der Verstorbene mit dem Sarg dann in Ruhe begraben werden. Damals wusste ich

nichts von diesen Häusern, für mich war es ein leerstehendes Steinhaus auf einem Friedhof, umgeben mit viel zu vielen Toten. Da weder Leiche noch Wächter da waren, hatte ich es für mich ganz allein. Es war aus Stein, grau, grob gehauen, kleinem Fenster und Eingang. Wer neugierig wäre, könnte sich das kleine Häuschen heute noch ansehen.

Es gab keine Besucher auf diesem Friedhof. Weder Menschen noch ähnliches. Bisher.

Auf dem Friedhof vergaß ich jedes Mal, dass ich eine Dämonenfamilie hatte. Ich vergaß meinen Patenonkel Vadim, der immer auf mich aufpasste. Ich vergaß das Seeufer zum Spielen. Ich vergaß meinen Bruder Dean. Ich vergaß mich selbst.

Ich hatte tatsächlich meine Ruhe, sogar vor mir selbst. Entweder saß ich still in dem Steinhäuschen oder blickte an der Eingangtür sitzend nach draußen. Das Steinhaus durfte ich tagsüber nicht verlassen. Verbot war Verbot. Die Luft war kalt. Tagsüber fühlte ich mich extrem müde, da ich nachts kaum schlief. Wenn die Sonne schien und die Vögel zwitscherten, war alles gut. Schwierig wurde es, wenn die Spottdrossel bei der Abenddämmerung anfing, zu warnen und alles grau wurde. Dann wuchsen die Schatten besorgniserregend. Grünes Gras wurde grau, die rechteckigen Grabsteine mutierten zu schwarzen Gebilden.

Ich hörte Geräusche, die ich lieber nicht hören wollte. Wie das eben war, alleine auf einem Friedhof. Vielleicht haben Sie selber Erfahrungen.

Anstrengend war die Kälte. Schwierig das Essen. Die meisten Geräusche bildete ich mir ein oder stellten sich als harmlos raus. Aber es gab auch Geräusche, die nicht harmlos waren.

Ich saß in dem Steinhäuschen auf dem Boden des Eingangs. So konnte ich einen kleinen Teil des Friedhofes am besten überblicken. Der eigene Pulsschlag übertönte alle leisen Geräusche. Wer herzkrank war, würde nach einer Stunde tot umkippen. Aber mein Herz war gut.

Keine eisige Hand auf meiner Schulter, kein plötzlicher Temperaturabfall durch einen Geist. Die Toten waren auch da, wo sie hingehören. Ich kannte mich da aus, dank meinem Bruder.

Alles gut, bis zu dem Geräusch, das meinen Herzschlag übertönte.

Ich hörte ein Rascheln, erst mal etwas, das nicht ungewöhnlich war. Nachts gibt es überall auf Friedhöfen viele Tiere wie z. B. Mäuse.

Aber ich merkte instinktiv, dass die Mäuse und ich jetzt nicht mehr allein waren. Ich versuchte vergeblich, eine Bewegung zu erkennen. Ich saß rechts neben dem Türeingang mit dem Rücken zur Wand auf dem Boden, fühlte die Sandkörner unter meinen Händen knir-

schen und die Kälte durch meine Kleidung kriechen. Da ich nicht wusste, wovor ich Angst haben musste, war es schwer, sich vorzubereiten. Es hätte keinen Sinn gehabt, sich irgendwo im Raum zu verstecken, da es nichts zu verstecken gab. Er war absolut leer. Eckig mal eckig mal eckig. Die einzige Möglichkeit, einen Vorteil zu haben, war, direkt neben der Tür an der Wand zu sitzen, damit das, was da draußen war, mich nicht sofort sah. Aber nur bis zu dem Moment, wo es beim Eintreten nach rechts blicken würde. Die Dämmerung schritt weiter fort. Umriss der Umgebung waren noch zu erkennen, aber bald würde es schwierig werden.

Da ich wusste, dass das, was da draußen war, wusste, dass ich da war, blieb mir höchstens übrig, das Haus zu verlassen. Ich lehnte mich im Sitzen weiter aus der Türöffnung hervor. Ich hatte ein gesundes Herz. Das war auch gut so, weil ich in diesem Moment gerade in ein Gesicht sah, das einem Überwesen aus der ägyptischen Welt ähnelte. Das schneeweiße Gesicht mit den tiefschwarzen Augenbrauen und dem hellroten Mund hätte auch zu einem „Harlekijn“, wie Onkel Vadim es immer auf Niederländisch ausdrückte, gehören können, aber der goldene Kopfschmuck rückte es in die ägyptische Richtung. Da es relativ dunkel war, schien das Gesicht durch das reflektierende Weiß zu schweben, ein Effekt, der mich besonders beeindruckte. Deshalb nannte ich es nur „das Gesicht“. In so einer Situation ist es besser, sich nicht mehr zu bewegen. Ich war nicht sicher, ob dieses Gesicht damit gerechnet hatte, dass ich mich zu ihm herausbeugte. Sicher war, dass das Gesicht einen Körper mit zwei Armen und Beinen besaß. Wiederum unsicher war, was es wollte. Ich ging aus meinen Erfahrungen davon aus, dass die Gestalt aus der Unterwelt kam. Oder aus der Oberwelt, aber garantiert nicht aus meiner. Im Moment bewegte das Gesicht sich genauso wenig wie ich. Bizzarerweise holte das Gesicht jetzt etwas hinter seinem Rücken hervor und stellte es mir vor meine Hände, auf die ich mich immer noch abstützte, während ich die Sandkörner fühlte. Ich starrte auf das Essen, blickte wieder auf und sah nichts als graue und schwarze Umriss des Friedhofes. Ich hörte nur meinen Herzschlag, der wie immer alles übertönte.

Die Einsamkeit war belastend, da ich es gewohnt war, immer jemanden um mich herum zu haben. Obwohl ich mich nicht mehr erinnern konnte, wer das sein könnte. Hin und wieder kam das Gesicht und brachte Essen und Trinken. Nach einiger Zeit ertappte ich mich dabei, nach ihm hoffnungsvoll Ausschau zu halten. Trotzdem hatte mich die Einsamkeit im Würgegriff. Aber wie Sie vielleicht ahnen, sind Dämonen pffiffig. Besonders Dämonenkinder. Ich freundete mich nämlich mit den Toten an. Nicht nur das, nach einiger Zeit hielt ich mich sogar selber für tot. Ich setzte mich neben die Gräber und fühlte

mich auf einmal nicht mehr allein. Ich hoffte nur, keiner würde aus seinem Grab steigen und mir für meine Zuneigung danken. Nun wusste ich nicht nur, dass ich ein Dämon war, sondern ich konnte mich nun auch endlich so fühlen. Nicht menschlich, sogar untot, die Basis einer Dämonenidentität. Ehrlich, und das blieb auch so, bis heute.

Kratzige Wolldecken

Der dritte Ort war der Keller des großen Hauses in West-Berlin, dessen Adresse wir hier aus Datenschutzgründen nicht nennen können.

Wenn Papa mich fest an die Hand nahm und zielstrebig aus der Holzhütte durch den Wald mit den Buchen und den wenigen Birken ging, ragte das alte Gebäude plötzlich hoch vor uns auf. Wir gingen durch den Hintereingang. Der Keller bekam mir nicht so gut.

Ich wurde ängstlich.

Im Keller befanden sich Räume. Einer der Räume gehörte mir. Er war ausreichend groß. Durch das zu hohe Gitterfenster konnte ich Grashalme sehen. Mein Kellerzimmer bestand aus einer Pritsche mit grauer kratziger Wolldecke und eine Tür mit Gitter.

Sonst nichts. In dem Kellerraum vergaß ich immer, dass ich eine Dämonenfamilie hatte. Ich vergaß den Friedhof im Ausland. Ich vergaß meinen Patenonkel Vadim, der immer auf mich aufpasste. Ich vergaß das Seeufer zum Spielen. Ich vergaß meinen Bruder Dean, der mich am Leben ließ, weil er mich dringend brauchte. Ich vergaß mich selbst.

Hier im Keller hatte ich andere Eltern. Sie arbeiteten in dem großen Gebäude. Ich schlief und starrte und wenn ich nichts von beiden tat, hatte ich Angst.

Und das zu Recht.

Entscheidend war, dass meine jetzigen Eltern immer auf der anderen Seite des Türgitters standen. Sie beobachteten mich. Ich traute ihnen alles zu und ich hatte den Verdacht, dass sie auch wollten, dass ich ihnen das zutraute.

Mein Kellervater hatte schwarze Haare, war mindestens so groß wie meine Kellermutter, aber wesentlich stärker. Vor allem stärker als ich. Außerdem war er angeblich der Sohn des Hauses, einer weißen riesigen Villa und hatte damit eine wichtige Machtposition. Meine Kellermutter war groß, schlank mit langen blonden Haaren. Sie war leider nur das Hausmädchen, also mit keiner bedeutenden Position. Behaupteten jedenfalls beide.

Ob sie wirklich meine Eltern waren, wusste ich zu diesem Zeitpunkt nicht, ich ging natürlich einfach davon aus. Haben Sie mittlerweile eigentlich schon Ihre Eltern überprüft? Ich war froh, wenn die Beiden auf der anderen Seite der Tür standen, denn wenn einer von ihnen zu mir reinkam, bedeutet das meistens nichts Gesundes. Immerhin gab meine Kellermutter mir Medikamente. Das schien auch sinnvoll, wenn ich von dem Behandlungsraum nebenan zurückkam, mit dem Mann in Uniform mit den zwei S - Zeichen, Mann in Arztkleidung mit OP-Tisch und einem sehr großen Behälter mit kaltem Eiswasser.

Null-Linie und Traumablickwinkel

Im Keller befanden sich Räume. Einer der Räume gehörte mir. Er war ausreichend groß. Durch das zu hohe Gitterfenster konnte ich Grashalme sehen. Mein Kellerzimmer bestand aus einer Pritsche mit grauer kratziger Wolldecke und eine Tür mit Gitter.

Daran hatte sich nichts geändert, aber ich fühlte mich heute krank. Wegen dem Eiswasser. Also berechtigt. Ich war mir nicht sicher, wer ich war. Auch berechtigt. Als ich von der Kellermutter in meinem Kellerraum unter der kratzigen Wolldecke hervorgeholt worden war, führte sie mich in einen Nebenraum. Immer wenn ich den großen Behälter sah, fror ich schon vorher, eine Prozedur, an die ich mich in den kommenden Jahren hinweg nicht gewöhnen werden würde und im wahrsten Sinne des Wortes unvergesslich als treuer Begleiter nicht von meiner Seite weichen würde.

Da stand er wieder, wie immer, der Mann in Uniform mit den zwei S. Vielleicht kam er sich in dieser Uniform gefährlicher vor? Wir wissen es nicht. Er war einer der Erzieher. Er half mir immer, möglichst lang unter Wasser zu bleiben. Er blieb stumm, er half nur. Irgendwann vergaß ich, dass es kalt war, dass ich Luft brauchte, vergaß die helfende Hand, die mich unter Wasser hielt. Ich vergaß, wer ich war, wo ich war und weshalb. Erst dann kam die Null-Linie. Eine Linie, wo sehr persönlich entschieden wird, ob gestorben wird oder nicht. Es war ein Gefühl, als ob man im dumpfen Raum ohne Begrenzung schwebte, vermutlich ausgelöst durch die Situation unter Wasser, es gab keinen Gedanken, es war dunkel, vermutlich wegen Sauerstoffmangel, alles leer, nur der Instinkt: Entweder, oder. Da ich stur war, entschied ich mich für die zweite Möglichkeit. Seltsam, dass der Mann in SS-Uniform mich mit Liam ansprach und mich als Junge bezeichnete. Vermutlich schrie mich der Mann mit zwei S schon etwas länger an, im Rhythmus mit

Untertauchen und Luft holen. Ich hörte immer „Liam aus Nicaragua“. Ich verstand gar nicht, was er wollte. Das dauerte, leider. Irgendwann hatte ich es begriffen. Wenn er meinte, mir war alles recht. Dann war ich eben Liam, Kindersoldat aus Nicaragua. Hauptsache, ich konnte wieder unter meine kratzige Wolldecke. Ich fühlte mich gut, ich war Liam, ein kleiner Junge. Ich wohnte bei meinen Kellereltern in Nicaragua /Managua. Da ich durch die Tauchbäder noch nicht schnell laufen konnte, brachte man mich zu einer Frau, die im Slum wohnte und mir zu essen und zu trinken geben sollte, bis ich wieder schneller rennen konnte. Schnell rennen war aus unerfindlichem Grund offensichtlich wichtig. Für Außenstehende hört sich der Grund dämlich an. Wofür sollte ich schnell genug rennen können? Und welcher Sinn verbarg sich hinter Nicaragua und Slum? Damals hatten die Kellereltern seltsame Erklärungen für mich bereit. Die glaubte ich auch, tragisch, aber unvermeidlich, dank der Null-Linie.

Heute war die Übergabe.

Sie gaben mir für meine Slummutter ein Goldarmbändchen mit, wo mein Name drauf stand. Das Armbändchen besitze ich noch. Deswegen weiß ich, was drauf stand, nämlich der Name, unter dem ich später außerhalb der Agentur amtlich geführt werden sollte. Aufgrund ihrer ehrlichen Art wusste ich damals schon, dass ich sterben würde, wenn es herauskäme, dass es mich gab. Aber den Grund erfuhr ich erst später, nämlich dass meine Geburt amtlich nicht registriert war und ich deswegen mit jemandem eine Geburtsurkunde teilen musste.

Das Bild, wo mich jemand forttrug und meine Kellereltern draußen vor der weißen Villa standen und mir nachsahen, brannte sich als Bildband in mein Gehirn. Ein sonderbares Detail. Ein Traumblickwinkel, nicht immer besonders brauchbar.

Ich dachte: Nur Elite verlässt den Keller. Sonst keiner. Und das war ich.

Meine Erinnerung setzte da wieder ein, wo ich zur besagten deutschen Frau mit Lederjacke gebracht wurde, die im Slum wohnte. Ich weiß noch, wie das Licht in der Küche in der ersten Etage des vierstöckigen Hochhauses brannte. Es war schon sehr spät. Ich wurde an der Haustür empfangen und sofort in ein Kinderzimmer geschoben. Offensichtlich lebte hier ein Kind. Es gab ein Bett mit Gittern, was aussah, als wäre gerade jemand aufgestanden. Es gab Flecken auf dem Lacken. Sie sahen aus wie Essensreste. Es stank nach Urin. Es gab wenige Spielsachen im Raum. Durch den Spalt der Zimmertür konnte ich den gelb beleuchteten Flur sehen. Jemand weinte, die Stimmen kamen rechts aus dem geschlossenen Wohnzimmer. Ein Mann öffnete die Wohnzimmertür und nahm ein Kind auf dem Arm, was sich vorher geweigert hatte, mit ihm mitzugehen. Ich vermutete, dass

es das Kind war, das hier sonst wohnte, in dem Bett schlief und mit den Spielsachen spielte. Sie gingen zur Haustür und der Mann lief mit dem Kind im Arm an meinem Fenster vorbei. Ich machte schnell die Tür wieder vorsichtig zu und setzte mich vor das Bett auf den Boden. Ich ging davon aus, dass es sich hier um einen Geschäftsvertrag handelte und ich wusste, ich war geheim. Ich wusste, ich war Elite.

Ich hatte keinen emotionalen Kontakt zu der Frau, die, wie sich sehr viel später herausstellen würde, meine biologische Mutter war. Sie gab mir zu essen. Dafür war sie da, mehr nicht.

Ich war Kindersoldat, ich dachte wie ein Kindersoldat und verhielt mich auch so. Meine Angewohnheit, in Mülltonnen nach Essbarem zu suchen, stieß auf extremes Ärgernis, ein Umstand, der mich nicht beeindruckte. Eiswasser hatte eben seine Nebenwirkungen.

Ich war Liam, männlich, ein kleiner Junge, geboren in Nicaragua Managua, Kindersoldat, Widerstandskämpfer.

Ich war Elite. Ich bin behandelt. Do it.

Schwarze Anrufe

Im dritten Kellerraum vergaß ich meine Kellereltern, meine Slummutter. Ich vergaß den Mann in der Uniform mit zwei S. Ich vergaß den Arzt, das Eiswasser und den OP-Tisch und sogar die kratzige Wolledecke. Ich vergaß Liam und Nicaragua. Ich vergaß mich selber. In diesem Raum gab es nichts außer mir und ein Telefon an der Wand. Das Fenster lag hoch. Alles grau und dunkel. Das Telefon dafür schwarz. Ich konnte nicht nach draußen telefonieren. Ich konnte nur angerufen werden. War eh egal. Wen sollte ich schon anrufen?

Es war eine Stunde wie die andere. Über Tage konnte ich nichts sagen. Es gab kein Hell oder Dunkel, nur graue oder dunkelgraue bis schwarze Stunden.

Die Einsamkeit hatte mich im Würgegriff. Das Gefühl kam mir bekannt vor. Erinnernte mich aber nicht, woher.

Ich konnte über gar nichts anderes berichten als graue Steine, grauer Boden, schwarzes Telefon. Oder auch schwarzes Telefon, grauer Boden und graue Steine. Es ging auch graue Steine, schwarzes Telefon und grauer Boden. Die gleiche Variante gab es in tief-schwarz.

Sie verstehen, worum es hier ging. Stille, nichts als farblose Stille. Sie denken vielleicht, ein kleines Kind wird herumrennen, nicht stillsitzen, rufen. Nein, nichts als starren auf Grau. Ruhe, stundenlang. Obwohl das Herz kein Geräusch übertönte, weil kein Geräusch da war, hörte ich den Atem. Vermutlich meiner. Keine Mäuse, keine Ägypter. Erstaunlich, wusste nicht, wie ich jetzt auf Mäuse und Ägypter kam. Es war so derart leise, dass ich die Stille hören konnte. Hören Sie etwas? Irgendwann schlief man ein. Man musste schlafen. Mitten in die Stille hinein fraß sich das penetrante Klingeln des schwarzen Telefons. Anfangs rechnete ich nicht mit einem Anruf. Ich erwartete schließlich keinen. Ich war nicht sicher, ob er überhaupt für mich war. Ob ich überhaupt abheben durfte. Ich kannte die Regel nicht. Schwarze Telefone konnten Stress machen. Hohen Stress. Zu spät, es hatte aufgehört. Noch mehr Stress, noch mehr plötzliche Stille. Als würde ich in sie hineinfallen.

Keine Schritte, hatte Durst, hatte Hunger. Auf der Fensterseite in der Ecke am Boden schwamm eine Wasserpfütze. Es regnete draußen. Ein gutes Geräusch. Ich schlürfte vom Boden und beobachtete das Telefon. Als es wieder anfang zu schrillen, verschluckte mich und schlug mit dem Gesicht in die Pfütze.

Ich nahm den verdammten Hörer ab und weinte hinein. Ich wollte raus. Mein Gesprächspartner sagte, dass sei die falsche Einstellung und legte auf.

Ich hörte dem Regen zu, betrachtete das Grau und schlief wieder ein.

Der Rhythmus der Anrufe war nicht zu erkennen. Irgendwann vergaß ich das einsame Grau. Mir gefiel es. Es war ein schönes Grau. Irgendwann konnte ich mir nicht mehr vorstellen, ohne das Grau zu leben. Irgendwann konnte ich mir nicht mehr vorstellen, etwas zu essen. Dämonen aßen nicht. Ich war nach sehr vielen schwarzen Telefonanrufen davon überzeugt, dass Tassen völlig überschätzt wurden. Von Bodenpfützen zu schlürfen erschien völlig richtig. Nach dem zigsten Anruf schrie ich ins Telefon, dass ich hier auf keinen Fall mehr heraus möchte. Irgendwann schaffte ich es, ganz gelassen ein Telefongespräch zu führen. Irgendwann glaubte ich mir selber.

Das hier war mein Zuhause. Dieser graue Raum war das Schönste, was ich mir vorstellen konnte. Ich verließ den Raum nicht mehr. Auch als die Tür eines Tages aufging und der Mann mich herauszerrte, blieb ich im Raum und schlürfte noch heute das Wasser aus der Bodenpfütze.

Papa holte mich ab, nahm mich fest an die Hand und ging mit mir zielstrebig nach Hause zu unserer Holzhütte. Er fragte: "Wie wars?" Ich antwortete: „Gut“. Aber ich erinnerte

mich nicht mehr, was er meinte und freute mich auf Onkel Vadim und mein schneeweißes Kleid mit Rüschen. Nur von Telefonanrufen hielt ich mich ab jetzt möglichst fern.

Tante Floras Bar

Ich fühlte mich oft müde, obwohl mein Bett im Holzhaus ziemlich bequem war. Wie gesagt, konnte man mein Leben auf der einen Seite als sehr eintönig und auf der anderen einfach zu anstrengend nennen.

Aber heute waren wir bei Tante Flora zum Kaffee eingeladen. Onkel Vadim natürlich auch. Er war ja Tante Floras Lebensgefährte. Tante Flora besaß eine Etagenwohnung mit Balkon, Altbau im Schwulenmilieu.

Während die Erwachsenen gemütlich Kaffee tranken, bekam ich immer heißen Kakao. Sehr gut!

Oft, wenn Papa keine Zeit hatte, schlief ich entweder bei Tante Flora in der Etagenwohnung oder in ihrer Musik-Bar in West-Berlin. Die Bar führte Tante Flora sehr privat, wurde überwiegend von schwulem Publikum und Männern in Soldatenuniform aufgesucht und galt intern als Pädophilenbar, wo es nicht nur nette Kinder, sondern auch gute Musik und ausgezeichnetes Essen zu finden gab. Ich lag im Nebenraum direkt neben dem Schankraum in meinem Körbchen, während Tante Flora sich um ihre Gäste kümmerte. Tante Flora arbeitete regelmäßig in ihrer Bar, da die Leute auf ihre Anwesenheit ziemlich viel Wert legten. Lief halt unter Vertrauenssache. Da sie mich nicht gern alleine bei sich zuhause schlafen ließ, nahm sie mich während der Arbeit immer mit, egal ob ich einen Kundenauftrag in ihrer Bar hatte oder nicht. Onkel Vadim arbeitete auch in der Kneipe, aber eher im Hintergrund. Deswegen war eben zur Arbeitszeit keiner zuhause, der auf mich aufpassen konnte. Es war West-Berlin, Ende sechziger Jahre, die Mauer stand. In der Bar ging es laut zu, es kamen Soldaten, die scheinbar in West-Berlin stationiert waren, aber auch Transvestiten. Auf einer kleinen Bühne wurde Musik gemacht. Sie war im Bodenbereich schön beleuchtet.

Es gab einen Vorratsraum mit Klopapier, Handtüchern, Telefon und ein Überwachungssystem der oberen Etagenräume.

Tante Floras Bar in West-Berlin war nicht nur eine Musikbar sondern auch wie gesagt ein pädophiles Bordell. Um die Kunden mit den Kindern zu überwachen, gab es in meinem

Nebenraum Monitore. Hin und wieder flitzte Tante Flora rein und blickte kurz auf den Bildschirm. Ob alles in Ordnung war.

Das war auch ein Grund für meine Müdigkeit. Auch wenn ich grad selber keine Kunden hatte, konnte an Schlaf kaum gedacht werden. Aber das sagte ich Papa nicht, weil ich Tante Flora lieb hatte. Vermutlich hätte Papa das eh nicht beeindruckt.

Am nächsten Tag musste Papa viel arbeiten. Er führte schließlich eine gut gehende Agentur und brachte momentan wenig Zeit für mich auf. Deswegen nahm mein Bruder Dean mich heute mit.

Wie schon erwähnt, mochte ich Deans Hobbys nicht. Sie werden seine Hobbys auch nicht mögen, da bin ich sehr zuversichtlich. Vielleicht sollten Sie erst mal kurz durchschnaufen. Haben Sie auch schlecht geschlafen?

Nächstenliebe

Wie die Überschrift des Kapitels erahnen lässt, geht es bei Dean um eines seiner Hobbies, seine sogenannte Nächstenliebe. Was die Überschrift nicht erahnen lässt, ist die Tatsache, dass etwas mit seiner Einstellung nicht stimmte. Ich wünschte einerseits, ich könnte Ihnen Dean ersparen, aber andererseits ist festzustellen, dass er äußerst interessiert.

Würde er nicht immer noch unter Ihnen frei herumlaufen, ich lehnte mich entspannt zurück. Da er aber nicht gesichert untergebracht, erzähle ich Ihnen, was Sie über ihn wissen sollten. Träfen Sie ihn je und erkannten ihn, könnte es wohl eh zu spät sein, aber dann sind Sie wenigstens nicht dumm gestorben.

Genug Poesie.

Dean besaß den Hang zu zwei west-berliner Friedhöfen.

Der eine Friedhof ist heute noch nett anzusehen. Allerdings gibt es hier heute immer noch keine Engelfiguren oder große Gruften. Er ist bescheiden. Wer hier liegt, ruht wirklich in Frieden. Bis auf die Tage, wo Dean da war. Dean hing sehr an mir. Wie ein großer Bruder eben an seiner kleinen Schwester hängt. Er war deutlich Jahre älter als ich, besaß schon einen Führerschein, war groß und schlank, fast mager, trug lange, glatte, schwarze Haare, die er immer zu einem Zopf zusammenband. Dean erhielt die gleiche Erziehung wie ich. Nur unsere Mütter sind verschieden. Während ich meinen mütterlichen Steinengel auf dem anderen west-berliner Friedhof stehen habe, ist Deans Mutter vermutlich die Frau, die auch mit für meine Erziehung und für die Filmproduktion zuständig war. Regi-

ne. Fest stand, dass Deans Mutter einen bleibenden Eindruck auf ihn hinterlassen hatte. Deswegen sah er wohl auch so blass aus. Es wäre besser gewesen, wenn Dean ihr in letzter Zeit noch mal unter vier Augen begegnet wäre, um ihr die Meinung sagen zu können. Leider war bis heute nichts draus geworden. Denn dann hätte ich meine Ruhe gehabt und gemütlich mit Onkel Vadim gespielt und die Hunde am See gestreichelt, während die netten Hundebesitzer mit einem Kinderhändler plauderten. Stattdessen musste ich an Deans privaten Therapiestunden auf dem Friedhof teilnehmen, um seine Probleme in den Griff zu bekommen. Konfrontationstherapie, Rollenspiel. Hineingehen in die Situation. Das innere Kind. Gefühle zulassen. Der sichere Ort.

Dean fuhr einen Bestattungswagen. Entweder nahm er mich darin mit oder Papa brachte mich zum Friedhof und setzt mich davor ab. Meistens zu früh. Papa musste dringend wieder zurück. Also wartete ich allein vor dem Friedhofstor. Das Tor sieht noch heute aus wie ein kleines Scheunentor. Rechts und links läuft eine noch kleinere Steinmauer. Ich hasste warten. Manchmal kam Dean von links, aber meistens von rechts. Wenn Sie neben mir stünden, würden Sie genau wie ich Sträucher und einen Weg sehen. Ich stand mitten im Wald. Alles war ruhig. Wahrscheinlich würden Sie sich langweilen, aber nur weil Sie nicht wissen würden, um was es hier geht. Ich wusste es, Katze Vince auch. Manchmal vergaß ich mich und Katze Vince übernahm das Warten. Katzen haben mehr Geduld. Aha, da kam er. Heute mal von rechts. Zu Fuß. Zielstrebig, wie die meisten in unserer Familie. Er besaß einen Schlüssel zum Tor. Nicht nur, um aufzuschließen, sondern vor allem, um hinter uns abzuschließen. Dean hatte Freunde, die für ihn mit ihren Hunden manchmal Wache standen, damit seine Therapiestunde nicht gestört wurde. War ja auch richtig, keine vernünftiger Patient möchte gern in der sensiblen Phase gestört werden, wenn er versucht, traumatische Erinnerungen aufzuarbeiten. Die Katze blieb draußen. Kluges Tier. Kennen Sie auch Leute, die in Therapie gehen? Hoffentlich in die Praxis.

Ich hatte mal versucht, heimlich die Tür von innen aufzumachen. Ich bekam einen Stromschlag, weil Dean an die Klinke Strom gehängt hatte.

Wir befanden uns jetzt auf dem Friedhof. Durch die schlichten und niedrigen Grabsteine überwogen optisch die Bäume und Sträucher. Links stand ein weißes Gebäude mit dem heute unbesetzten Büro, weit hinten der kleine weiße Geräteschuppen. Gehen wir hinter Dean her in Richtung Geräteschuppen. Keine Angst, noch passiert nichts. In dem Schuppen lagerte er eine junge Frau. Sie wurde mit Medikamenten ruhig gestellt. Mit ihren schönen langen blonden Haaren und dem weißen Kleid sah sie sehr romantisch aus. Sie

erinnerte mich an ein Hausmädchen mit langen blonden Haaren auf der anderen Seite eines Türgitters in einem Keller mit Eiswasser, ein Gedanke, der schnell vorbeiwehte, bevor ich ihn zu fassen bekam. Wichtiger war, dass Dean heute zufrieden schien, was meine Chance, den Tag zu überleben, deutlich erhöhte. Er holte gerade eine Plastikplane und ging nach draußen zu einer Birke. Kommen Sie, die Frau sieht Sie sowieso nicht, da sie schläft. Wir gehen ein Stück über den Friedhof und stehen jetzt vor dieser Birke. Sie war recht hoch und somit gut geeignet, eine erwachsene Person daran wie bei einem Marterpfahl festzubinden. Setzen Sie sich zu mir. Denn es wird noch dauern, bis es anfängt. Erst mal musste Dean die Plane sorgfältig um den Baum auf den Boden legen, damit das Blut später nicht überall zurückblieb. Dann müssen wir warten, bis die Frau wieder einigermaßen ansprechbar ist. Sagen Sie am besten nichts, das hat Dean nicht gern. Ich hasse warten. Ab jetzt warte ich besser ohne Sie. Dean beendete die Vorbereitung. Entweder war es noch enorm früh am Tag oder enorm spät. Eher enorm früh. Vielleicht 4 Uhr oder halb 5? Ich hasste frühes Aufstehen. Dean holte die Frau in ihrem weißen Kleid und band sie, wie bei den Indianern, mit den Händen nach hinten an den Birkenstamm. Sie war in der Lage, zu stehen. Sehr gut. Dean musste sich jetzt nur noch schnell umziehen. Er zog sich immer ein schwarzes langes Kleid an und einen Schleier über den Kopf, der bis zu den Füßen reichte. Seine Augen sahen durch die schwarze Umrandung gruselig aus. Ich wusste, welche Identität Dean jetzt angenommen hatte, es war seine Mutter. Das hatte er mir mal gesagt. Seine Mutter war nicht nett. Deswegen war Dean jetzt auch nicht nett. Ich spielte das Publikum. Ich besaß nur die Aufgabe, zuzusehen. Die Frau fand Deans Mutter wohl auch nicht nett. Dean übernahm nämlich die Rolle der strafenden Mutter. Ersparen wir uns an dieser Stelle die Details.

Bevor wir den Friedhof verließen, drehte Dean sich immer noch mal um. Wir wussten beide, dass die Therapie erfolglos war. Die strafende Mutter hatte ihn immer noch im Griff.

Ein Profiler wäre eventuell dahintergekommen, dass die Mutter von Dean Regine war. Die Opfer hatten alle eine große Ähnlichkeit mit ihr. Aber ich war kein Profiler, deshalb dachte ich auch nicht weiter darüber nach. Hauptsache, ich sah niemandem ähnlich, der auf Deans dunkle Liste stand. Ob Regine allerdings Deans leibliche Mutter war, wusste ich nicht, ist bei Dämonen auch unwichtig.

Endlich, Papa war da und holte mich ab. Endlich nach Hause und mit Onkel Vadim spielen. Hoffentlich gab es etwas Gutes zu essen.

Hucke Pack

Heute spielte ich am See. Die Sonne schient. Es kamen Menschen mit Hunden vorbei, lachten und unterhielten sich. Es begann ein ganz gewöhnlicher Morgen. Mir ging es gut. Vielleicht besuchten wir heute noch Tante Flora. Ich hing sehr an Tante Flora, aber noch viel mehr an Onkel Vadim. Bis heute hat sich daran nichts geändert.

Es gab auch ruhige Tage. So wie der heutige. Einfach da sein, Steine ansehen, mit Onkel Vadim um den See gehen. Hucke Pack und herumalbern. Onkel Vadim war meine wichtigste Bezugsperson. Heute gingen wir in die West-Berliner Innenstadt. Am liebsten mochte ich Eisessen. Da der Tag sehr undramatisch ablief, erinnere ich mich nicht so gut. Aber ich weiß noch, dass Onkel Vadim mir ein Kleid kaufte, worauf ich sehr stolz war. Das durfte ich zwar zuhause in der Holzhütte nicht anziehen, dafür aber außerhalb z. B. wenn wir zu Tante Flora gingen. Ja, mir ging es gut.

Spielkameraden

Wahrscheinlich besaß ich eine tiefe Beziehung zu Onkel Vadim, weil sonst keiner mit mir spielte.

Es schien sehr schwierig zu sein, Kontakt mit anderen Kindern zu bekommen, weil Papa der Meinung war, es lohne sich sowieso nicht. Wenn mal ein Kind zu Besuch kam, sprach es meine Sprache nicht oder war zu klein. Meistens blieben diese Kinder nicht lange da. So konnte ich auch keine beste Freundin bekommen. Ich mochte Kinder sowieso nicht.

Das lag an Papas Erziehung. Er wünschte nicht, dass ich Kontakt zu Kindern hatte, die nicht zu unserer dämonischen Welt gehörten.

Deswegen nahm Papa mich fest an die Hand und ging mit mir wieder in das Haupthaus, durch den Hintereingang in den Keller.

Sie kennen das schon. Im Keller befanden sich Räume. Einer der Räume gehörte mir. Er war ausreichend groß. Durch das unerreichbare Gitterfenster konnte ich Grashalme sehen. Mein Kellerzimmer bestand aus einer Pritsche mit grauer kratziger Wolldecke und eine Tür mit Gitter.

Sonst nichts. In dem Kellerraum vergaß ich, dass ich eine Dämonenfamilie habe. Ich vergaß meinen Patenonkel Vadim, der immer auf mich aufpasst. Ich vergaß das Seeufer zum

Spielen. Ich vergaß meinen Bruder Dean, der mich am Leben ließ, weil er mich dringend brauchte. Ich vergaß, dass ich schon mal hier war. Ich vergaß mich selbst.

Ich hatte keine Eltern. Nur Ben. Ich musste zwischendurch nach oben ins Kaminzimmer und lerne dort den Umgang mit Tieren.

Ben war jetzt meine Bezugsperson. Meine einzige auf der ganzen Welt. Von ihm hing meine Existenz ab. Aber wenn ich gut lernte, hatte er mich wieder lieb und ich konnte leben. Ich war dickköpfig und ließ mich nicht einfach dazu bringen, das zu tun, was Ben von mir erwartete, auch nicht, wenn es um meine Existenz ging.

Wenn ich nicht gerade lernte, wohnte ich in dem Kellerraum. Ich lernte langsam. Das dauerte. Manchmal musste ich kurzfristig in ein Zimmer in der oberen Etage, kameraüberwacht. Vielleicht war dann der Kellerraum besetzt?

Lernen war so wichtig, weil aus einem unbekanntem Grund die eigene Existenz so wichtig war. Muss angeboren sein, kann aber nerven, da das Ende dann nicht in Sicht ist.

Als ich kleiner war, wusste ich nicht so genau, was Ben mit mir vorhatte. Da hatte ich nie über den Tod nachgedacht, das tat ich jetzt öfter. Sterben wollte ich bekanntlich nicht, also musste ich mit dem Feuerhaken im Kaminzimmer zuschlagen. Eigentlich müsste ein Dämonenkind Freude daran haben. Eigentlich! Wenn da doch nur nicht mein Dickkopf gewesen wäre und die Hemmung, dann wäre alles leichter gewesen. Wahrscheinlich war ich komisch, weil ich nicht zuhauen konnte. Hatte da halt keine Freude dran. Wo doch alle Erwachsenen um mich herum es so gerne wollten. Ben wollte es, der Erzieher und die Erzieherin, sogar der Neurologe.

Ich befand mich jetzt seit einer Ewigkeit im Kaminraum mit dem Schürhaken in der Hand und machte nichts.

Ben war außer sich.

Hatte heute nur halbherzig zugeschlagen. Einer meiner Erzieher war entsetzt, wie ich so erfolglos zuschlagen konnte, ich war seelenlos. Ich war böse. Keiner liebte mich. Wurde weggesperrt in den Kellerraum mit der kratzigen Wolldecke.

Heute hatte ich es geschafft. Ben war überglücklich. War Ben glücklich, war meine Existenz wieder da. Trotzdem fand ich immer noch, dass man kleine Rehe nicht schlagen darf.

Ben wird später feststellen müssen, dass meine Haltung sich nicht ändern wird. Hatte da immer noch keine Freude dran. Wo doch alle Erwachsenen um mich herum es so gerne wollten.

Papa war da und holte mich ab. Er fragte mich, ob ich schön gelernt hatte. Ich nickte und versuchte, diese fette Lüge vor ihm und mir selber zu vertuschen. Lügen waren wie ein russisches Roulette, diesmal hatte ich Glück gehabt. Die Tatsache, dass ich immer noch keine Freude am Zuschlagen hatte, machte mir mittlerweile sehr große Sorgen. Diese Sorge musste ich allerdings mit mir alleine teilen. Alle Erwachsenen um mich herum konnten es und wollten es, weshalb ausgerechnet ich nicht? War ich tief in mir drin so verdorben, dass ich die Einstellung der Erwachsenen für falsch hielt? Ich blickte traurig zu Boden und konnte eine Träne nicht zurückhalten. Papa nahm fest meine Hand und ging mit mir zurück zu unserer Holzhütte. Bald würde die Zeit unserer Dämonenfamilie zu Ende sein. Wir würden sie auflösen, da meine Grunderziehung bis zum 6. Lebensjahr fast beendet war. Vorher musste noch ein wichtiger Schritt gegangen werden.

Im Gegensatz zu Ihnen fing meine Existenz nicht mit einer Geburt an. Dämonen existieren ewig, ohne Anfang. Das behaupteten jedenfalls meine Bezugspersonen. Ausnahmslos. Jetzt kommt der interessante Teil. Mein Vater hatte beschlossen, mich in die Menschenwelt einzuführen, damit ich für ihn sozusagen unerkannt arbeiten könnte. Da wir unsere Familie auflösen würden, wäre es eine gute Möglichkeit, mich in einer menschlichen Vertragsfamilie unterzubringen, wo ich in der Verkleidung eines Menschen wohnen könnte, ohne aufzufallen. Sagte Papa. Und Onkel Vadim. Und Tante Flora. Trotzdem wäre ich erfreulicherweise jederzeit von Papa abrufbar und könnte zu ihm nach West-Berlin kommen. Das hieß nichts anderes, als mich unauffällig unter Kontrolle zu halten und mich gleichzeitig bei Bedarf für Kundenaufträge einsetzen zu können. Diese Erkenntnis besaß ich damals natürlich nicht. So folgte ich den Worten, die mir präsentiert wurden, von den Leuten, denen ich vertrauen musste. Ein anständiger Psychiater hätte bei meinen Bezugspersonen wohl die Hände über den Kopf zusammengeschlagen.

So sagte Papa, getarnt in der menschlichen Gesellschaft könnte ich für die Agentur sehr viel leisten. Wenn er meinte. Er hatte sich schon für mich Vertrageltern-Eltern ausgesucht. Eine junge Frau samt etwas älteren Mann in einem anderen Bundesland. Na toll. Wenn das mal gut ging. Elitär sahen die nicht grad aus. War allerdings von Menschen auch nicht zu erwarten. Ich konnte das beurteilen. Schließlich war ich vorher schon ein paar Mal bei denen auf Probebesuch gewesen. Aber schließlich sollte ich nach meiner menschlichen Geburt eh hierarchisch über denen stehen. Schließlich arbeitete ich nur für meinen Papa.

Ich wusste nicht, wie er es anstellen wollte, mich aus geburtlichen Zwecken in den Bauch dieser Frau zu bekommen. Das war bei Menschen nämlich so. Sagte Papa. Ich wusste

nur, dass er es konnte. Hätten Sie eine Idee? Richtig, Sie sagen, dass geht nicht. Aber leider ging es doch, nur anders als man denkt.

Der wichtige Tag

Heute war ein wichtiger Tag für mich. Schließlich wurde ich das erste Mal geboren. Meine bisherige Familie würde es so nicht mehr geben, das hieß, sie käme in der bisherigen dämonischen Form nicht mehr zusammen. Das behaupteten jedenfalls Papa und Onkel Vadim. Jedes Mitglied würde jetzt wieder ganz seine gewohnten alten Wege gehen können. Irgendwie hatte ich den Verdacht, dass sie sich freuten, wieder ihrem Alltag nachgehen zu können, anstatt mich aufwendig zu erziehen. Ein Umstand, der mich sehr bedrückte. Damals wusste ich ja noch nicht, dass es hier um Geld und Kriminalität ging. Ich empfand die fühlbare Erleichterung meiner Bezugspersonen gegen mich gerichtet. Meine Familienmitglieder hatten sich, solange ich existierte, also ewig, nur für mich zusammengetan, um mir eine kindgerechte Umgebung und anständige Erziehung zukommen zu lassen. Wenn sie nicht da waren, passten ja Tante Flora oder Onkel Vadim auf mich auf. Sollten jetzt etwa Fremde für mich da sein? Udenkbar, eine Zumutung.

Ich verschwieg allerdings besser, dass ich meine geliebten Bezugspersonen nicht gegen Menschen eintauschen wollte. Ich fühlte mich abgeschoben, wie ein lästig gewordener Hamster, den man hin und wieder aus seinem Käfig holte und nun versuchte, loszuwerden.

Andererseits sollte ich zufrieden sein. Wäre ich nicht erfolgreich erzogen worden, stände jetzt meine Eliminierung an.

Sie verstehen, dass der heutige Tag also besonders war.

Zu diesem Anlass trafen sich wichtige Mitglieder der Agentur und meine Familie, natürlich alle in bester Stimmung und sehr stolz auf mich. Keiner unter ihnen stellte diesen Tag in Frage. Zu diesem bedeutsamen Anlass war vornehme, dunkle Kleidung angebracht.

Es herrschte ein Getratsche und Gelache, wie es bei fröhlichen Anlässen üblich ist. Zwar sollte man erst nachher mit Sekt anstoßen, aber manche genehmigten sich schon vorher ein Gläschen. Auch hier hätte wohl ein anständiger Psychiater die Hände über den Kopf zusammengeschlagen und ein Profiler gnadenlos mit dem Kopf geschüttelt.

Ich trug mein schönes weißes Kleid, das tatsächlich mal ohne Flecken von Schokolade oder Sonstiges blieb. Eine Tatsache, die Patenonkel Vadim nicht wenig Nerven gekostet

haben sollte. Die ordentlich entkleidete Frau, an Armen und Beinen auf einem schön geschmückten Tisch gewissenhaft festgebunden, bekam jetzt keine Beachtung und spielte im ersten großen Begrüßungshallo der ankommenden Gäste eher eine Nebenrolle. Aber Opfer sind bekanntlich geduldig. Diese Frau sollte nebenbei bemerkt meine angebliche zukünftige Vertragsmutter sein. Leider bekam ich keinen Kakao, ein Umstand, der bei mir schlechte Laune verursachte. Aber Onkel Vadim sah wohl vor seinem geistigen Auge schon große braune Flecken auf meinem weißen Kleid und blieb stur.

Nachdem alle genug Zeit hatten sich auszutauschen oder sich lachend in den Armen zu liegen, hielt Papa vermutlich eine liebe Ansprache, an die ich mich aber nicht mehr erinnerte, da ich so nervös war. Vielleicht sagte er, dass Papa und seine Mitglieder auch zukünftig immer für mein Wohl sorgen würden. Also nichts anderes, als mich am Leben zu halten und zu bewachen. Wenigstens etwas. Den genauen Wortlaut müsste man sich auf dem Film anschauen.

Die Gäste stellten sich geordnet um die immer noch geduldig wartende Frau auf. Patentonkel Vadim zupfte noch mal mein Kleid zurecht. Tante Flora strich mir über den Schopf und wünschte mir als Patentante alles Liebe. Die Umstehenden sahen mich aufmunternd und erwartungsvoll an.

Ich ging auf die Frau zu, langsam, so wie Onkel Vadim es mit mir geübt hatte. Nach dem Onkel Vadim mich ganz nah zu ihr hinschieben musste, weil ich ein wenig bockte, gab er mir einen Stich in den Hals, sodass ich ausgerechnet jetzt sehr schnell ermüdete. Deshalb verschlief ich die weitere Feier. Erst unschöne Geräusche weckten mich wieder auf, irgendwie dumpf, wie wenn jemand schreit, der etwas im Mund hat. Ich wusste nicht, wo ich mich befand. Das Einzige, was mir bekannt vorkam, war mein eigener Pulsschlag in meinen Ohren. Ich bekam meine Augen noch nicht richtig auf, als wären Gewichte dran. Zuerst sah ich etwas Helles vor mir. Eine Frau lag mit einem sehr dicken Bauch auf einem Wohnzimmertisch. Der Raum, in dem ich mich gerade befand, musste extrem eng sein, denn ich konnte nur mit eingezogenem Kopf in der Hocke sitzen. Aber damit wollte ich mich jetzt nicht befassen, da ich mich um meine Kopfschmerzen kümmern musste. Es fühlte sich an, als ob ich einen Eisenring umhätte, der mir bei jedem Augenschlag das Gehirn ein wenig fester zudrückte. Ich hatte auch einen an, aber das wusste ich zu diesem Zeitpunkt nicht. So fühlte sich wohl ein menschliches Baby bei der Geburt. Onkel Vadim hatte mir vorher genau den Geburtsvorgang erklärt. Das Baby schob sich mit dem Kopf voran durch einen engen Geburtskanal. Onkel Vadim hatte nur verschwiegen, wie eng der wirklich war. Hinzu kamen die nervtötenden Geräusche der Frau. Irgendwann hörte

das erfahrungsgemäß auf. Ich erkannte die Frau wieder. Es war die, die gerade noch geduldig auf dem Tisch auf der Feier gelegen hatte, während Onkel Vadim mich zu ihr hinschob. Interessant ist, dass ich meine eigene menschliche Geburt von außen sehen konnte und gleichzeitig von innen heraus erlebte. Jaha, das, mein Leser, können nur Dämonen. Leider verlor ich irgendwann mein Bewusstsein, da ich das Gefühl hatte zu ersticken. So entfernen sich gnädig die Geräusche immer weiter, bis ich in ein schwarzes stilles Loch fallen durfte.

Haben Sie mittlerweile eine Idee, wie mein Vater es geschafft hat?

Das Dunkle und das Engegefühl bei der Geburt wurden durch einen schwarzen kleinen Kasten simuliert, in dem später auch andere Kinder der Agentur nach mir hineinkamen. Er war schallisoliert, hatte eine Art Bullauge, das man bei Bedarf schließen konnte. Im Kasten selber gab es ein Mikrofon. Durch die Enge hatte ich den Eindruck im Geburtskanal zu sein. Der Druck auf den Kopf während der simulierten Austreibungsphase wurde wie gesagt durch einen Eisenring am Kopf erzeugt. Meine eigene Geburt war an dem realen Geburtstermin vor Jahren gefilmt worden und dann so abgespielt, dass ich im Kasten durch das Bullauge den Film mit Ton ansehen konnte. Durch die Medikamente und falschen Informationen wurde die eigene Wahrnehmung beeinflusst. So lässt sich ein Erlebnis simulieren, welches das Opfer zwar tatsächlich erlebte, aber nur aus Opfersicht. Es hat die Enge erlebt, die Geräusche der Frau gehört, den Kopfdruck gespürt, die Angst ausgestanden. Aber die Information wo man sich gerade befand war falsch. Es war nicht der Geburtskanal, sondern ein schwarzer Kasten. Das sind dann später die verhängnisvollen Aussagen, die die Opfer so unglaublich werden lassen, weil sie nicht wahr sein können. Nur wer beide Seiten kennenlernt, Opfersicht und Tätersicht und dann noch obendrein in der Lage ist beides zusammenzufügen und zu reflektieren, hat eine Chance, an die Realität heranzukommen. So können Schwangerschaften, Abtreibungen und Aufenthalte im All, sogar das Miterleben der eigenen Geburt erlebbar gemacht werden, auch wenn die Rahmenbedingungen ganz anders waren. Jetzt könnte man dem Gehirn sagen, das Erlebnis sei nur simuliert worden. Aber das Gehirn sagt, ich habe die Schmerzen und die Angst erlebt. Egal wie sie es gemacht haben, es war schrecklich. Folter bleibt Folter, egal mit welchem Hintergrund.

Sollte Ihnen also mal ein Opfer ernsthaft erzählen es hätte ein Kind geboren, obwohl derjenige nachweislich nie ein Kind bekommen hat, wissen Sie, mit was Sie es hier höchstwahrscheinlich zu tun haben.

Krimineller Geburtstag

Nach ein paar ewigen Stunden blickte ich endlich in die neue Welt und lag in meinem ersten eigenen Kinderzimmer im Kinderbett meiner neuen Vertragseltern. Schade, dass keiner da war, der mir zur Feier des Tages Kakao reichte. Die Feier würde zuhause wohl noch weiter gehen, jetzt aber wohl ohne mich den Sekt schlürfend, sich jetzt wegen meiner gelungenen Geburt in den Armen liegen und auf die Schulter klopfen. Aber Papa käme mich ja hoffentlich bald abholen, sodass ich alle wiedersehe.

Bevor ich in der neuen Vertragsfamilie geboren wurde, musste ich wie schon erwähnt einige Probebesuche machen. Nicht jede menschliche Familie besaß die Eignung, ein Dämonenkind aufzunehmen. Man könnte auch in Ihrer Sprache sagen, nicht jede Familie war kriminell genug, um für sowas die Nerven zu haben.

Bei meinem letzten Probebesuch war es dunkel gewesen. Onkel Henning, ein Verwandter der zukünftigen Vertragseltern, brachte mich zu meinem künftigen Wohnort in einem Vorort von Westdeutschland. Ich weiß noch, wie das Licht in der Küche in der ersten Etage des vierstöckigen Hochhauses brannte. Es war schon sehr spät. Ich wurde an der Haustür empfangen und sofort in ein Kinderzimmer geschoben. Offensichtlich lebte hier schon ein Kind. Es gab ein Bett mit Gittern, was aussah, als wäre grad jemand aufgestanden. Es gab Flecken auf dem Lacken, sah aus wie Essensreste und es stank ein wenig nach Urin. Es gab wenige Spielsachen im Raum, aber mehr, als ich je besessen hatte. Ich sollte eigentlich die Kinderzimmertür geschlossen halten, solange Onkel Henning nichts Gegenteiliges sagte. Tat es aber nicht, da ich, wie Sie wissen, stur war. Durch den Spalt konnte ich den gelb beleuchteten Flur sehen. Jemand weinte, die Stimmen kamen rechts aus dem geschlossenen Wohnzimmer. Onkel Henning öffnete die Wohnzimmertür und nahm ein Kind auf dem Arm, was sich vorher geweigert hatte, mit ihm mitzugehen. Ich vermutete, dass es das Kind war, das hier sonst wohnte, in dem Bett schlief und mit den Spielsachen spielte. Interessant. Weshalb nahm Onkel Henning das Kind mit? Es weinte, was mich traurig machte, obwohl ich ja eigentlich Kinder nicht mochte. Andererseits machte ich mir große Sorgen, dass es zu Onkel Vadim gebracht würde und nun mit ihm statt mir am See spielen würde. Sie gingen zur Haustür und Onkel Henning lief mit dem Kind im Arm an meinem Fenster vorbei. Ich machte schnell die Tür wieder vorsichtig zu

und setzte mich vor das Gitterbett auf den Boden. Was ich damals erst später erfuhr, war die Tatsache, dass dieses Kind meine Zwillingsschwester Josefine war, die solange als Platzhalter in dieser Familie lebte, bis ich gegen sie eingetauscht würde. Josefine würde irgendwo anders hinkommen, wo sie niemandem auffällt. Josefine war im Gegensatz zu mir im Krankenhaus geboren, während ich eine Hausgeburt war. Sie wissen schon, die, die ich im schwarzen Kasten als Filmaufnahme gesehen hatte. Da anscheinend Ärzte der Agentur die Zwillingsgeburt begleiteten, war es möglich, das eine Kind anonym zu hause und das zweite im Krankenhaus zur Welt zu bringen. In der Tat kann bei Zwillingsgeburten einige Zeit zwischen den jeweiligen Geburten liegen, auch wenn es im Fall von Josefine mittlerweile im Krankenhaus lebensbedrohlich geworden war, da die Vertragsmutter viel zu spät dort ankam, wie Verwandte mir später berichteten. Für die Meldepflicht der Hausgeburt ist derjenige Arzt verantwortlich, der bei der häuslichen Geburt anwesend ist, nicht das Krankenhaus. Da er offensichtlich keine Meldung machte, blieb meine Geburt anonym. Das Krankenhaus meldete nur ein Kind, nämlich das, welches dort geboren wurde, Josefine. Daher gab es nur eine Geburtsurkunde, die Josefine und ich uns teilten. Bei meinem Einzug in die Vertragsfamilie übernahm ich Josefines Existenz, samt Bett, Spielsachen, Essensresten und ihre Geburtsurkunde, um offiziell dort gehalten werden zu können. Schließlich sollte ich in den Kindergarten und zur Schule gehen können. Die gültige amtliche Version hieß ab jetzt, dass ich in einem Krankenhaus geboren worden war, als Einzelkind, ein normales, unauffälliges Leben führend, natürlich mit „persönlicher“ Geburtsurkunde. Diese Version hielt ich lange bei. Wer traut sich schon, so einen Hintergrund zu erklären?

Geschäftsverträge

Ich fühlte mich extrem müde, lag mittlerweile im Kinderbett und hoffte auf meine Ruhe. Mit der Ruhe war es vorbei, weil gerade mein neuer Vertragsvater in mein Zimmer gekommen war und mich nun von innen und außen sehr genau betrachtete. Ich wusste, dass es nicht der Beginn einer liebevollen Vater-Kind Beziehung werden würde. Ich kannte diesen Mann aus der Agentur und ich wusste sehr wohl, dass er angelte, gerne Kinder quälte und noch gern hin und wieder eins umbrachte, wenn er durfte. Wir können davon ausgehen, dass es sich hier um einen Geschäftsvertrag handelte. Der neue Vertragsvater würde außerhalb der Agentur auf mich aufpassen, dafür durfte er die Angebote

der Agentur kostenlos nutzen. Mit dem Wissen ging ich nun schlafen, hörte zur Abwechslung mal nicht meinen eigenen Herzschlag, da es schon spät war. Vorher vergaß ich aber meinen geliebten Onkel Vadim, meinen Papa, den See und die Hunde, den Keller, und meine Geburt und mich selber. Ich würde ab jetzt immer traurig sein, wenn ich hier bin und nicht wissen, weshalb.

Mein Vertragsvater hätte der Bruder von Dean sein können. Bei beiden stimmte etwas mit der Einstellung nicht. Mein Vertragsvater hatte zwar keinen Hang zu Friedhöfen, dafür war er Mitglied im Angelverein an einem See, einige Stunden Autofahrt von Westberlin entfernt, wo er mich gratis nutzen konnte. Ich sag das. Irgendwann sag ich das.

Mein Vertragsvater besaß nicht das dramatische Niveau von meinem Bruder Dean. Trotzdem konnte er hier und da beeindrucken. Aber natürlich nur, weil er größer war.

Kindergartentage

Um Ihnen erst mal eine Pause zu verschaffen, erzähle ich gern etwas von meinem Kindergarten während meines Aufenthaltes bei den Vertragseltern. Das Schönste am Kindergarten war der Hin und Rückweg. Entweder ging meine Vertragsmutter mit mir dorthin, oder eine Mutter eines anderen Kindergartenkindes aus der Nachbarschaft nahm mich mit auf ihr Fahrrad. Wir kamen immer an eine Kuhwiese vorbei. Im Sommer pflückte ich roten Klee. Die Nachbarin hielt extra an, damit ich mir einen Zweig vom Liguster abbrechen konnte. Das sind die beiden Dinge, die mich sehr fröhlich machten. Im Herbst kamen zu den fröhlichen Dingen noch die rotbraunen Kastanien hinzu, die sich dann im Park kurz vor dem Kindergarten im Laub versteckten. Im Kindergarten selber endete die Verschnaufpause schon. Es wollte mir da einfach nicht gut gehen. Ich versuchte, die Kindergärtnerinnen und Kindergartenkinder zu erfassen, eine Angelegenheit, die mir nicht so ganz gelang. Besonders schwierig war der Gang über den Hof zu den kleinen Kindertoiletten. Ich erwartete jedes Mal, nie mehr von dort zurückzukehren. Leider musste ich oft auf Toilette. Heute durfte ich einen großen Clown auf die weiße Tür unserer Kindergartengruppe malen, da ich wohl gut malen konnte. Ich wurde sehr gelobt, während ich auf einem Stuhl stand, beäugt von der Kindergärtnerin, wobei mir das Thema Beäugung irgendwie bekannt vorkam. Das Arbeiten mit Filz und Papier war besonders schön für mich, da es dabei keine unguuten Überraschungen gab. Ich erinnerte mich noch an einen kleinen dicken Kalender. Bei dem konnte ich jeden Tag ein Zettelchen abreißen, für jeden

Tag einen. Den klebten wir auf ein längliches grünes Gewebe und klebten runde Filzkreise darauf. Das war das schönste, was ich je hergestellt hatte. Ich durfte es sogar erstaunlicherweise über mein Bett an die Wand hängen. Natürlich blieben auch das bunte Transparentpapier, die Eierschalenstückchen zum Kleben und das bunte Reißpapier, geklebt auf Bierdeckel, für immer in guter Erinnerung. Ich saß gern auf den kleinen Stühlchen, die extra für uns Kinder da waren.

Nur die Menschen um mich herum waren immer weit weg. Das lag aber nicht an ihnen, sondern an mir. Ich mochte eben keine Kinder. Besonders entsetzlich war allerdings das Essen. Meine Vertragsmutter gab mir immer Äpfel mit, eingepackt in Alufolie. Und dann diese ekeligen schon angegammelten Bananen, Als müsste ein Vampir mit Freuden ein Knoblauchsandwich verdrücken. Immerhin hatte ich zu diesem Zeitpunkt schon das fiese Marmeladenbrot vor dem Kindergarten überwunden.

Vom Essen abgesehen war Kindergarten eher unspektakulär. Kein Kind wurde gefoltert, wir verbrachten keine dunklen Stunden im Keller und die Erzieherinnen arbeiteten nicht mit Kinderhändlern zusammen. Nur basteln oder malen. Wie im Urlaub. Im freien Teil der Malstunde malte ich grundsätzlich unverfängliche Kirschbäume mit Haus. Da konnte keiner etwas falsch verstehen.

Die Anweisungen der Erzieherinnen waren hier nicht so streng zu sehen, wie ich es von zuhause gewohnt war. Bevor sich alle Kinder auf ihre Stühle setzten, um einer Geschichte zuzuhören, sollten alle, die es nötig hatten, noch mal aufs Klo. Während der Vorlesung war aufstehen nämlich verboten. Wie gesagt, ich hasste Klos. Leider hätte ich es auch nötig gehabt. Die Kindergärtnerin fragte hinterher erstaunt, weshalb ich denn nichts gesagt hätte. Ich schob ihr dezent die Schuld zu. Befehl war doch Befehl, oder nicht? Jedenfalls hatte sie mich nicht geschlagen. Das hätte ich auch Papa gesagt. Schließlich durfte mich ein Außenstehender nur schlagen, der auch dafür zahlte.

Meistens holte mich meine Vertragsmutter ab, zum Glück ohne Essen.

Aber es kam auch vor, dass Onkel Henning mitkam und sich dezent im Hintergrund hielt. War auch besser so. Denn wie gesagt, arbeiteten Kindergärtnerinnen im Allgemeinen nicht gern mit Kinderhändlern zusammen. Und ich fand, dass man es ihm irgendwie ansah, fand er wohl auch und hielt sich deswegen zurück. Auf dem Parkplatz musste ich dann meine geliebte rote Kindergartentasche mit eingestanzter Lokomotive mit zwei Anhängern an die Vertragsmutter abgeben, nahm von ihr meinen kleinen blauen Kinderreisekoffer entgegen und stieg zum Onkel Henning unter den Augen der Kirche, die direkt neben dem Kindergarten stand, in das Auto, das mich dann nach West-Berlin brachte.

Kleine Änderungen

Nach meinem Wechsel von der dämonischer zur menschlichen Seite wechselte Onkel Vadim seinen Namen, sodass ich ihn mit seinem bürgerlichen Namen ansprechen musste, den er sonst auch als Mitarbeiter der Agentur trug. Aus Patenonkel Vadim wurde Patenonkel Willem. Zum Glück blieb Onkel Willem in der Agentur weiter für mich zuständig. Auch Papa wurde nicht mehr mit ER angesprochen sondern mit Onkel Tristan. Für mich aber war und blieb er Papa. Da ich das Wort Papa stur beibehielt, fing ich mir schwere Strafen ein, wenn ich Papa vor Geschäftskunden mit demselben ansprach. So kam es, dass ich wenigstens auf geschäftlichem Terrain das Wort Papa verschluckte und ihn dann eben gar nicht mehr ansprach, sondern ihn am Ärmel zog. Es war wohl auf Dauer auch nicht das, was Papa sich wünschte, weil man vor Kunden nicht den Eigentümer so einer Agentur wie dieser am Ärmel zuckelte, aber wenigstens fiel das Wort Papa nicht mehr öffentlich. Papa hatte keine Zeit mehr für väterliche Pflichten und widmete sich ganz der Leitung der Agentur. Mein Patenonkel Vadim hieß wie gesagt ab jetzt Onkel Willem und arbeitete weiterhin in der Agentur als Kinderhändler.

Kinderkrankheiten

Onkel Henning, ein Verwandter der Vertragseltern, musste mich oft zwischen den Vertragseltern und West-Berlin hin und her fahren. Praktischerweise besaß seine Familie dort einen Zweitwohnsitz. Mit dem Auto dauerte das einige Stunden. Onkel Henning hatte schwache Nerven, ich dafür eine schwache Blase. Deswegen mussten wir ständig anhalten. Er wollte mir jedes Mal ein Ohr abschneiden, wenn er so richtig in Rage war. Herrlich. Es kam auch vor, dass Onkel Henning, bevor wir die damalige Grenze in die DDR passierten, mich auf einem Rastplatz Onkel Willem übergab. War auch besser so, da jetzt mehr Nerven zur Verfügung standen. Leider konnten wir bis West-Berlin nicht mehr halten, aus politischen Gründen, na, wenn das mal stimmte.

In West-Berlin war alles wieder gut. Onkel Willem und ich fuhren gewöhnlich erst zu Tante Flora nach hause. Ich wurde innig von beringten Männerarmen in Rüschenärmeln geherzt und bekam meinen geliebten warmen Kakao. Was für ein Leben.

Endlich wieder zuhause. Onkel Willem und Tante Flora machten dann gerne Päuschen mit Käffchen, während ich ausgiebig meinen Kakao schlürfte. So saßen wir dann zusammen im Wohnzimmer und genossen das Leben. Besonders bei Kinderhändlern ging es regelmäßig sehr gemütlich zu. Jedenfalls bei meinen. Denn auch Tante Flora war in der Branche tätig.

Tante Flora erkundigte sich nach meinem Wohlbefinden, fühlte hin und wieder besorgt meine Stirn und war zufrieden, wenn alles unauffällig war. Schließlich waren das Reisen und der doch belastende Aufenthalt in der Vertragsfamilie außerhalb der Agentur für ein kleines Kind nicht immer unproblematisch. Besonders mein Besuch im Kindergarten war Tante Flora ein Dorn im Auge, da sie ständig Angst hatte, ich würde erkranken, was ich ja auch anständigerweise tat. Scharlach und Mumps sind einige meiner Errungenschaften, die Tante Flora tiefe Sorgenfalten verschafften, denn kranke Kinder konnten nicht auf gesunde Kunden losgelassen werden. Kunden ohne Kinder zahlten kein Geld. Ohne Geld wären noch tiefere Sorgenfalten gekommen.

Tante Flora verbot dann auch meiner Vertragsfamilie Urlaube im Winter. Tatsächlich litt ich häufig unter Mandelentzündungen.

Abzählreime

Im Gegensatz zu den Kindergärtnerinnen außerhalb der Agentur ging es bei uns in der internen west-berliner Kindergruppe etwas anders zu. Die Erzieher waren hinterhältig, diszipliniert und durchdachten jeden Erziehungsschritt äußerst konsequent. Hier musste man damit rechnen, dass ein Kind schwer bestraft wird, wenn man Befehlen nicht folgte oder unaufmerksam war. Hier konnte man nicht unverfängliche Kirschbäume mit Haus malen, hier wurde auch nicht einfach gebastelt, und schon gar nicht eine nette Geschichte im Stuhlkreis vorgelesen und anschließend nicht geschimpft, wenn man besser die Toilette hätte pünktlich aufsuchen sollen.

Hier durften die Erzieher auch unbezahlt schlagen. Wäre es bei den Schlägen geblieben, hätte man sich die anderen Erziehungsmethoden erspart. Aber bei hochgesetzten Zielen reichte das eben nicht.

Wir waren eine Gruppe von 5 Kindern, mal etwas mehr, mal etwas weniger, die hier in der west-berliner Agentur ausgebildet wurden.

Hätte von außen ein zufällig unbeteiligter neugieriger Beobachter durchs Fenster gelinst, hätte er einen netten Stuhlkreis mit 5 kleinen Kindern zu sehen bekommen. Wäre der heimliche Beobachter eventuell aber nicht schmerzlich vom Fenster abgerutscht und nach hause gegangen, um sich ein Pflaster zu holen, wäre ihm dann irgendwann aufgefallen, dass etwas nicht stimmte.

Abzählreime waren lustig, aber in diesem Stuhlkreis schlugen sie unvermeidlich ins Gegenteil um, wenn dabei ein Kind ausgezählt wurde, dass anschließend bei einem Kinderlied in der Kreismitte unter Anleitung des Erziehers von den anderen Kindern gequält wurde. So lernte man, mal auf der Opferseite und mal auf der Täterseite zu stehen. Fazit: Täterseite war besser.

Sollte also Ihnen gegenüber ein Kinderhändler Abzählreime erwähnen, sollten Sie schnell umkehren. Es ist nicht das, wofür Sie es halten.

Im weltlichen Kindergarten musste aufgeräumt werden. Pappe und Kleber kamen in das eine Fach, Scheren wurden besonders aufbewahrt, damit bloß kein Kind zu Schaden kam. In der Agentur war das anders. Zu Schaden kam jedes Kind, so oder so.

Heute war Gewissenhaftigkeit ein Thema. Ich ging mit dem Erzieher in den Garten und sollte Wäsche auf die Leinen hängen. Mit Wäscheklammern mussten die Kleidungsstücke ordentlich aufgehängt werden. Als kleines Kind hatte man da eine andere Auffassung von Ordnung und war froh, die Kleidung überhaupt ordentlich an die Leine zu bekommen. Leider unterlief mir ein Fehler, ein Ärmel war von einem Pullover nach innen gezogen. Der Erzieher ging natürlich petzten. Zum Leidwesen aller wurde die Kindergruppe in den Garten gebracht. Von jedem Kind hingen Kleidungsstücke an der Leine. Der Pullover, dessen Kind er gehörte, musste vortreten. Da der Ärmel nach innen gezogen war und nun fehlte, war auch anschließend der Kinderarm schwer verletzt. Anschließend standen alle anderen Kinder stumm mit mir frühmorgens im sehr grünen Gras, nicht sicher, ob die Täterseite wirklich besser war. Aber alle Beteiligten dieser Kindergruppe werden sicherlich nie mehr entspannt Wäsche aufhängen, dafür ungewöhnlich gewissenhaft.

Dieses Kind, das den Arm verlor, war natürlich von der Agentur von Anfang an für diese Erziehungsmethode gekauft worden. Vermutlich von Onkel Willem, dem Kinderhändler. Denn uns Kindern, die ernsthaft in der Agentur ausgebildet wurden, durfte wegen Geschäftsschädigung körperlich kein offensichtlicher Schaden zugefügt werden. Ist ja klar. Leider wussten wir nur damals davon nichts.

Ahnungslos

Kindergarten war wie jeden Tag nach wie vor anstrengend, weil ich mich innerlich immer so einsam fühlte. Deswegen war ich fast froh, dass mich Onkel Henning heute abholte. Aber nur fast. Denn einerseits kam ich so endlich nach Hause nach West-Berlin und sah meine richtige Familie wieder, andererseits besaß Onkel Henning, wie Sie schon wissen, schwache Nerven, sodass ich mich immer glücklich schätzen konnte, in West-Berlin noch beide Ohren zu besitzen. Eben einer meiner ganz privaten persönlichen Kriege. Ich hatte da halt immer noch eine böse Ader.

Heute holte Onkel Henning mich wie gesagt ab. Ich war verständlich nervös. Die ahnungslosen Kinder, Eltern, Kindergärtnerinnen einschließlich dem Bastelpapier, kleinen Stühlchen und die kleinen Toiletten, auf die ich besser immer auf dringenden Wunsch von Onkel Henning gehen musste, belasten schmerzhaft mein Kindergehirn und Kinderneerven. Am Schlimmsten fand ich immer die Situationen, wo die Kindergärtnerin freundlich Onkel Henning die Hand schüttelte und dieser freundliche Mann, der für Kinderhändler arbeitete, innig zurück schüttelte. Er wurde langsam handzahn. Am liebsten hätte ich beiden die Ohren abgeschnitten, was allerdings in dieser Situation völlig unpassend gewesen wäre. So nahm ich brav meine kleine rote Kindertasche mit der Lokomotive und zwei Wagons mit, hängte sie mir um den Hals, nachdem ich die Alufolie des irgendwie gegessenen Apfels, der bedeutungsschwanger in meinem Magen lag, hineingeknüllt hatte, packte meine fröhlichen unverfänglichen Kirschbaumzeichnungen, nahm folgsam Onkel Hennings Hand und ging mit ihm zum dunkel blauen Wagen. Und das alles äußerst freiwillig. Jedenfalls mit den Augen der Kindergärtnerin betrachtet. Von persönlichen Kriegen und Kinderhändlern wusste sie nichts. War auch besser für sie, sonst wäre sie eventuell auch zu einem Kreisspiel eingeladen worden. Mein blauer Kinderkoffer lag schon gepackt im Auto. Sehr gut. Ohne den Reisekoffer ging ich nirgendwo hin und das wussten alle Beteiligten nur zu gut. Ein Mindestmass an Selbstbestimmung musste drin sein. Den Koffer gibt es heute noch und wäre zu besichtigen.

In West-Berlin ging es wie immer erst zu Tante Flora, die sich freute, dass ich da bin, noch beide Ohren hatte, da sie von Onkel Hennings Nerven wusste, mich an ihre volle

Männerbrust drückte und mir dann meinen geliebten Kakao kochte. Onkel Henning brauchte was Stärkeres.

Heute Abend ging es weiter nach hause zu Papa. Ich spielte ein wenig am Seeufer, beäugt von Onkel Willem, oft schlief ich noch kurz in der kleinen Holzhütte. Wenn Papa mich wieder fest an die Hand nahm und zielstrebig aus der Holzhütte durch die Bäume ging, ragte das alte Gebäude wie immer hoch vor uns auf. Wir gingen durch den Hintereingang. Der Keller kam mir auch jetzt nicht so gut.

Elite

Im Keller befanden sich Räume. Einer der Räume gehörte mir. Er war ausreichend groß. Durch das unerreichbare Gitterfenster konnte ich Grashalme sehen. Mein Kellerzimmer bestand aus einer Pritsche mit grauer kratziger Wolldecke und eine Tür mit Gitter.

In dem Kellerraum vergaß ich immer, dass ich eine Dämonenfamilie hatte. Ich vergaß meinen Patenonkel Willem, der immer auf mich aufpasste. Ich vergaß das Seeufer zum Spielen. Ich vergaß meinen Bruder Dean, der mich am Leben ließ, weil er mich dringend brauchte. Ich vergaß Onkel Henning mit seinen schwachen Nerven und Tante Flora, die mich so lieb hatte. Ich vergaß, dass ich in West-Berlin war. Wir waren in Nicaragua/ Managua.

Ich vergaß, dass ich Marie hieß. Ich vergaß, dass ich ein Mädchen war. Ich vergaß mich selbst.

Ich war Liam, ein Junge, Kindersoldat, Elite. Ein Profiler würde jetzt anmerken, das sei Regine, die Mutter von meinem Bruder Dean und meine Erzieherin und die, die bei den Filmen Regie führte. Aber da es keinen Profiler gab, musste ich auf das zurückgreifen, was ich glauben sollte.

Befehle wurden auf Spanisch erteilt. Mein Kellervater sah gefährlich aus. Ich hatte große Angst vor ihm, wenn er mich im Vorbeigehen fixierte. Mein Kellervater besaß die Macht, über das Haus, den Keller meine Pritsche, meine kratzige Wolldecke, über mich, über meine Existenz.

Er entschied, wer ich war ,wie lange ich es war, was ich war , wie lange ich es war, was ich sprach, wie lange ich es sprach, was ich wusste, wie lange ich es wusste, was ich fühlte, wie lange ich es fühlte, was ich sah, wie lange ich es sah, was ich hörte, wie lange ich es hörte, was ich dachte, wie lange ich es dachte, was ich hoffte, wie lange ich es hoffte.

Ich bin Elite.

Keine Therapiestunde

Papa holte mich ab. Ich vergaß Nicaragua, ich vergaß, dass ich ein Kindersoldat war. Ich vergaß, dass ich Liam hieß. Ich vergaß, dass ich ein Junge war. Ich war Marie, ein Mädchen, dämonisch, getarnt im Menschenkleid, wie immer und unglaublich niedlich. Heute schlief ich bei Tante Flora. Zum Frühstück gab es wie jedes Mal Kakao. Leider sank meine Laune in den Keller, weil mein Bruder Dean heute unbedingt mit mir auf dem Friedhof wollte.

Er steigerte sich meiner Meinung nach zu sehr in seine Ausbilderpflichten hinein.

Wie so oft kamen Papa und ich zu früh am Friedhof im Wald an. Papa musste dringend wieder zurück. Also wartete ich allein vor dem Friedhofstor mit Blick ins Grüne. Wenn Sie neben mir stünden, würden Sie sich nicht mehr langweilen, aber nur weil Sie mittlerweile wissen, um was es hier ging. Da ich es logischerweise auch wusste, übernahm Katze Vince mal wieder das Warten.

Katzen haben mehr Geduld. Aha, ich sah ihn. Heute mal von links. Dean kam mit dem Auto. Ein Leichenwagen, sein ganzer Stolz.

Heute ging es nicht um Deans Therapiestunde. Heute stand meine Ausbildung im Vordergrund. Die Katze blieb draußen. Kluges Tier.

Wir befanden uns jetzt wieder auf dem Friedhof der Selbstmörder. Auch dieses Mal gingen wir über den stillen Friedhof nach hinten zu dem kleinen weißen Geräteschuppen. Im Kindergarten lernte man Dinge. Zum Beispiel, wie man ein goldenes Papier faltet und mit der Schere kleine Dreiecke ausschneidet. Wenn man das Papier auseinander faltete, konnte man schöne Muster bewundern. Heute machte ich auch Scherenschnitte am lebenden Objekt, obwohl das Muster zu wünschen übrig ließ. Eigentlich handelte es sich eher um Skalpellschnitte. Ich hatte Ihnen im Vorwort geschrieben, dass ich Grausamkeiten ausspare und gehe hiermit mit Rücksicht auf die Würde der Opfer nur allgemein auf meine Erfahrungen mit Dean ein.

In den vielen Unterrichtsstunden bei Dean lernte ich, die Schmerzen eines Opfers zu lenken. Er nannte es Arbeitsteilung in Aktion. Damit meinte er den Akteur und das Opfer, die beide miteinander arbeiteten. Wurde auf den Schmerzzustand des Opfers keine Rücksicht genommen, kam der Zusammenbruch des Opfers sehr schnell. Allerdings galt diese

Vorgehensweise für ein kleines Kind als sehr anstrengend, da man die Reaktionen des Opfers erst aushalten lernen musste. Deshalb war es gut, dass ich schon sehr früh mit der Ausbildung angefangen hatte. Zu einer anderen bevorzugten Arbeitsweise zählte das „Mit dem Opfer fühlen“. Der erste Schritt bestand in der Beruhigung des Opfers. Man konnte ihm gut zureden, streicheln und ihm helfen, sich an die Schmerzen zu gewöhnen. Je mehr Hoffnung ein Opfer noch besaß, desto länger hielt es durch. Erstaunlicherweise arbeiteten einige Opfer noch so lange mit, die Schmerzen auszuhalten, solange sie das Gefühl besaßen, Pausen zu bestimmen. Deswegen nannte Dean das auch, wie oben erwähnt, Arbeitsteilung in Aktion. Die armen Opfer kooperierten mit dem Folterer, bemühten sich, obwohl die Schmerzen irgendwann nicht mehr bewußt zu ertragen sein würden. Es würde leider eine Art des Leidens sein, die jenseits des Verstandes vom Opfer lag- und auch von meinem.

Der einzige, der sich bei der Sache sichtlich sehr wohl fühlte, hieß Dean. Katze Vince schlich sich dann immer schon am anderen Ende des Waldes herum, um möglichst viel Abstand zu gewinnen. Mein Problem lag darin, dass Dean sich nicht nur mit seiner geliebten Folter gut auskannte, sondern auch fest entschlossen schien, es mir zu vermitteln. So musste ich erfahren, dass es kooperative Folter gab, wissenschaftliche und Machtfolter. Dean belehrte überheblich: „Ein guter Folterer muss mit dem Opfer fühlen und sich ganz in es hineinversetzen. Nur so kann die vollendete Folter gelingen.“ In solchen Momenten hätte ich ihn so gern geschlagen. Wäre Dean nur früh genug zu einer anständigen Therapie gegangen, dann wäre den Opfern, mir und Ihnen einiges erspart geblieben. Verlassen wir diesen Ort. Auch jetzt sollten wir erst einmal die Katze suchen.

Da mich dieses Thema äußerst deprimiert, gehen wir zurück zu Tante Flora. In so einem Fall hilft nur noch Kakao. Katze Vince hatte sich mittlerweile wieder eingefunden und schnurrte schlafend in seliger Unwissenheit vor sich hin, da sie sich beim Friedhof rechtzeitig abgesetzt hatte. Tante Flora wusste nichts von Katze Vince, dafür wusste sie, dass ich immer sehr sehr verstört zurückkehrte, wenn ich mit Dean allein auf einem der beiden Friedhöfe war. Sie nahm mich dann immer fest in den Arm und drückte mich, gab mir einen dicken Schmatzer auf die Wange und streichelte mir über den Schopf. Gut, dass ich heute Abend zu keinem Kunden musste. Wahrscheinlich hätte ich mich übergeben und den guten Kakao quer über den Kunden gespuckt. Tante Flora fand die Folterausbildung für so ein kleines Kind übertrieben, sie meinte, es reichte, wenn ich bei der Folter einfach nur zusähe und hin und wieder ein Instrument anreichte. Aber wer hörte schon auf eine

Frau, besonders wenn sie Rüschenkleider trug und auch noch mit bürgerlichem Namen Bernd hieß.

Es regnete schon den ganzen Tag. Ich durfte auf den Balkon und die Strasse beobachten. Heute war nicht viel los. Erst am Abend würden Gäste unten ins Lokal für Schwule kommen. Aber dem Regen zuzusehen und die Frische einzuatmen, brachte ein bisschen Farbe in mein blasses Gesicht zurück. Es klingelte. Endlich, Onkel Willem kam. Er erfuhr von Tante Flora, dass ich ein wenig blass aussah. Er sah kurz nach mir, nickte und trank gemütlich mit Tante Flora Kaffee. Ich wusste, dass Onkel Willem sich an solchen Tagen Sorgen um mich machte. Ich auch. Deshalb mochte er es auch nicht gerne, wenn ich mich allein auf dem Balkon aufhielt. So setzte ich mich brav zu den beiden und lauschte den vielen Wörtern, die für mich heute keinen Sinn mehr ergaben. Vielleicht auch nie wieder. Wer wusste das schon. Aber eine kuschelige Nacht in Tante Floras Bett mit Wärmflasche, und ich verstand am nächsten Morgen wieder die Sätze, die zu mir gesprochen wurden. Onkel Willem plante für heute Morgen mit mir einen Zoobesuch. Es hatte aufgehört zu regnen und ich bekam ein Eis.

Danach kauften wir noch ein Kleid und weiße Strumpfhosen für mich, weil ich mal wieder an Größe zugelegt hatte. Dazu gesellten sich noch glänzend weiße Lackschuhe. Einfach gut. Neue Schuhe bekam ich gerne, leider ließ die Angst vor den Verkäuferinnen nicht nach. Deswegen verhielt ich mich beim Anprobieren äußerst unkooperativ. Trotzdem gelang es Onkel Willem immer, mir schöne Sachen zu kaufen, die mir auch wirklich passten, ohne mich dabei zu erschlagen. Sobald die Verkäuferin außer Sicht ging, lächelte ich zufrieden und zeigte Tante Flora dann zuhause stolz meine neuen Sachen. Tante Flora lachte dann immer, wenn Onkel Willem, der Kinderhändler, sehr sehr blass aussah und erschöpft ins Sofa sank.

Plätzchen mit Zuckerguss

Zurück bei den Vertragseltern in Westdeutschland, musste ich heute Morgen wieder in den Kindergarten. Die Mutter aus der Nachbarschaft nahm mich und ihre eigene Tochter heute wieder mit ihrem Fahrrad mit. Gleich würde ich zwar nicht von einem Kinderhändler abgeholt, aber das, was mich als Ersatz abholte, klang auch nicht besser. Es war die Frau, die mir immer die fiesen Äpfel in Alufolie einpackte, meine Vertragsmutter. Offensichtlich konnte oder wollte sie nicht Fahrrad fahren, vielleicht durfte sie es auch nicht.

Zuzutrauen wäre es dem Vertragsvater. Ihre Freundin erzählte mir sehr viel später, dass sie so einiges nicht durfte, wie mit dem Auto zum Kaffeeklatsch oder zum Sport. So kam es, dass wir zu Fuß durch den Park nach Hause laufen mussten. Wenigstens war gerade Kastanienzeit. Ich liebte es, Kastanien aufzusammeln und zuhause bei der Vertragsfamilie mit Streichhölzern kleine Figuren zu basteln. Ansonsten kam mir die Wohnung samt meinem Kinderzimmer immer noch unheimlich vor und blickte verstohlen unters Bett, ob dort nicht heimlich meine Zwillingsschwester Josefine lag, die Onkel Henning mitgenommen hatte. Mittlerweile wusste ich dank Onkel Willem bescheid. Nach einiger Zeit gewöhnte ich mich ein, aber nur bis zu einem gewissen Grad, weil mich die Sehnsucht nach meinem Zuhause in West-Berlin beschäftigte. Da halfen auch Kastanienfigürchen nichts. Unsere Vertragsvater-Kind Beziehung besserte sich auch nicht. Offensichtlich lebte dieser Mann seine Gewaltphantasien an seiner Frau aus. Kein Wunder, dass sie nicht mehr Fahrrad fuhr. Leider bezog er mich in seine Gewaltphantasien mit ein. Da mein Aufenthalt hier zu einem Teil eines Geschäftsvertrages gehörte, konnte ich mich nicht beschweren gehen. Ich hatte Sehnsucht nach Tante Flora und ihren tröstenden Schmatzern, nach dem Balkon, von wo aus ich so gut Leute beobachten konnte und nach Onkel Willem, der gerne mit mir in den Zoo ging. Ich hätte mir sogar jetzt lieber wenig amüsante Begebenheiten von Onkel Willems Kinderhandel angehört und das hieß schon was. Seit meinem Auszug vor ein paar Monaten aus der Dämonenfamilie war mein Papa rund um die Uhr mit der west-berliner Agentur beschäftigt. Meinem Bruder Dean blieb ich so gut es ging fern. Katze Vince auch. Nach dem letzten Friedhofbesuch mit Dean putzte sie sich immer noch ständig das Fell, um sich wieder in Ordnung zu bringen. In der Vertragsfamilie ging es mir einigermaßen gut, solange der Vertragsvater nicht zuhause war. Im kleinen Wohnzimmer lag ein großer Teppich, auf dem ich liegend der Märchenplatte Hänsel und Gretel zuhörte, während ich die selbstgemachten Plätzchen mit Zuckerguss der Vertragsmutter aß. Sie schien wirklich nicht viel zu können, aber ihre Plätzchen mit Zuckerguss waren wirklich gut. Sie kannte auch Tante Flora und Onkel Henning. Auf Treffen trank sie gerne mit allen Kaffee oder saß gemütlich bei ihnen am Küchentisch. Manchmal überraschte sie mich dann, wie witzig sie sein konnte. Ich hatte meine Vertragsmutter weder lieb, noch hasste ich sie, obwohl sie aus der Sicht Ihrer Welt, lieber Leser, betrachtet, meine biologische Mutter war. Da ich mich aber ausschließlich mit meiner dämonischen Familie samt Vaterfigur identifizierte, bekam ich zu ihr keinen Zugang. Allerdings machte ich mir unterschwellig Sorgen um ihren Gesamtzustand. Selbstmord wäre in meinen Augen für sie eine echte Alternative gewesen. Um

mich brauchte sie sich keine Gedanken machen, ich hatte Papa, Tante Flora und Onkel Willem. Einige Jahre später hatte ihr eine schwere Erkrankung die Entscheidung abgenommen. Ich hatte den Eindruck, dass sie froh war, bald an der Erkrankung endlich sterben zu können. Mir war auch wohler, weil sie keine Opferausbildung hatte, aber auch keine aktive Täterin war. Im Gegenteil, sie war als Kind sehr fröhlich und lieb gewesen, wie Verwandte von ihr mir später berichteten. Mit einem richtigen Partner wäre sie bestimmt eine gute Mutter gewesen. Doch jetzt dümpelte sie in einer Zwischenwelt zwischen Verdrängen, Aufgeben und Verzweiflung und kam aus eigener Kraft aus dieser Situation nicht mehr heraus. Also immer Augen auf bei der Partnerwahl.

Kundenwünsche

Heute holte mich Onkel Henning bei der Vertragsfamilie ab. Er war der Bruder des Ehemannes der Schwester des Vaters meines Vertragsvaters. Oder besser: Mein Vertragsvater hatte einen Vater, der besaß eine Schwester, die war mit einem Mann verheiratet, der hatte einen Bruder und der hieß Onkel Henning.

Onkel Henning arbeitete mit in der Agentur. Genauso wie meine Vertragseltern. Zwischen der Vertragsfamilie und West-Berlin liegen wie gesagt mit dem Auto einige Stunden Fahrt. Mit dem Privatflugzeug geht es schneller, steht aber nicht immer zur Verfügung. Heute musste ich leider wieder mit Onkel Henning im Auto fahren. Mein Vertragsvater wurde vorhin angerufen, dass heute Abend Kundentermine in Tante Floras Kneipe anstanden.

Deshalb musste ich gleich bei Tante Flora in der Bar arbeiten. Nachdem mich, wie meistens, Onkel Willem an einem Rastplatz vor der DDR –Grenze übernommen hatte, zog ich mir bei Tante Flora ein rotes Kleid mit weißen Punkten an. Der Kunde erwartete ein kleines Mädchen, das sich etwas schüchtern und ängstlich zeigte. Dazu passten meine neuen weißen Lackschuhe hervorragend. Einige Kunden, die mit mir Sex hatten, waren selber Väter, nahmen aber lieber ein Kind wie mich, das dazu ausgebildet war, ihnen Verständnis für ihre Neigungen entgegenzubringen. Manche Väter schenkten mir hinterher kleine Plüschtiere oder Schokolade. Ich bedankte mich bei dem Kunden, wusste aber, dass Tante Flora mir die Geschenke aus Sicherheitsgründen wieder abnehmen würde.

Nach jedem Termin lugte Tante Flora mir in den Mund, ob ich auch wirklich nichts heimlich gegessen hatte. Die Treffen mit dem Kunden wurden über einen Monitor über-

wacht, deswegen konnte mir nicht allzu viel passieren. Ich gehörte nicht zu den Verbrauchskindern, die für Verletzungen freigegeben waren. Ich gehörte zu den Gebrauchskindern, die eben besonders gebraucht wurden, wünschenswert unverletzt. Vor jedem Kundenauftrag fand ein gewissenhaftes Kundengespräch statt. Meistens wartete ich mit Onkel Willem bei Tante Floras Wohnung unten auf der Strasse auf den Kunden, damit er mich auf der Toilette des Schwulenlokals dann richtig betrachten konnte. Danach führte Tante Flora mit Onkel Willem, mir und dem Kunden ein ausführliches Gespräch über seine Wünsche und Erwartungen.

Wenn ein Kunde mir Schmerzen zuzufügen plante und dafür Utensilien auf das Zimmer bestellte, schritt Tante Flora sofort ein, wenn es wirklich für mich gefährlich wurde. Sie sagte immer, dass der nächste Kunde ja schließlich auch ein ganzes Kind haben möchte. Kleine Kinder wie ich wurden auf den Kundenkontakt körperlich vorher länger vorbereitet, um möglichst schwere Verletzungen zu vermeiden.

Wenn es sich mal schwierig für mich entwickelte, half nachher immer der Kakao von Tante Flora. Es gab aber auch Aufträge, wo auch Kakao nicht mehr half und Katze Vince schon längst über alle Berge war. Kluges Tier.

Migräne

Heute machte sich eine unglaubliche Langeweile breit. Tante Flora hing schlapp auf der Couch herum, da sie unter Migräne litt, Onkel Willems miese Laune war auch nicht zu ignorieren, da er wegen der Migräne heute mit Bügeln an der Reihe sein sollte. Bei so viel schlechter Laune wuchs auch mein Missmut, sodass ich kleine Fäden aus dem Teppich zog, auf dem ich mich rumlummelte. Obwohl draußen die Sonne schien, breitete sich wegen Tante Floras und Onkel Willems Zustand eine seltene Stille in der Wohnung aus. Nur das Geräusch des Bügeleisens und ein gelegentliches Schnaufen von Onkel Willem waren zu hören. Ein Stückchen Sonnenlicht fiel in das Wohnzimmer. So konnte ich den Staubflocken zusehen, wie sie kamen, um gleich wieder zu verschwinden. Alles still. Wie anstrengend. Irgendwann schliefen Tante Flora und ich ein, während Onkel Willem sich Kaffee kochte. Als ich wieder aufwachte, saß Onkel Willem mit der Zeitung am Küchentisch und trank zufrieden seinen wohlverdienten Kaffee. Ich lag weiterhin auf dem Teppich und fuhr mit dem Finger die Muster ab, die sich für gewöhnlich auf orientalischen Teppichen finden ließen. Ein tatsächlich äußerst ruhiger, langweiliger Tag.

Am nächsten Morgen standen Tante Flora und ich früh auf und saßen gemeinsam beim Frühstück am Küchentisch. Hier gab es weit und breit keine fiesen Äpfel in Alufolie, dafür leckere Eier und Kakao. Tante Flora hatte extra, wie immer, Onkel Willem zum Bäcker gejagt, sodass ich mein Brötchen mit Marmelade aus kleinen Marmeladetöpfchen und viel Butter verschlingen konnte. Tante Flora fühlte sich wieder fit, Onkel Willem brauchte morgens immer etwas länger und ich meinerseits fühlte mich auch mal erholt. Das war auch gut so, da gleich ein Anruf kommen würde, wann ich heute zur Erziehungsstunde müsste. Die Erziehungsstunden wurden jedes Mal spontan per Telefon durchgegeben, was mich wie jedes Mal wieder unvorbereitet traf.

Einmachgläser

Für die meisten Menschen stehen Einmachgläser für heimliches Deckelöffnen, um frisch eingemachte leckerste Marmelade schnell mit dem Finger zu probieren, und zu hoffen, dass es nicht auffällt, was es aber meistens nach einiger Zeit doch tut. Es sind die schönen runden Gläser, die mit einem roten breiten Gummi gekochte Pflaumen für lange Zeit aufbewahren. Und was für Marmelade und gekochte Pflaumen gut ist, ist natürlich auch für Körperteile gut. Allerdings entwickelte ich nicht den Drang, in den Raum von Vorratsraum mit Regalen zu gehen und heimlich dran zu naschen. Papa wäre auch total durchgedreht, weil an den Körperteilen im Einmachglas immer ein ganzer Auftrag hing, was man heute eben Marketing nennt. Ich kann Ihnen versichern, das wäre äußerst geschäftsschädigend gewesen.

Das Büro

Heute war Wochenende. Samstagmorgen. Draußen schien mal wieder die Sonne, die Meisen sangen, der Morgentau lag noch in der Luft. Wir befanden uns in einem der Büros der Agentur, im großen Haus im Wald am See, wo man im Außengelände samt Buchenwald die Holzhütte stand, in der ich als kleines Kind oft im Sommer mit Papa gewohnt hatte. Die Fenster des Büros waren noch beschlagen, sodass man heute weder in den Garten noch in den Wald sehen konnte, der samt Naturschutzgebiet das Haus umgab. Das Büro lag damit in demselben Gebäude, wo sich mein Kellerraum befand, in

dem ich mich immer vergaß. Wo ich meinen Patenonkel Willem vergaß, der immer auf mich aufpasste. Wo ich das Seeufer zum Spielen und meinen Bruder Dean vergaß, der mich am Leben ließ, weil er mich dringend brauchte, wo ich nun auch vergaß, dass ich schon mal hier war, wo ich mich selbst vergaß.

Der Kunde, der jetzt gerade wegen eines Gesprächstermins im Büro unserer Agentur vor Papa und mir am Tisch saß, war sehr aufgeregt, weil er zwar in diesem Moment seine Wünsche vortrug, aber Papa noch keine Zusage gegeben hatte. Was der Kunde nicht wusste, war die Tatsache, wer bisher kam, würde eh nicht mehr einfach so die Agentur verlassen, es sei denn, er gehörte in die Kategorie „guter“ Kunden, die schon mehrmals vor laufender Kamera Folterungen oder Verstümmelungen durchgeführt hatten. Unser Kunde heute, der dort so ängstlich saß, weil er unter der Angst litt, dass Papa seinen Wunsch ablehnen könnte, gehörte zu denen, die sich hier auf eine besondere Art fachgerecht verletzen lassen wollten. Er gehörte zu den Menschen, die ihr Leben nicht mehr ertrugen, weil sie unglaubliche Angst davor hatten, zu sterben. Sie waren nicht in der Lage ihre Angst vor einem möglichen schlimmen Schicksal, mit dem jeder Mensch leben muss, unter Kontrolle zu bringen. Sie konnten die Möglichkeit nicht ertragen, morgen schwer krank zu sein oder einen schweren Unfall zu haben. Nicht nur die Ohnmacht, sondern auch die Ungewissheit, wann es einen treffen könnte, machte ihr Leben unmöglich. Bei diesen Leuten steigerte sich das Ausgeliefertsein an das Schicksal so ins Unerträgliche, dass sie den Zeitpunkt bestimmen mussten, wo ihnen das, was ihnen am meisten Angst machte, zustieß. Und zwar kontrolliert, nach ihren eigenen Wünschen. Somit nahmen sie den Platz Gottes, oder des Schicksals ein. Sie dachten, dass sie über das menschliche Sein weit hinausgingen, wie es sonst keiner konnte. Nur mit der Erfüllung ihres Wunsches waren sie in der Lage, zu leben. Bei diesem Kunden hier handelte es sich nur noch um Stunden, da Papa ihn ohne Auftragsdurchführung nicht mehr gehen lassen konnte. Deswegen hatte Papa unerlässliche Vorrecherchen durchgeführt, z.B. dass der Mann ua. alleinstehend war, ein Umstand, der in diesem Milleu immer von Vorteil war. Je weniger Unbeteiligte an dem Kunden hingen desto besser, gerade bei Verstümmelungen. Wer als Kunde wünschte, mich als Kind beim Gespräch mit am Tisch sitzen zu haben, der litt meiner Meinung nach unter einem besonders bizarren Problem. Diese Kunden, wie unser hier, erwarten nämlich, dass ich bei seiner Folterung zusehe. Er kannte mich schon, weil er mich vorher in der Kneipe auf der Toilette kennengelernt hatte. Zum Glück saß ich nah bei Papa, ich empfand den fixierenden und prüfenden Blick des Mannes als unangenehm, der so ängstlich seine Hände knetete, weil er noch nicht die Zusage

von Papa besaß. Aber da Papa ein netter Geschäftsmann war, sagt er ja, wäre auch blöd gewesen, wenn nicht, schließlich ging es um viel Geld. Nach der detaillierten Besprechung und Planung bezüglich des Vorgehens des Folterablaufes durfte der Mann mit mir noch kurz nach draußen gehen, bis Papa nachkam. Erfahrungsgemäß blieb von den vorhin ängstlich flehenden Augen der Kunden nicht mehr viel übrig. „Du gehörst mir“ gehört zu den dümmsten Kommentaren, die sie in solchen Momenten losließen, wobei ich diese Kunden dann abwertend fixierte und die Nase rümpfte. Lassen Sie sich nie zu Mitleid hinreißen, wenn jemand händeringend mit hochrotem Kopf und Tränen vor Ihnen sitzt und darum bittet, dass Ihr Kind bei seiner eigenen Folterung anwesend ist. Sobald das OK gegeben wurde, verwandelte sich der hochrote Kopf in ein gehässiges siegessicheres Grinsen, wo ich mich jedes Mal beherrschen musste, nicht frech zu werden. Immerhin war ich das Kind, das ihn auf seinen letzten Weg begleiten würde. Da Papa wusste, dass ich in diesen Momenten gerne frech wurde, beeilte er sich immer, mich nicht unnötig lange mit dem Kunden allein zu lassen, denn der Kunde war schließlich zu diesem Zeitpunkt noch König. Aber vielleicht beschlich Papa auch die Sorge, dass mir etwas passierte, immerhin stand ich grad alleine mit einem Psychopathen herum. Wäre eben auch ein finanzieller Verlust, wenn mir etwas zustieße und besonders blöd, wenn sich der Kunde durch Provokation zu Dummheiten hinreißen ließe, was bei Psychopathen nicht unüblich war. Bei meinem Bruder Dean musste man auch immer aufpassen, dass er nicht schon ein wenig anfing, zu foltern, bevor Ludvig, unser Kameramann, auf Aufnahme drücken konnte.

Kunde Zwo

Ein Kakao wäre jetzt schön gewesen, aber es lag ein langer Arbeitstag vor uns. Papa begleitete den Kunden zu Jemand, der dezent ein Auge auf ihn hielt, dann mussten Vorbereitungen getroffen werden. Während die Vorbereitungen gewissenhaft liefen, wartete ein weiterer Kunde darauf, mit an der Folterung teilzunehmen. Nennen wir ihn Kunde zwo. Da der zu folternde Kunde eh nicht wusste, wer zum Team gehörte, fiel das nicht weiter auf. Der Neurologe wurde herbestellt, das OP Besteck musste bereit liegen, unser Kameramann Ludvig lief hektisch herum und verlegte die Kamerakabel, Regine stand wichtig mit Klemmbrett und Regiebuch da und rief Anweisungen. Ich stand dumm herum und gucke zu, was die Erwachsenen machten und fragte mich die ganze Zeit, wie jemand auf

die Idee kam, sich selber beschädigen zu lassen. Und das würde nicht schön, wirklich nicht schön. Wäre jetzt lieber auf dem Balkon bei Tante Flora und würde die Leute heimlich beobachten, die auf der Strasse lang gingen. Wäre nur schon abends, die Wärmflasche auf meinem Bauch und besorgte Rüschen bekleidete Männerhände auf meiner Stirn. Ich fing jetzt schon an zu schlucken, ein Grund, weshalb ich jetzt keinen Kakao bekam. Es sah im Film nicht gut aus, wenn ich mich quer über den schreienden Kunden übergeben würde. Völlig unprofessionell. Bei solchen realen Filmen ist es wichtig, keine Schnitte beim Filmmaterial zu machen. Die Kamera muss durchlaufen. Die Verletzungen müssen so eindeutig zu sehen sein, dass auch der dümmste Zuschauer erkennt, dass der Kunde real gefoltert wird. Vor allem, dass nicht geschummelt wird. Das bringt Geld. Nicht nur der verletzte Kunde, sondern auch Kunde Zwo zahlte hier nicht wenig Geld. Für sein Geld konnte dann allerdingsz.B. auch Kunde Zwo später eine Kopie des Filmes kaufen. Während das Original bei der Agentur blieb, wurden weitere Kopien an andere Interessenten verkauft. Kunde Zwo konnte, wenn er noch Geld übrig hatte, Körperteile des gefolterten Kunden kaufen, und wenn er noch mehr Geld übrig hatte, konnte er sich damit von Papa eine Skulptur mit Körperteil gestalten lassen und sie sich dann in die Wohnung stellen. Das nennt man dann Kunst. Kommt dann die nette, unwissende Verwandtschaft zum Kaffee, dann kann jeder sagen, oh, was für eine schöne Skulptur, und der Kunde kann dann wissend nicken. Eben umfassende Marketingstrategie.

Leider dauerte das bis dahin noch ein bisschen. Der Kunde Eins, der gleich gefoltert werden würde, blickte mit gläsernem Blick erfüllt vor sich hin, hatte sich schon entkleidet und trug einen weißen Bademantel. Er wurde von unserem Personal betreut und psychisch unterstützt. Das Team machte sich bereit, die Umgebung wurde abgesichert, teils elektronisch, teils mit Hunden. Besonders esoterisch veranlagte Kunden zogen es vor, unter freiem Himmel gefoltert zu werden, quasi im Einklang mit der Natur. Es ging los, der Kunde lag, Arzt und Kunde Zwo trugen bereits jeder die weiße Kittelschürz. Ich schlucke noch ein letztes Mal. Mein Bruder Dean würde sich jetzt bestimmt gern hervorheben, wie gut er mir seine Folterausbildung vermittelt hätte. Zum Glück war er zu konzentriert, um mich zu beachten. Was ich anhatte, weiß ich nicht mehr. Kamera lief. Irgendwann kam, wie jedes Mal, der Zeitpunkt, wo auch der Kunde Eins seine Entscheidung bereute, aber dann wäre es ja nicht echt gewesen. Auftrag war Auftrag. Immerhin ließ ich bei dem gegenwärtigen Kunden kein Skalpell fallen und gab konzentriert die Instrumente an. Da der Kunde Zwo sehr viel Geld investierte, würde er sich in ein paar Tagen eine schöne Skulptur in sein Wohnzimmer stellen können. Vielleicht hätte man es

Zwo-Kunst nennen sollen. Papa, Onkel Willem und ich lieferten einige Zeit später bei Kunde Zwo die Skulptur ab und wurden zum Kaffee gebeten. Ich wollte nix, ich trank nur bei Tante Flora, da war ich stur. Onkel Willem streichelte mir liebevoll über den Kopf: "Kinder!"

Näharbeiten

Heute Abend musste ich zurück zu den Vertragseltern. Überspringe das gerne, weil es dort nicht schön war. Außer meinen kleinen 1 cm großen Gummi-Bibern und meinem Flummy besaß ich dort eh keine Freunde. Die Nachbarkinder verstand ich nicht, deren Mütter schon gar nicht, obwohl ich immer mein Bestes gab. Die ganze Bandbreite an Leere füllte mich aus. Ich starrte vor mich hin und tat nichts. Einfach nur starren und nebenbei die Kinderzimmertür im Auge behalten. Der Vertragsvater war nämlich nicht ohne. Eine Tatsache, die mir schon kurz nach meinem Einzug klar geworden war. Auch wenn er seinem Schichtdienst nachging, behielt ich die Tür im Auge. Ich denke, ich hätte auch die Tür im Auge behalten, wenn sie gar nicht da gewesen wäre. Ich bekam Bauchweh, in meinem Gehirn herrschte Leere. Ich konnte mich nicht an die Vergangenheit erinnern, sah nur die weiße Tür im Hier und Jetzt. Ausgerechnet weiß, rosa wäre einfacher gewesen. Seltsamerweise tat mir auch mein Daumen weh. Damit hielt ich immer meine Vertragsmutter auf Distanz, wenn sie mich auf den Arm nehmen musste, um mich von A nach B zu tragen. Als wenn es einen Punkt A oder B in einer Leere gäbe. Für mich schien alles gleich, ohne Anfang und Ende. Zu meinem Entsetzten fühlte ich mich traurig, litt unter Heimweh nach Tante Flora und Onkel Willem, Aber ich musste mich beeilen, die beiden zu vergessen, denn wenn ich sie lebend wiedersehen wollte, musste ich mich auf die wesentlichen Dinge konzentrieren, wie die Tatsache, dass gerade ein Schlüssel die Haustür aufschloss. Und es handelte sich nicht um die Vertragsmutter, die saß nämlich im Wohnzimmer und nähte.

Sichtbare Spuren

Heute war Montag. Es ging mir gut. Tante Flora gönnte sich ein neues Kleid. Onkel Willem und ich bewunderten sie, während sie sich schwungvoll drehte. Das Leben war schön, auch wenn ich nach meinem viel zu langen Aufenthalt bei den Vertragseltern

noch Schmerzen aushalten musste. Tante Flora war sauer. Sichtbare Spuren oder andere körperliche Beeinträchtigungen sah sie bei mir gar nicht gern. Der Vertragsvater würde eine Mahnung bekommen, ob es half, bezweifelte ich. Tante Flora wahrscheinlich auch. Heute kamen die Vertragseltern zu Tante Flora Kaffee trinken. Ich würde mich eng an Onkel Willem halten und wenn die Vertragsmutter mir zu nah käme, würde ich konsequent meinen Daumen ziehen. Zum Glück standen Tante Flora und Onkel Willem in der Rangordnung weit über den Vertragseltern, auch so eine Tatsache, die mein Vertragsvater gern an mir ausließ. Obwohl ich eigentlich auch über den Vertragseltern stand, etwas, das bei einem Kind wie mir einen erwachsenen Psychopathen wenig beeindruckte.

Richtig ist falsch

Heute musste ich mal wieder zum Psychiater. Der Mann besaß eine eigene Praxis. Papa mochte das so, damit mit mir auch alles stimmte. Ich fand es auch schön, wenn mit mir alles stimmte. Ich kannte den Arzt schon mein ganzes ewiges Leben lang. Wir parkten immer in der Nähe und mussten ein Stück zu Fuß gehen. Wenn wir ein Stück zu Fuß gingen, konnte ich hoffen, dass ich es auch zu Fuß wieder zurück schaffte. Wir würden sehen, weil man das nie so genau vorher wusste. Papa gab mich dann in der Praxis ab und der Arzt nahm mich an die Hand und ging mit mir in ein Zimmer mit einem kleinen Tisch und Spielzeug. Dann kam eine Frau im Arztkittel und machte mit mir Tests. Ich sollte bunte Türmchen mit Holzklötze bauen, geometrische Figuren legen, Lichtblitze erfassen, Geräusche hören, und am Tisch sitzen und ihr Fragen beantworten. Der Arzt stand dann wohl außerhalb des Raumes und sah uns durch eine Scheibe, durch die man nur von außen nach innen sehen konnte, aber nicht umgekehrt. Meine Zusammenarbeit mit der Frau im weißen Kittel wurde immer aufgenommen und später mit Papa besprochen und ausgewertet, während ich still dabeistand.

Ich konnte der Frau im Kittel nicht trauen. Sie wirkte nicht wie ein Kinderfreund. Von ihr ging eine latente Bedrohung aus, die auch hin und wieder äußerst real wurde. Aber da ich wollte, dass mit mir alles in Ordnung war, reagierte ich zufriedenstellend auf alles, was sie mir zufügte und antat. Da ich leider wusste, dass diese Frau auch gerne Kinder umbrachte, war es verständlich, dass meine Einstellung ihr gegenüber äußerst misstrauisch

war. Das wurde auch nicht besser, als ich von ihr in einen komplett weißen Raum gebracht wurde und extrem grellem Licht ausgesetzt war, während sie mich ständig anschrie. Ein Profiler würde jetzt mal wieder anmerken, dass es sich hier um Regine handelte, die in der Agentur auch Regie führte und Deans Mutter war. Da ich diese Verbindung nicht herstellen konnte, blieb sie für mich die Frau im Arztkittel, die sich sehr engagierte, damit bei mir alles in Ordnung war. Ich persönlich fand sie allerdings nicht in Ordnung.

Allerdings war der Psychiater, dessen Namen ich hier aus juristischen Gründen nicht nennen möchte, selber auch nicht besser. Ich würde sagen, äußerst schwer verdaulich. Dabei fing es immer so nett an.

Die folgenden Psychiater-Gespräche beinhalten nur die Anfangsphase der Behandlungen und werden drastisch verkürzt dargestellt, weil ab einem bestimmten Zeitpunkt ein Wiedergeben nicht mehr möglich ist. Die Behandlungen wurden schwerpunktmäßig in den ersten 6 Lebensjahren geführt und reichen bis ins 12. Lebensjahr und wurden von insgesamt zwei Psychiatern geleitet, weil der zweite für den ersten einspringen musste. Wie gesagt, bestand mir heute wohl ein schwer verdaulicher Tag bevor. Wir standen in einem kleinen Raum mit weißem Anstrich. Es gab keine Fenster. Außer zwei Drehstühlen befand sich noch ein kleiner Schrank direkt neben der Tür.

Der kompetente Psychiater bat mich, auf den Drehstuhl zu klettern. Er setzte sich in einem ungefähr halben Meter Abstand vor mich hin und starrte mich wortlos an. Am Anfang beugte er sich immer konzentriert vor. Ich war angespannt, da aus der bisherigen Erfahrung heraus immer mit unvorhergesehenen Reaktionen zu rechnen war.

Heute war es auch so. Nachdem der Psychiater mich fachlich sehr kompetent unendlich lang angestarrt hatte, packte er mich vorne am Kragen und sperrte mich in den kleinen Schrank, der im Behandlungsraum hinter ihm stand. Ob er sich in der Zwischenzeit mit Papa unterhielt, konnte ich nicht sagen. Vielleicht sah Papa uns auch zu und fühlte sich glücklich, alles für sein geliebtes Töchterchen zu tun, was der Markt so hergab. Andere Eltern brachten ihre Kinder schließlich auch zu den Vorsorgeuntersuchungen. Elternsorge hin oder her, ich wusste nur, dass der Schrank so eng war, dass ich äußerst mühsam darin hocken konnte und einem nach kurzer Zeit alle Knochen im Körper weh taten, mal ganz abgesehen von der unbedeutenden Panik, die in so einer Situation aufkam. Schließlich stellte sich irgendwo immer die Frage, ob der nette Psychiater mich jemals wieder lebend herausließe und kompetent genug war, nicht zu spät zu kommen, da das Atmen in dieser Position sehr schwer fiel. Ich hatte Glück. Seine Kompetenz war unfraglich ausgezeich-

net, da die Schranktür auf ging, bevor ich erstickte oder an Herzversagen starb. Ich durfte mich auf einen Drehstuhl vor ihm setzen.

Na Marie. Wie geht es dir denn heute?

Ich hauchte ein „Gut“.

Gut? Du siehst aber eher traurig aus. Ich weiß doch, dass dich etwas bedrückt.

Schweigen

Du kannst mir das ruhig sagen. Ich bin doch für dich da. Du weißt, dass ich für dich da bin! Oder? - Oder?

Ich hauchte ein „Ja“.

Was? Was hast du gesagt?

Ich hauchte ein „Ja“.

Du weißt doch, dass ich für dich da bin! Oder? Oder?

Ja

Gut.! Sag mir, was dich bedrückt! Sieh mich an! Sag mir, was dich bedrückt!

Schweigen

Bevor ich antworten konnte, sperrte er mich wieder in den dunklen kleinen Schrank. Irgendwann durfte ich wieder herauskriechen und auf dem Stuhl Platz nehmen. Da er das Behandlungstempo sehr hoch hielt, blieb mir keine Zeit für Strategie. Deshalb fielen meine Antworten unüberlegt aus.

Hallo Marie. Wie geht es dir? Möchtest du mir etwas erzählen?

Nichts.

Warum bist du so traurig?

Unvermittelt zerrte er mich vom Stuhl und sperrte mich wieder in den Schrank. Ich fing an, Durst zu bekommen, und litt unter immer größeren Schmerzen.

Als er mich wieder herausholte, war ich nicht sicher, welchen Ort ich gesünder gefunden hätte. Ich setzte mich wieder gegenüber dem Psychiater auf den Stuhl.

Hallo Marie. Wie geht es dir? Möchtest du mir etwas erzählen?

Nichts.

Vertrau mir. Warum weinst du? Lüg mich nicht an. Warum weinst du?

Es ist ... wegen dem Schrank.

Mit welchem Schrank?

Mit dem da.

Was ist mit dem Schrank.

Ich hatte Angst.

Warum? Sag es mir.

Weil du mich in den Schrank gesperrt hast.

Aber Marie.! Ich habe dich nicht in den Schrank gesperrt und werde es auch nie tun. Keiner darf ein Kind in den Schrank sperren. Sag so etwas nie wieder!

Unvermittelt zerrte er mich vom Stuhl und sperrte mich in den Schrank. Ich fing an, noch mehr Durst zu bekommen, die Schmerzen wurden unschön, was weder die Schmerzen linderte noch meine Luftnot. Mittlerweile musste der Psychiater mich anschließend auf den Stuhl setzen, da ich es allein nicht mehr schaffte.

Hallo Marie. Wie geht es dir? Möchtest du mir etwas erzählen?

Nichts.

Vertrau mir einfach. Warum weinst du?

Ich war zu diesem Zeitpunkt leider schon in so schlechter Verfassung, dass ich immer nur die gleiche dumme Antwort geben konnte.

Es ist ... wegen dem Schrank.

Mit welchem Schrank?

Mit dem da.

Was ist mit dem Schrank.

Warum? Sag es mir.

Ich war dort doch gerade eingesperrt.

Was hast du gesagt? Was hast du gesagt? Du warst in diesem Schrank hier? Ich kann es nicht gewesen sein. Also überlege genau, was du sagst!!

Ein Mann, der so aussieht wie du, hat mich da reingesperrt.

Aber Marie, sieh mich an. Hier ist kein zweiter Mann, der aussieht wie ich. Außerdem hätte ich dir sofort geholfen. Keiner darf ein Kind in den Schrank sperren. Verstehst du, was ich sage?

Schweigen

Verstehst du, was ich sage?

Unvermittelt zerrte er mich vom Stuhl und sperrte mich wieder in den Schrank. Mein Zustand nahm ernste Züge an. Rechtzeitig holte er mich wieder raus und setzt mich wieder zurück auf den Stuhl. Mittlerweile musste er mich zwischen durch mit seinem ausgestreckten Arm halten, damit ich nicht vom Stuhl fiel.

Hallo Marie. Wie geht es dir? Möchtest du mir etwas erzählen?

Nichts.

Aber aber, vertrau mir. Warum bist du so traurig? Ist es wieder wegen dem Schrank?

Schweigen

Ist es wieder wegen dem Schrank?

Ich hauche ein Ja

Wiederhole es! Sag, ja, es ist wegen dem Schrank, sag es!!

Es ist ... wegen dem Schrank.

Mit welchem Schrank?

Mit dem da.

Was ist mit dem Schrank.

Ich hatte Angst.

Warum? Sag es mir.

Ich dachte...

Was dachtest du?

Ich dachte, jemand hätte mich gerade in den Schrank gesperrt.

Du dachtest?

Ja.

Du dachtest das? Wann?

Gerade

Was dachtest du?

Dass ich im Schrank war.

Und was denkst du jetzt?

Stille

Und was denkst du jetzt? Was denkst du jetzt?

Schweigen

Nichts.

Weißt du, was ich denke? Dich hat keiner in den Schrank gesperrt.

Ich frage dich noch einmal. Hat dich jemand in den Schrank gesperrt?

Nein.

Sag es im ganzen Satz: Es hat mich keiner in den Schrank gesperrt.

Es hat mich keiner in den Schrank gesperrt.

Hast du gelogen?

Ich habe gelogen.

Warum?

Weil ich böse bin?

Warum?

Weil ich böse bin!

Genauso ist es!

Ich war verwundert, dass ich offensichtlich immer noch auf dem Drehstuhl saß. Der Schrank mir gegenüber fiel mir ins Auge. Interessant. Allerdings nahm ich mir fest vor, diesen Schrank nicht zu erwähnen. Ich wusste nur nicht mehr, weshalb.

Um meine uneingeschränkte Aufmerksamkeit zu bekommen, schlug der Therapeut mir unvermittelt ins Gesicht.

Ich fing an zu weinen, obwohl ich seit sehr langer Zeit damit nicht mehr aufgehört hatte. Wenigstens musste ich nicht mehr aufpassen, vom Stuhl zu fallen, da ich mittlerweile daran festgebunden war. Wie praktisch.

Was ist denn Marie? Warum weinst du?

Antworte mir. Warum weinst Du?

Was ist denn Marie? Warum weinst du?

Antworte mir. Warum weinst Du?

Wenn du nicht antwortest, bringe ich dich weg. Warum weinst Du?

Weil du mich geschlagen hast.

Was? Ich habe dich nicht verstanden.

Weil du mich geschlagen hast.

Sprich bitte deutlich

Der nette Psychiater schlug wieder zu.

Warum weinst du Marie?

Schweigen

Wenn du nicht antwortest, bringe ich dich weg.

Schweigen

Wenn du lügst, werde ich dich bestrafen, das weißt du doch. Du weißt doch, dass ich dich dann bestrafen muss oder? Reiß dich zusammen. Komm, ich wisch dir auch das Blut ab. Warum weinst du? Wenn du lügst, werde ich dich bestrafen, das weißt du doch. Du weißt doch, dass ich dich dann bestrafen muss oder?

Ich hauchte ein ja.

Dann sag die Wahrheit. Warum weinst du Marie?

Weil du mich geschlagen hast.

Ich habe dich nicht geschlagen.

Sieh mich an! Sieh mich an! Sieh mich an!

Ich sah ihn an.

Sieh mich an! Sieh mich an! Du sollst mich ansehen!

Während ich ihn ansah, weil es mittlerweile um mein Leben ging, befahl er mir, ihn anzusehen.

Da er seine Aufgabe ernst nahm, fing er unerwartet an, mich zu schütteln und zu schlagen, band mich vom Stuhl los, während ich hilflos in seinen Armen ein paar Tränen verlor und zerrte mich hinter sich her in einen Raum mit weichen Wänden und absoluter gewissenhafter Dunkelheit. Es war genauso dunkel wie in meinem Gehirn. Absolute Stille, obwohl mir das dumpfe Schließen der Tür noch im Kopf nachhallte. Zum Glück gab es keine Telefonanrufe. Der Kontrast des massiven Anschreiens und Schüttelns zur plötzlichen Stille war bemerkenswert.

Nach sehr langer Dunkelheit saß ich wieder auf dem Stuhl vor dem Therapeuten, meine Füße weit über den Boden, während die Fesseln mir angingen, Probleme zu bereiten. Der Psychiater half mir dabei, innerlich nicht umzukippen. Deshalb sprach er leise und sanft. *Marie, hallo Marie, was ist los. Warum bist du so traurig? Ich will dir helfen. Du kannst mir vertrauen. Antworte mir. Warum weinst Du? Du weißt, dass ich für dich da bin! Oder? - Oder?*

Ja.

Was? Was hast du gesagt?

Ja.

Du weißt doch, dass ich für dich da bin! Oder? Oder? Du weißt, du kannst mir alles erzählen, ich würde dich nie bestrafen. Das weißt du doch oder?

Ja

Was, was hast du gesagt?

Ja

Warum weinst du?

Da ich nicht möchte, dass Sie gleich vielleicht auch weinen, hören wir an dieser Stelle auf.

Zusammenfassend kann man sagen, dass dieser Psychiater es schön fand, wenn mit mir nach den Behandlungen alles stimmte und richtig war. Papa auch. Nach sehr sehr vielen Sitzungen, die soweit gingen, dass ich sie wie schon erwähnt zum fortgeschrittenen Zeitpunkt nicht mehr sinnvoll und zusammenhängend wiedergeben kann, fand ich es endlich auch schön. Deswegen verdanke ich diesem Arzt mein Leben. Wie gut, dass es richtig war, das Richtige als falsch und das Falsche als Richtig zu sehen. Obwohl ich nicht mehr

wusste, worum es eigentlich ging. Ich wusste nur, ich hatte richtig Glück. Hätte ja auch alles falsch laufen können.

Genörgel

Ich wachte in Tante Floras Bett auf. Typisch für Tante Flora lag ich unter rüschenartiger Bettwäsche. Sie roch frisch und fühlte sich angenehm kühl an. Mein Blick fiel auf den kleinen Schrank neben mir. Eine unbedeutende Erinnerung schwebte an mir vorbei. Als hätte ich die letzten Tage mit einem kleinen Schrank verbracht. Da ich mich allerdings kaum bewegen konnte, schlief ich schnell wieder ein, während meine vage Erinnerung in weite Ferne wehte. Später beugte sich ein besorgtes Gesicht von Tante Flora über mich und fühlte mir die Stirn. Als ich mich wieder einigermaßen in der Lage fühlte, aufzustehen und mich zu bewegen, stellte ich fest, dass mir ein paar Tage fehlten. Es war schon Wochenende. Gegen die Schmerzen gab mir Tante Flora Medikamente und ließ mich nicht aus den Augen. Sie machte sich Sorgen, ich wusste nur nicht, weshalb, bis ich in den Spiegel sah und mich erschreckte. Normalerweise blickte mich dann immer ein blaues und vertrautes Kindergesicht an. Da mich aber nur grüne bis dunkelblaue Schwellungen anstarrten, fing ich an zu weinen und rannte zu Tante Flora, die mich schützend an ihre mütterliche Brust drückte und unendlich lieb tröstete. Nachdem ich zur Beruhigung meinen zweiten Kakao getrunken hatte, hockte ich mich auf den Balkon, um die Leute unten auf der Strasse zu beobachten. Dummerweise durfte ich mit dem Gesicht nicht nach draußen, da Tante Flora dafür offensichtlich keine gute Erklärung einfiel. Onkel Willem auch nicht. Also verbrachte ich die nächsten Tage inhäusig bei Tante Flora und Onkel Willem und nervte, wo ich nur konnte, bis Tante Flora mir Schminke auf mein Gesicht strich, um die restlichen Verfärbungen abzudecken. Irgendwie zeigte sich Tante Flora gerade äußerst sauer, denn ihr Telefongespräch mit wem auch immer an dem anderen Ende der Leitung war so streng und vorwurfsvoll, dass sogar ich als unbeteiligter Zuhörer Angst bekam. Sie schrie irgendwas von geschäftsschädigend, schlaflosen Nächten und ständigem Genörgel wegen Kakao.

Als sie endlich mit knallrotem Gesicht den Hörer auflegte, versuche ich so zu tun, als wäre ich sehr mit etwas Wichtigem beschäftigt und war froh, nicht derjenige gewesen zu sein, der gerade Tante Floras Wut abbekommen hatte. Innerlich freute ich mich. Denn sie war ja so im Recht. Normalerweise konnten meine Verletzungen unter der Kleidung gut

versteckt werden, aber das Gesicht sollte nach Tante Floras Meinung tabu sein. Dafür liebte ich meine Tante.

Ostereiersuchen

Heute schien sie Sonne. Ostern stand vor der Tür. Ich liebte Ostern. Da Tante Flora und Onkel Willem eine romantische Ader besaßen, bastelten sie jedes Jahr mit mir. Am liebsten saß ich mit ihnen zusammen und schnitt braune Osterhasen aus Pappe aus oder verteilte das Gras in den Osterkörbchen. Auch Kinderhändler bemalen und färben gerne Ostereier. Gerade Onkel Willem fand jedes Jahr dafür Zeit, zwischen den pädophilen Kundenterminen Eier zu kaufen. Das war nämlich Onkel Willems Aufgabe. Natürlich mussten die Eier weiß und sauber sein. Ich mochte am liebsten die ausgepusteten, die ich dann annalen durfte. Für das Auspusten war Tante Flora zuständig. Ich fand es immer faszinierend, mit zwei Personen zusammen gut gelaunt in der Küche beisammen zu stehen, die vorher die Folter von Kindern organisiert und beaufsichtigt hatten. Ich wusste schließlich davon, weil ich manchmal mit dabei sein musste. Mir fiel die Umstellung von Weinen auf Lachen dann schwer. Aber da danach die gute Stimmung in der Küche schnell ansteckte, erholte ich mich beim Eierfärben. Zwischendurch hörte ich immer noch die unangenehmen Geräusche, aber nach dem dritten Ei gab sich das dann wieder. Auch mein unwillkürliches Schluchzen kam endlich zur Ruhe, das oft nach den Filmaufnahmen auftrat. Im Wohnzimmer auf dem Esstisch stand eine große Vase mit Zweigen, die gerade grün wurden. Mit meinen selbstbemalten Eiern sah der Osterstrauß wirklich gut aus. Zum Schluss standen wir dann gemeinsam zu dritt davor und freuten uns. Natürlich versteckte Onkel Willem wie letztes Jahr auch die Ostereier, während Tante Flora und ich im Schlafzimmer gespannt warteten. Dabei musste ich daran denken, dass Onkel Willem heute Morgen ganz früh noch mit meinem Bruder Dean einen Kundenauftrag durchgehen musste. Ich hoffte nur, dass er Dean nicht zum Ostereiersuchen mitbrachte. Hatte er auch nicht. Hätte mich auch ein bisschen gewundert. Denn normalerweise feierte Dean Ostern auf seine eigene Weise, wobei es für ein Kind oder eine Frau das letzte Ostern sein würde. Zum Glück bestanden Tante Flora und Onkel Willem darauf, mit mir Ostern zu feiern, sonst hätte ich Ostern mit Dean auf dem Friedhof in einer Gruft verbringen können. Onkel Willem witzelt gerne, dass, wenn Dean jetzt auch gerade seine Ostereier verstecken würde, er Wochen zu tun hätte, um sie mit der schwarzen Farbe in der Gruft wie-

derzufinden. Deshalb brachte Dean lieber Leute um, die musste man nicht suchen. Ich denke, Onkel Willem mochte Dean nicht besonders, weil Dean sehr in seiner eigenen Welt lebte und nur für bestimmte Aufgaben wie Folter zu gebrauchen war. Vermutlich hatte er Recht. Onkel Willem rief in seinem niederländischem Akzent: „loos geijts“ und Tante Flora und ich schwärmten aus wie eine Spezialeinheit, um das komplette Wohnzimmer samt Balkon nach Eiern abzusuchen. Wenn wir dann gleichzeitig ein Ei fanden, fragte sich Onkel Willem immer lautstark, wer von uns nun das Kind war und hoffte, dass nichts zu Bruch ging. Aber irgendwie war ich trotzdem meistens einen Ticken schneller als Tante Flora, die mit ihren Rüschen und großem unechten Busen deutlich im Nachteil schien. Wenn Tante Flora die Nase vorn hatte, ließ sie sich kurz vor dem Ei theatralisch auf den Rücken fallen, sodass Onkel Willem ihr wieder lachend aufhalf. Am Nachmittag gab es Kaffee und Kuchen mit der buckligen Verwandtschaft und Freunden. Allerdings standen wir drei gerade so lange in der Küche vor dem Kuchen, bis wir uns einig waren, nicht bis nachmittags warten zu können. Deswegen holte Onkel Willem gutgelaunt drei Teller aus dem Hängeschrank und schnitt uns ein Stück ab. Am Nachmittag verdrehte Papa beim Anblick der Kuchentafel die Augen und murmelte etwas von einem Kindergarten, weil Onkel Willems Versuch, das fehlende Hinterteil des Osterhasenkuchens mit einer Servierte zu vertuschen, vergeblich scheiterte. Papa kam vor ein paar Minuten, sah mich und nahm mich liebevoll auf den Arm, wie Väter eben so sind, die ihre Kinder lieben. Immerhin brachte er mir ein sehr großes Osterei mit, eingepackt in buntem Papier mit Schleife und innen gefüllt mit Pralinen. Geschäftlich hatte ich ihn nicht gern in meiner Nähe, aber als Papa fand ich ihn unschlagbar. Und da er heute nur Papa zu sein brauchte, musste ich mir keine ernststen Sorgen um meine Gesundheit machen. Da zu Pappas Beruf wie bei Onkel Willem auch der Kinderhandel gehörte, war er heute früh noch unterwegs, um mit seinen Mitarbeitern zu sprechen. Solche Treffen sind für die Agentur sehr wichtig, da alles jederzeit rund um die Uhr gut geplant und reibungslos ablaufen musste. Wo Papa das gelernt hatte, wusste ich nicht. Allerdings wusste ich, dass Papa studiert hatte, etwas mit Kunst. Aber das Fach Kinderhändler konnte man, glaub ich, nicht studieren. Seltsam, da man damit offensichtlich sehr viel Geld verdiente. Aber bei Kakao und Kuchen dachte man über so schwierige Fragen nicht gern nach und spielte lieber mit Onkel Willem verstecken. Denn Onkel Willem hatte heute den restlichen Tag und folgenden Morgen frei. Wie gut, das mich heute keiner verkaufen wollte. Wenn die Erwachsenen über die Arbeit redeten, über Probleme mit Kunden oder Schwerwiegende

Themen der Erwachsenenwelt diskutierten, ging ich auf den Balkon und spielte mit meinem Osterhasen aus Plüsch und Schokolade und zähle meine bunten Eier.

Kindgerechte Erklärungen

Während die Erwachsenen sich in Diskussionen vertieften, beobachtete ich die ersten Bienen, die an der warmen Wand in der Sonne saßen. Schwierige Wörter wie K 2 - Filme und internationales Kinderpornogeschäft lernte man über die Jahre, wenn man wie ich in diesen Kreisen aufwuchs und sie regelmäßig zu hören bekam. Da es viele ausländische Kunden und Mitarbeiter gab, wurden einige Begriffe in Englisch verwendet. Tante Flora versuchte mir immer Wörter zu erklären, die ich aufschnappte und nicht verstand. Meistens brauchte Tante Flora eine Weile, um dahinter zu kommen, welches Wort ich meinte, da ich es selber nicht richtig aussprechen konnte. Sie setzte sich dann gerne beim Erklären zu mir auf den Balkon und suchte nach kindgerechten Worten. Ich lernte im Lauf der Zeit, dass Kinderpornographie, zu dem ich anfangs aus Erzählungen immer Popo sagte, dafür da war, damit viele anspruchsvolle Menschen glücklich wurden und wir viel Geld verdienten, damit wir uns Kakao und Schokoladenhasen kaufen konnten. Dafür wurden nur Kinder und Frauen verwendet, bei denen das nicht schlimm war, wenn sie verletzt wurden. Deswegen war Papas Arbeit in der Kinderpornographie auch völlig in Ordnung. Die Herstellung von Filmen, wo Menschen fachgerecht bis zur Verstümmelung gefoltert wurden, war ein anerkannter Beruf und wurde sehr geschätzt, sonst würden wir nicht so viele Kunden haben. Leider verstanden das nur gebildete Leute wie Papa, Onkel Willem und Tante Flora und deswegen durfte ich mit Niemandem darüber reden. Sonst würden die weniger Gebildeten auf unseren Erfolg eifersüchtig und nähmen uns die Arbeit weg. Dann wären wir alle arm und ich käme fort. Ich wusste auch, wohin. Das hatte mir nämlich Papa gesagt. Er hatte gesagt, wenn ich der Agentur schadete, indem ich etwas weiter sagte und keine Leistung zeigte, käme ich für immer ins ewige All und müsste für immer auf die Erde hinuntersehen. Dann würde keiner mehr kommen, um mich zu retten. Na ja, ob er da nicht mal übertrieb? Aber sicher war ich mir nicht. Deshalb verschwieg ich auch besser, dass ich mich bei diesem Thema unglücklich fühlte. Ich konnte nur hoffen, dass Papa nicht dahinterkam, dass ich keine Freude am Foltern hatte, wie die Erwachsenen. Noch schlimmer, ich war dagegen. Zum Glück musste ich immer nur zusehen, manchmal Instrumente reichen, sodass es nicht auffiel. Außerdem konnte ich nicht verstehen, wes-

halb mich das so schwer belastete, während die Erwachsenen darin ihre Erfüllung sahen. Und ausnahmslos alle um mich herum ihre Einstellung auch von mir erwarteten. Vielleicht kam das ja bei mir noch. Ich stellte nicht meine Umgebung in Frage, sondern mich selbst. Alle fanden Foltern toll, nur ich nicht. Bei diesem Gedanken verschluckte ich mich an der Schokolade und Tante Flora klopfte mir hektisch den Rücken, da ich kaum Luft bekam. Gerade hörte ich Dean im Wohnzimmer reden, er hatte es tatsächlich rechtzeitig geschafft. Er kam nämlich gerne zu spät. Beim Spielen auf dem Balkon wurde ich in der Sonnenwärme müde und schlief auf dem Boden ein, bis Onkel Willem mich liebevoll weckte und mich zum Kuchenessen reinholte. Stunden später lag ich in meinem Kinderzimmer neben Tante Floras Schlafzimmer und freute mich auf den nächsten Tag. Zufrieden schloss ich die Augen, versuchte nicht an Kinder zu denken, bei denen es nicht schlimm war, wenn sie verletzt wurden und schlief sofort ein.

Berufsrisiko

Manchmal wachte ich nachts auf und weinte. Dann kam Tante Flora in mein Zimmer und trug mich in ihr Doppelbett. Meistens schlief ich dann wieder schnell zwischen Onkel Willem und Tante Flora ein. Eigentlich könnte man es verwunderlich nennen, dass jemand einerseits ungerührt Kindern Schaden zufügte und andererseits ein schlecht träumendes Kind liebevoll zwischen sich und dem Partner bettete. Obwohl ich noch klein war, fiel auch mir das auf. Solange ich nicht das verletzte Kind war, sollte es mir recht sein. Doch ganz tief unten nagte bei mir ständig eine gewisse Angst. Auch wenn Tante Flora mich in den Arm nahm, mich nach Kunden versorgte oder Onkel Willem mit mir Verstecken spielte, war ich mir immer bewusst, dass mir diese Leute gefährlich werden könnten. Somit musste ich mit der immer vorhandenen Bedrohung fertig werden, dass mir etwas sehr schlimmes passieren könnte. In manchen Momenten, wo ich Onkel Willem beim Spielen in die Augen sah, wusste er, dass ich es wusste. Solche Augenblicke empfanden wir beide als erschreckend und belastend. Denn wenn Onkel Willem eines Tages die Anweisung von Papa bekäme, mich verschwinden zu lassen, würde der Mann, der sich so liebevoll um mich kümmerte, es tun müssen. Deswegen konnte ich nicht vertrauen, grundsätzlich nicht. Niemanden und das wird sich später auch nie ändern.

Radio hören

Wenn mein Bruder Dean sich zu entspannen plante, ging er gern mit mir auf den Friedhof, wo meine Mutter stur auf mich wartete. Da Dean einen Schlüssel zum Friedhof besaß, brauchten wir uns an keine Zeiten halten. Tagsüber waren wir viel unterwegs, so blieb oft nicht viel Zeit, sich entsprechend umzuziehen. Mit Kleid und Kniestrümpfen konnte es manchmal nachts sehr kalt auf dem Friedhof sein. Immerhin reichte Dean mir Kleidung, wenn wir in die Gruft gingen. Wenn ich ein weißes Kleid anziehen musste, wusste ich, dass es schwierig werden würde. Wenn ich nur eine Hose und warme Jacke bekam, würde es für jemand anderen schwierig werden. Da ich das nie vorher wusste, stand ich unter hohem Stress. Dean schien das egal, da er sich so oder so entspannen würde. Nachts kroch die Kälte sich durch die Kleidung, der Geruch von feuchter Erde stieg mir in die Nase. Wenn der Mond schien, konnte man wenigstens den Weg gut erkennen. Da ich in solchen Momenten unter großem Druck stand, wusste ich sowieso nicht, wohin ich ging und verließ mich ganz auf Dean. Musste ich auch, da es keine Alternative gab. Wir zogen uns immer in einer bestimmten Gruft um, die aussah wie eine kleine Kirche. Dann entschied sich für mich, welche Rolle ich in den nächsten Stunden spielen würde. Schrecklich oder schrecklicher. Heute schien ich Glück zu haben, da ich gerade eine Hose und eine warme Jacke anzog. Dean nahm die Thermoskanne und andere Sachen mit und ging mit mir in eine Gruft, über die man über eine steile Treppe gelangte. Die Decke der Gruft war gewölbeartig gebaut, grünes langes Moos hing an der Decke herunter, vermutlich gelangte ausreichend Licht durch das Gitter, das den Durchgang zur Treppe versperrte. Vielleicht war es auch nur eine optische Täuschung und es handelte sich um Wurzeln. Man sollte das mal irgendwann überprüfen. Hier hatten mehrere Säрге ihre letzte Ruhestätte gefunden, waren aus Stein, kalt und schwer. In einem der Säрге lag gerade ein Kind, das vor sich hin jammerte. So wie es aussah, war Dean wieder gut vorbereitet. Dean setzte sich mit mir gemütlich hin und holte die Thermoskanne hervor, um uns Tee einzugießen. Oder Kakao. Die Geräusche, die aus dem Sarg kamen, ließ mein Blut erstarren, Dean jedoch lehnte sich entspannt zurück und lauschte der Paniktöne, die wie durch Watte in unsere Ohren drang. Ich wusste, wie es war in diesem Sarg zu liegen. Im Inneren lag man auf alten friedlich ruhenden Gebeinen, auf alter Kleidung. Die

Kleidung empfand ich noch erschreckender als die Gebeine selbst. Da der Sarg aus Stein hergestellt worden war, schien es darin besonders kalt zu sein. Der Deckel besaß so ein Gewicht, dass ein kleines Kind ihn niemals selbst hätte abheben können. Ich erinnere mich an die Lichtstreifen, die rechts und links im Sarginnern zu sehen waren, da Dean den Deckel mit Keilen angehoben hatte, damit er besser hören konnte, was ich so tat. Egal, wie oft man in diesem Sarg lag, eine Gewöhnung setzte nie ein. Schließlich wusste ich nie, ob er den Deckel nicht mal für immer schloss. Mit einem Toten zusammen im Sarg zu sterben, fühlte sich nicht gut an. Zwar wäre Tante Flora durchdreht, aber mir hätte das wenig genutzt. Eventuell hätte Papa mich wieder lebendig gemacht, Dämonen können das. Trotzdem saß ich lieber beim heißen Tee außerhalb des Sarges, obwohl ich mir gegenüber dem armen Kind sehr egoistisch vorkam. So litt ich immer unter Kopfschmerzen und Bauchkrämpfen, sodass Dean oft Angst haben musste, dass ich spukte. Deswegen gab es auch nur Tee. Ich wusste, dass ich Dean in diesen Momenten enttäuschte, weil ich nicht dasselbe Wohlgefühl empfand wie er. Manchmal saßen wir die ganze Nacht und lauschten dem Geschrei, das sehr ausdauernd und variantenreich ausfiel. Für Dean war es Musik in seinen Ohren. Sein persönliches Radio. Ich wäre froh über einen Senderwechsel gewesen, aber dieses Kind hatte wohl besonders kräftige Lungen. Manchmal gelang es mir, kurz im Sitzen einzuschlafen. Meine Träume waren dann auch nicht besser als die Realität. Nach Stunden extremen Stresses packte Dean endlich entspannt alle Sachen zusammen und verließ mit mir die Gruft. Vorher schloss er ordentlich den Deckel. Was das für die Nerven des armen Kindes bedeutete ignorierte ich jetzt lieber. Musste ich auch, wenn ich diese Erfahrung nicht selber machen wollte. Wer will das schon? Wann Dean hierher wiederkommen würde wusste ich nicht. Wer weiß, wie viele Kinder schon im Sarg lagen. Ich stellte es mir zu mehreren sehr eng darin vor. Heute war eine schwere Nacht, ich fühlte mich extrem müde und fiel bei Morgengrauen in Tante Floras Bett. Am nächsten Tag zog ich mich zurück auf den Balkon, bekam Halsweh und schlechte Laune. Da half auch kein Kakao, nur Ruhe. Es gab Tage, da hasste ich mein Dasein so stark, dass meine Umgebung Angst bekam. Wie gut, dass wir einen neuen Psychiater hatten. Der alte hatte wohl etwas falsch gemacht.

Harlekijn

Heute stand ein Kundenauftrag unserer Agentur an. An dieser Stelle sei zu erwähnen, dass solche Aufträge dazu führten, Angst vor Harlekijnen zu bekommen. Der niederländische Ausdruck „Harlekijn“ für das deutsche Wort „Harlekin“ war ein fester Ausdruck in der Agentur, vielleicht, weil Onkel Vadim das als Niederländer irgendwann miteingebracht hatte und die Agentur u.a. über ihn ein festes Standbein in Amsterdam besaß. Aufträge im Außengelände waren logistisch und technisch aufwendig. Unser Kamerateam verlegte Kabel, Ludvig arbeitete dabei sehr konzentriert, da das Zeitfenster wie immer aus Sicherheitsgründen sehr klein war. Es mussten Requisiten aufgebaut werden. Käme zufällig ein Wanderer vorbei, er dächte, wir würden ein Theaterstück vorbereiten. Eigentlich war es das ja auch, nur, dass es wohl als strafbar eingestuft worden wäre, wäre der Wanderer Polizist und würde bis zum Schluss zusehen. Da das Team aber professionell arbeitete, gab es natürlich Personal, das für die Absicherung zuständig war. Dean saß wie immer lange vor dem Schminkspiegel. Da auch andere sich schminken mussten, gab es heute mehrere Spiegel. Regine überwacht die Szenerie, ich zeigte wenig motiviert, da ich mich vom Radio hören noch nicht erholt hatte. Ich wurde geschminkt und musste dafür still halten. Da stillhalten bekanntlich nicht meine Stärke war, zog ich so ein schlimmes Gesicht, dass Regine äußerst genervt irgendwas Unfreundliches über Kinder sagte. Dadurch wurde mein Gesichtsausdruck auch nicht besser. Da ich bei Aufmüpfigkeit anschließend durch Regines Hand blaue Flecken hätte, schluckte ich sie besser herunter. Es gab halt gute und schlechte Tage, heute war ein schlechter. Ein besonders übler. Kraftlos hing ich auf meinem mal wieder viel zu großen Stuhl. Man könnte meinen, der nette Psychiater hätte vor seinem Ableben dem Team seinen Stuhl geschenkt, auf dem ich immer während der Behandlung gesessen hatte. Wir zogen alle Harlekijnkostüme an. Ein niedlicher Dackel, der den Kunden begleitete, bekam auch ein Partyhütchen mit Jäckchen verpasst. Der Dackel hatte auch einen Part bekommen. Zur allgemeinen Beruhigung hieß es, das Tier sei gesund. Mittlerweile konnte man das Team und die anderen Leute nicht mehr wiedererkennen. Außer Regine mit ihren langen blonden Haaren, die immer noch ihr Klemmbrett umklammerte, Ludvig, der die Kabel unter Kontrolle hielt und der Kameramann, der natürlich hinter der Kamera stand. Ich litt mal wieder unter Bauchschmerzen, mir war übel, ich fühlte mich krank. Onkel Willem bemerkte meinen unguuten Zustand und nahm mich auf seinen Arm. Auch er trug mittlerweile sein Kostüm und Harlekijngesicht. Da nur Onkel Willem mich auf den Arm nahm, wusste ich sofort, dass er das war. Die Vorbereitung wurde abgeschlossen. Der Kunde traf gerade ein. Der Kunde liebte die Harlekijn-Rolle. Ich kannte den Ablauf, da er mit mir vorher besprochen wurde. Ich

hoffte nur, dass ich meinen Part überlebte. Nachdem Onkel Willem mich wieder auf seinen Arm trug, baute das Team alles wieder ab. Ludvig wickelte die Kabel auf, der Kameramann kümmerte sich um die Technik, Papa führte ein privates Gespräch mit dem Kunden, der sehr zufrieden aussah. Regine stand wie immer mit dem Klemmbrett da und gab Anweisungen. Die ersten schminkten sich ab. Der neue Psychiater überprüfte meinen Gesundheitszustand. Onkel Willem schminkte mir das nötigste ab, legte mich in den Wagen und fuhr mit mir zu Tante Flora nach hause, wo ich mich so schnell es ging in ihrem Bett erholen sollte. Wer sich jetzt Sorgen um den Dackel macht, der kann beruhigt werden, er war wohl auf.

Alles normal

Heute ging es mir nicht so gut. Fühlte mich schlapp. Der Tag gestern war wohl doch zu anstrengend gewesen. Oder?

Auf jeden Fall bekam ich kaum die Augen auf. Ich konnte mich nicht erinnern, weshalb, aber durch die Schwellung konnte ich kaum sehen. Ich versuchte, nach Onkel Willem zu rufen, weil ich Durst hatte und mich zu schwach fühlte, aufzustehen, aber ich bekam keinen Ton heraus. War wohl auch heiser. Eventuell hatte ich eine schwere Grippe. Hin und wieder kam der nagelneue nette Psychiater und gab mir Medikamente. Da Onkel Willem bei meinem nächsten Aufwachen wieder Frühstück machte, schloss ich daraus, dass ich mindestens zwei Tage schon im Bett lag, weshalb auch immer. Mir ging es langsam besser. Trotzdem ließ Onkel Willem mich keine Minute aus den Augen, und wenn doch, scheuchte ihn Tante Flora quer durchs Zimmer. Ich war es gewöhnt, keinen Zusammenhang zwischen den Kundenaufträgen und meinem späteren Zustand herzustellen. Es hätte mir auch nur Ablehnung eingebracht, da keiner es für sinnvoll ansah, mit mir darüber zu sprechen. Schon meine kleinste Frage wischte Tante Flora energisch beiseite und sagte dann immer, Auftrag sei Auftrag, wir müssten alle arbeiten. Wenn ich dann noch den Mut fand, hilfesuchend zu Onkel Willem herüberzusehen, guckte er mich nur streng an, als hätte ich etwas äußerst Ungehöriges getan.

Da alle um mich herum so taten, als wäre alles normal, ging auch ich davon aus, dass alles in Ordnung war. So einfach war das. Mittlerweile konnte ich kurz auf den Balkon, um meiner Lieblingsbeschäftigung nachzugehen und die Leute unten auf der Strasse beobachten. Ich hörte eine Kinderstimme, die unten von der Strasse kam, aber ich besaß

noch nicht die Energie, mir den Besitzer der Kinderstimme anzusehen. Aber ich nahm mir vor, das sobald wie möglich nachzuholen.

Selbstgebackener Kuchen

Tante Floras Telefon klingelte. Ich hasste es, wenn es klingelte, auch wenn es keine schwarze Anrufe waren. Tante Flora nahm das Gespräch entgegen und nickte, sah zu mir herüber und redete einige Zeit mit dem Telefonpartner am anderen Ende. Da ich diesen abschätzenden Blick kannte, kam gerade ein neuer Kundenauftrag herein. Tante Flora hatte gerade meinen Zustand abgeschätzt, ob ich wieder in der Lage war, die geforderte Leistung zu bringen. So wie es aussah, fand sie, dass ich es konnte. Sie musste sich ja auch nicht von A nach B schleppen, Meine Laune ging in den Keller, was in letzter Zeit häufig passierte. Das fiel auch Onkel Willem auf. Der Psychiater kam gleich zum Kaffee vorbei und gab mir Medikamente. Papa kam auch und besprach den Ablauf mit mir und den anderen. Diesmal musste ich nur zugucken und kleine Aufgaben erledigen. Onkel Willem würde mir helfen. Der Psychiater auch. Trotzdem ist festzuhalten, dass ich diesen Mann genauso wenig mochte wie den ersten Psychiater. Papa wunderte sich immer, wenn ich hinterher so erledigt aussah. Die Erwachsenen fanden das alles normal. Aber dafür war ich ja auch da.

Nachdem Papa mit mir den Ablauf gesprochen hatte, ging er noch eben mit mir in Tante Floras Schlafzimmer, stellte mich anschließend schnell unter die Dusche, wobei er immer vergaß, das warme Wasser anzustellen. Anschließend zog er mir ein nettes Kleid an und trug mich in die Küche, wo schon mein Kakao im Kinderbecher bereitstand. Das Leben war schön. Ich malte noch ein Bild von den Tieren unseres letzten Zoobesuches und hörte den Erwachsenen beim Kaffeeklatsch zu. Meistens reichten Tante Flora und Onkel Willem selbstgebackenen Kuchen, die auch Kinderhändler nicht ablehnen konnten. Ich auch nicht. Auch der leckerste Kuchen war irgendwann verputzt. Gerade packte mich Onkel Willem in sein Auto und fuhr mit mir zum großen Haus am See.

Bunte Perlen

Auch heute baute unser Kameramann seine Technik auf, verlegte Ludvig die Kabel, stand Regine mit ihrem Klemmbrett da, schminkten sich alle und zogen sich um. Papa unterhielt sich wie immer mit dem Kunden, da es zum Service gehörte. Viele Kunden waren dann doch nervös, weil es für sie ein bedeutender Tag war. Sie hatten Angst, dass etwas schief ging oder dass sie nicht das bekämen, was sie so sehr brauchten. Jeder Kunde hatte so seine eigene Vorstellung von dem, was er dringend brauchte. Es waren die Sehnsüchtigen, die sich unter herkömmlichen Bedingungen nicht erfüllen ließen. Daher konnten viele Kunden auf einen langen Leidensweg zurückblicken, bis ihnen geholfen wurde. Deswegen waren sie natürlich nervös und aufgeregt, weil sie die Angst vor der Enttäuschung so sehr plagte. Daher kümmerte sich Papa sehr verständnisvoll um den heutigen Kunden. Schließlich waren alle bereit. Heute stand das Thema „Satanismus“ auf dem Programm. Dazu mussten alle schwarzen Kutten anziehen, sich blass schminken. Ein großes Holzkreuz wurde gerade aufgestellt. Ich wünschte, die Polizeiwache würde gerade jetzt einen Betriebsausflug in den Wald machen und uns beim Päuschen machen bis zum Schluss zusehen und dahinter kommen, was hier so getan wurde. Ich komme jetzt auch nur auf Polizei, weil dieses Thema eine gewisse Reaktion in der Agentur hervorrief. Da es keinen Betriebsausflug und folglich keinen langen Arm des Gesetzes gab, musste ich mich mit den Anderen im Halbkreis vor dem Kreuz aufstellen. Mehrere Männer waren gerade dabei, eine Frau mit dem Kopf nach unten an den Querbalken festzubinden. Ich sehnte mich nach meinem Balkon und dem Schokoladenhasen. Ich war müde und besaß überhaupt keine Motivation. Ich zuckte zusammen, als Onkel Willem mich auf seinen Arm nahm. Schön der Reihe nach ging jeder gegen den Uhrzeigersinn an der Frau vorbei. Jeder blieb vor ihr stehen, griff in den schwarzen Samtbeutel, der am rechts am Kreuz hing und steckte etwas in die Frau hinein. Jetzt waren wir an der Reihe. Es war lieb von Onkel Willem, mich auf dem Arm zu haben, da ich sonst nicht drangekommen wäre. Ich sah, als ich etwas Rundes aus dem Beutel holte, dass es bunte kleine Perlen waren. Ich konzentrierte mich, bloß keine fallen zu lassen. Alles war gut. Als alle persönlich die Perlen losgeworden waren, stellte sich Dean vor die Frau. Ich war mir nicht sicher, wer mir mehr leid tat, die Frau oder der nervöse Kunde. Ich entschied mich, mich da herauszuhalten und starrte auf das, was Dean vorne tat, während der Kunde aufmerksam Wünsche äußerte. Nach Erfüllung des Kundenauftrages, wurde noch eine Runde gegrillt. Der Kunde war selig, sein Leidensweg vorläufig wie versprochen beendet, die Agentur um Einiges vermögender.

Luftnot

Mittlerweile fing ich an, das Leben ernsthafter zu betrachten und was ich sah, tat mir nicht gut. Deshalb musste ich wieder mit mehr Behandlungen beim neuen Psychiater anfangen. Ich hatte nämlich die Möglichkeit, meine jetzige Existenz zu verändern erkannt. Andere nannten es Selbstmord. Als Dämonenkind konnte ich höchstens meine menschliche Hülle verlieren. Dachte ich. Das wäre gerade jetzt von Vorteil, weil ich ständig unter Schmerzen litt. Als ich in einem unbeobachteten Moment vom großen Haus im Wald zum See lief, ging ich langsam in das eiskalte Wasser, in der Hoffnung, dass ich ohne eine bestimmte Vorstellung einfach aufhörte zu existieren, Obwohl ich nicht schwimmen konnte, kam mir nicht der Gedanke, dass es auch schneller gehen könnte, als ich dachte, wenn ich in ein Loch träte und das Gleichgewicht verlöre. Ich hatte das Gefühl, schon ziemlich lange im Wasser zu stehen, meine Beine taten entsetzlich weh, ich wurde müde. Eventuell lag das auch an den Schmerzmitteln, die ich in hoher Dosis bekam. Nie sah ich Onkel Willem schneller rennen als vorhin, als er ins Wasser sprang. Beim Umdrehen verlor ich das Gleichgewicht und ging unter. Kaltes Wasser schlug so plötzlich über mir zusammen, dass ich spontan keine Luft mehr bekam. Man sagte mir hinterher, Onkel Willem musste mich wiederbeleben, da mein Kreislauf versagte. Vielleicht kam das von der Unterkühlung und den schweren Medikamenten, die ich schon einige Tage bekam. Er brachte mich schnellstmöglich ins Haus und hüllte mich in Decken, um meinen Kreislauf zu stabilisieren. Ich wurde an einen Tropf gehängt und regelmäßig der Blutdruck gemessen. Ich hörte durch die geschlossene Tür die Standpauke für Onkel Willem. Noch schlimmer war, als ich ein paar Tage später Murmeln schluckte, weil ich dachte, ich könnte jetzt endlich unauffällig sterben. Leider hatte ich nicht eingeplant, dass mir eine Murmel mit dramatischer Wirkung im Hals stecken blieb und mir die Luft nahm. Die Zeit bis zur Bewusstlosigkeit war erschreckend kurz. Ich hörte noch, wie jemand schrie und so kam es, dass Onkel Willem mich zum zweiten Mal wiederbeleben musste. Es war klar, dass meine psychische Entwicklung aus wirtschaftlichen Gründen nicht hinnehmbar war. Da mein Papa professionell arbeitete, wusste er, dass solche Reaktionen bei Kindern in der Erziehung vorkommen konnten. Deswegen hielt er auch Lösungen für dieses Problem parat. Als Eigentum der Agentur war ich bis zu einem bestimmten Alter unentbehrlich und hatte damit auch nicht über mein Leben zu entscheiden. Die folgenden Tage sollten mir eine Lehre sein, die ich möglichst nie mehr vergessen sollte.

Das ewige All

Bei den Christen gibt es die Hölle, bei uns Dämonen das ewige All. Es gibt allerdings gewisse Unterschiede. Die christliche Hölle liegt unendlich weit unten und die dämonische unendlich weit oben. Christen können meines Wissens zur Abschreckung keines Wegs kurz in der Hölle vorbeigeschickt werden, Dämonen schon. Meinte jedenfalls Papa. Ich persönlich sah nicht ein, weshalb ich mich nicht umbringen durfte. Schließlich wäre ich ja als Dämon weiter vorhanden gewesen. Einfach nur die menschliche Hülle ablegen und weiter ewig existieren. Ich hatte eben einfach nur keine Lust, das zu tun, was Papa wollte. Eben ein ganz normaler Vater- Tochter Konflikt. Das Geräusch des Spatens, der entschlossen im Wald ein großes Loch aushob, lag mir schwer im Magen. Hin und wieder ging ich zu Ludvig und dem Spaten rüber, um zu sehen, wie die beiden vorankamen. Da das Loch meine Größe hatte und ich zwischendurch Probeliegen machen musste, wusste ich, dass es für mich ganz allein war. Wie lieb. Wenigstens war Regine mit ihrem dämlichen Grinsen nicht zu sehen. Vermutlich war sie mit ihrem Klemmbrett im Urlaub. Ansonsten hätte sie alles streng überwacht und überflüssige Anweisungen gegeben, bis Ludvig sich danach gesehnt hätte, ihr den Spaten überzuziehen. Auch Psychopathen haben Nerven. So kam es, dass wir beide allein im Wald waren.

Endlich war Ludvig fertig. Der Boden war hier sehr hart, sodass es schon dämmerte, als Ludvig fix und fertig vom Loch zurücktrat. Der arme. Da wir uns im Wald mit Gewässern befanden, stachen die Mücken ganz gut. Deswegen sah ich zufrieden zu, wie der schwitzende Ludvig vergeblich versuchte, diese Plagegeister erfolglos unter Kontrolle zu bekommen. Wer nicht gewusst hätte, was Ludvig da wirklich tat, hätte verständnislos einen jungen Mann in gestreiftem Pullover, einen Spaten und ein kleines Kind um ein rechteckiges Loch stehen sehen, während der gestreifte Pullover wie irre um sich schlug. Die Grinsekatzte nahm an meiner Seite Platz, um das Schauspiel zu genießen. Leider merkte Ludvig irgendwann unsere unverholende Schadenfreude, nahm den Spaten und befahl den Rückzug. Schlecht gelaunt lieferte er mich und die Grinsekatzte am Holzhaus bei Papa ab. Auf seinen fragenden Blick hin winkte Ludvig nur wortlos ab und machte, dass er wegkam. Mein Vater begutachtete mich nachdenklich, während ich seinem forschenden Blick besonders freundlich entgegnete. Vermutlich fragte er sich gerade, ob er seine Erziehung wirklich so im Griff hatte, wie er hoffte. Aber ich denke, dass Alleiner-

ziehende sich das gerne hin und wieder fragen. Vielleicht sorgte er sich aber auch um seine Angestellten. Es war schließlich nicht das erste mal, dass sie durch mich extrem genervt waren. Als der Psychiater mich dann abholte, wurde ich bockig, Papa rastete aus und ich hörte seine Flüche noch, als der Psychiater mit mir schon fast am Erdloch war und das lag nicht gleich um die Ecke. Obwohl es dunkel war, konnten wir genug im Wald sehen, da der Vollmond genug Licht abgab.

Ich musste mich im dünnen weißen Nachthemd in das Loch legen, bekam, wie schon so oft, eine Spritze in den Hals. Worte begleiteten mein Unterbewusstsein, ich schwebte direkt ins All. Die Idee, dass ich nun davon überzeugt war, für immer tot und dämonisch für alle Ewigkeit im All schwebend, auf die Erde zu starren hatte, einsam, ohne Hoffnung, kam bestimmt nicht von mir, doch zu dieser Zeit ging ich davon aus, ein reales Erlebnis zu haben. Ich war tot, ohne menschliche Hülle, in die dämonische Existenz zurückgekehrt, im ewigen All, gleichzusetzen mit der christlichen Hölle. Die Panik überstieg meinen kindlichen Verstand und sollte dafür sorgen, dass es in meinem Gehirn nie ganz geklärt werden würde, ob es der Vollmond oder die Erde war, die ich gerade anstarrte. Folglich war die Angst vor dem Tod und vor dem, was danach kommen könnte, für das spätere Leben so groß, dass Selbstmord nicht mehr in Frage kam und der Gedanke an den Tod von nun an mindestens einmal am Tag in meinem Gehirn weilen würde. Ich würde nie mehr Murmeln schlucken, noch nicht mal Bonbons lutschen und mich sorgsam von kaltem unbekanntem Gewässer fernhalten.

Der Balkon

Nachdem ich mich von dem All einigermaßen erholt hatte, wurde ich nervös, weil ich wusste, dass noch was nachkam. Zu dem Zeitpunkt, als Onkel Willem mit mir zu der Wohnung des ersten netten Psychiaters fuhr, ahnte ich es schon. Im Gegensatz zu Dean benutzten wir wenigstens den Aufzug. Wenn eine freundliche Mitbewohnern des Hochhauses zustieg, lächelte sie mich lieb an und bemerkte, ich wäre ein reizendes Kind. Wie Recht sie hatte. Der Händedruck von Onkel Willem wurde in solchen Momenten immer warnend fest. Er lächelte zurück und sagte gern etwas über meine Schüchternheit. Endlich waren wir in der Etage angekommen und standen wie vor nicht allzu langer Zeit vor derselben Tür, die ich von der Teppichangelegenheit noch allzu gut in Erinnerung hatte.

Mein Herz setze ein Schlag aus, als nach dem Klingeln Regine die Tür öffnete. Diesmal ohne Klemmbrett. Die Wohnung wirkte unbewohnt, eher verwahrlost, der Teppich war weg, was mich nicht tröstete. Mittlerweile wurde es draußen dunkel. Die Spottdrosseln fingen in den weit unten liegenden Grünanlagen an zu warnen, dass es gleich dunkel würde. Ich hatte einen Kloß im Hals, meine Beine zitterten so sehr, das ich mich an Onkel Willems Hand festhalten musste. In der Nähe von Regine ging es mir nie gut. Wenn das Böse einen Namen bräuchte, könnte man getrost „Regine“ vorschlagen. Sie gehörte zu den Personen, die nie eine Emotion zeigten, immer stets professionell und unbeeindruckt vorgingen, egal, was passierte. Nur wenn jemand gefoltert werden sollte, leuchteten ihre Augen voll Erwartung.

Onkel Willem wirkte ernst, so kannte ich ihn selten. Er machte mir Angst. Rechts von mir stand Onkel Willem, links die Einsamkeit. Eigentlich wollte ich doch nicht sterben. Ich hatte das All noch in guter Erinnerung. Ich bekam schlecht Luft und Onkel Willem kniete vor mich hin und versuchte, mich zu beruhigen. Sein Gesichtsausdruck verschlimmerte meinen Zustand nur und er wusste es. In diesen Momenten wurde mir meine Vermutung bestätigt, dass Onkel Willem kein Freund war, sondern mir jederzeit gefährlich werden konnte. Es klingelte wieder an der Tür. Diesmal ließ Regine Papa hinein. Ich sah mich mittlerweile 3 Personen gegenüberstehen, die nicht verbargen, dass sie in der Lage waren, mich zu töten. Ich fing an zu weinen und musste mich übergeben. Da ich seit gestern weder zu essen noch zu trinken bekommen hatte, war es nicht sehr ergiebig, was Onkel Willem sehr zufrieden stellte. Ich bekam durch das Weinen wenig Luft und konnte kaum sprechen. Ich wusste, ich stand vor Gericht und die Strafe würde schrecklich sein. Nicht so schrecklich wie das ewige All, aber immerhin fast. Beide Männer gingen mit mir auf den Balkon, nachdem sie mir etwas in den Mund gestopft hatten. Regine stand ruhig im Wohnzimmer. Ich konnte von außen hineinsehen, da sie das Licht anhatte. Denn draußen war es mittlerweile dunkel. In ihren Augen spiegelte sich Vorfreude, ein schlechtes Zeichen. Sie banden mir den Mund zu, fesselten mir die Hände auf dem Rücken, packten mich an den Fußgelenken und hielten mich kopfüber über die Brüstung. Ich blickte in die viel zu tiefe Tiefe, am Ende mit einem schwach beleuchteten Weg. Traumablickwinkel. Das ewige All rückte nun doch in greifbare Nähe. Zum Trost kam nach der Angst immer ein Punkt, wo die Nulllinie begann, Wer diese Linie erreichte, ließ sich immer dort zurück und blieb unerreichbar. Irgendwann holten sie mich wieder hoch. Doch der Anblick von Regine in der Terrassentür ließ mein Herz erneut stehen bleiben. Sie stand da, mit einer gerollten Decke im Arm wiegend. Alles, was Regine anfasste, verlor

die ursprüngliche Bedeutung und wandelte sich in Schreckliches. Sie kam auf mich zu und zeigte mir die Decke, in dem etwas lag, was ich für ein Baby halten sollte. Heute gehe ich davon aus, dass es eine Puppe war, aber damals hielt ich die Puppe für echt. Und das sollte ich auch. Jetzt ließen sie die erste Katze aus dem Sack. Ich musste mich entscheiden, entweder fiel ich vom Balkon oder die Decke samt Inhalt. Ich stand da und versuchte zu denken. Aber der Instinkt übernahm die Kontrolle. Klar war sofort, ich wollte auf keinen Fall da runter fallen. Zu tief saß mir der Schock des Alls in meinem Gehirn. So war die Alternative einfach. Da ich aber nicht den miesen Charakter von Regine besaß, wollte ich auch der Decke samt Inhalt nichts tun.

Der Ausweg aus meiner Situation ergab sich, indem ich beschloss, dass die Seele des Deckeninhaltes, falls er eine hatte, vorsorglich in meinen Körper heimlich hineinschlich. So konnte ich die Decke samt seelenlosem Inhalt vom Balkon fallen lassen. Der Plan war gut, bekam die Hände losgebunden, hielt die Decke samt fraglichem Inhalt mit ausgestreckten Armen über die Brüstung, ohne hinunterzusehen und ohne noch einmal hineinzusehen und ließ einfach los. Ob dort wirklich nur eine Puppe oder schlimmeres drin war, konnte ich während meiner schon länger andauernden Tortur immer noch nicht überprüfen, da es um mein reines Überleben ging. Für mich war es eine tödliche Entscheidung zwischen meinem eigenen Leben und dem eines anderen, Puppe oder nicht.. Eine Entscheidung, die für ein Kind wie mich nicht zu treffen war und nur über Instinkt gelöst werden konnte. Mein Instinkt sagte mir, dass es besser wäre, wenn ich überleben würde. Mein Instinkt war der eines jeden anderen Kindes in dieser Situation und Renata wusste das. Es war so leicht. Loszulassen, die Decke, mich, meinen Verstand. Papa zerrte mich an der Hand die ganzen verfluchten Treppen herunter. Ich vergaß den Balkon, meine Schmerzen, ich vergaß mich selbst.

Onkel Willem stand unten. Zwei Männer beugten sich über etwas, das aussah wie eine blaue Decke, die auf dem schwach beleuchteten Weg zwischen Hausmauer und Rasen lag. Ich fragte mich, weshalb Papa mit mir dahinging. Papa, Onkel Willem, der streng bei der Decke stand und noch jemand starrte mich an. Papa schob mich stur zur blauen Decke hin, ich musste mich hinknien. Etwas, was mir gar nicht gefiel, da man das auch gerne bei Exekutionen machte. Alle sahen mich an. Papa ganz nah. Er sah auch nicht gut aus. Er schüttelte wie die anderen synchron den Kopf und sagte, dass hätten sie nicht von mir gedacht, dass ich so etwas tue. Wäre es nicht so bizarr gewesen, ich wäre einfach gegangen und hätte mir Sorgen um den geistigen Zustand der drei Erwachsenen gemacht. Denn ich konnte mich nicht erinnern, etwas mit der blauen Decke zu tun gehabt zu haben.

Aber so einfach war das leider nicht. Jetzt ließen sie die zweite Katze aus dem Sack: „Gott würde mich dafür bestrafen. Nur ER, der Dämon, mein Papa könnte mich vor Gott schützen. Keiner würde so ein Kind wie mich noch lieb haben, nie mehr. Nur ER kann mich noch ertragen. Papa würde mich vor Gott beschützen. Wenn ich mich umbrächte, würde Gott mich holen. Das wäre noch schlimmer als das ewige All.“

Die Katze war so fett, dass das Tier sich nur langsam aus dem Sack mühte, bis es mir die Krallen zeigte. Ich stand zugegebenermaßen unter extremen Stress. Offensichtlich war ich an etwas an diesem Vorfall Schuld, das wohl als schlimm einzuordnen war und Gott sah das wohl auch so. Ob ich auch der Meinung war, konnte ich nicht überprüfen, weil ich mich nur erinnerte, wie ich auf den Inhalt der Decke starrte und mich alle ‚Gott inklusive, beobachteten. Ich wusste nicht genau, wer Gott war. Aber er hatte offensichtlich die Macht, jemanden in seine Hölle zu holen, weg von allem, für immer bestraft. Das hörte sich nicht gut an. Und das war wichtig. Und das er mich jetzt im Auge behielt. Mehr musste ich auch nicht über ihn wissen. Gott war böse, Dämon war gut. Ein Grundsatz, den ich nie wieder loswerden würde. Ich kam erst wieder zu mir, als ein Babygeschrei mich weckte. Zuerst dachte ich, ich hatte alles nur geträumt, aber als ich die Augen aufschlug, erkannte ich meinen Kellerraum im großen Haus am See wieder. Eigentlich war ich gern hier, weil es hier sehr ruhig war. Aber momentan hallte Babygeschrei von den Wänden, obwohl weit und breit keines zu sehen war. Egal ob ich schlief oder wach war, es drang in mein Gehirn und verließ es nie wieder. Hätte ich je eine Seele gehabt, ich hätte sie spätestens hier verloren. Wie gut, dass ich keine besaß. Vermutlich war dies hier der Probelauf zum Vorhof der Hölle von Gott. Hatte er mich schon erwischt? Ein Exorzist wäre willkommen gewesen. Irgendwann kam stattdessen Papa, um mich zu holen. Allerdings nicht in die Hölle, sondern in Tante Floras frisches Bett. Endlich! Man hätte jetzt „Gott sei dank“ ausrufen können, wäre aber in diesem Fall unpassend gewesen.

Ich brauchte danach Tage, um zu erkennen, dass ich mich nicht mehr im Keller befand, sondern wieder bei Tante Flora zuhause. Als ich auf meine Hände sah, waren sie voll blauer Flecken. Die Beine sahen auch nicht besser aus. Es war etwas, an das ich mich nicht erinnern konnte, aber auch nicht wollte. So fragte ich nicht Tante Flora, woher die Blutergüsse kamen, die langsam schon abheilten. Also musste es ja schon länger her sein. Mit Blutergüssen kannte ich mich aus. Als Onkel Willem fröhlich mit Kakao in der Hand im Wohnzimmer vor mir stand und fragte, ob alles gut ist, blieb mir fast das Herz stehen. Da ich ihn nicht traurig machen wollte, nahm ich den Kakao und sagte ja. In meinem Leben gab es schleichende Veränderungen. Ich fing an, vor Onkel Willem Angst zu ha-

ben, ich musste mich übergeben, wenn ein Baby in der Nachbarschaft schrie und ich weigerte mich, in die Nähe einer Kirche von Gott zu kommen oder Kreuze an der Wand zu ertragen. Tante Flora musste tatsächlich in den nächsten Tagen ihr kleines Kreuz vor mir verstecken, da ich unkontrolliert um mich schlug, bis es außer Sichtweite war. Niemand verlor ein Wort über mein seltsames Verhalten und mit der Zeit legte sich mein Geschrei und wurde von stillem aber ohrenfreundlichem Leiden abgelöst. Ich war depressiv, hatte noch nicht mal Interesse, Onkel Willem mit Kakaoflecken auf schönen sauberen Kleidern zu ärgern. Der Psychiater besuchte mich nun öfter.

Stoffaffen

Heute Abend muss ich wieder zurück zu den Vertragseltern. Ich war frustriert. Heute Morgen hatte mich die Mutter meiner Kindergartenkameradin abgeholt. Ich durfte auf dem Kindersitz auf ihrem Fahrrad sitzen. Der Kindergarten war normal, keine Vorkommnisse. Allerdings wollte ich nicht mein Kleid anziehen sondern eine lange Hose. Setzte mich erfolgreich durch. Mittlerweile mischte sich in dem Kontakt bezüglich meiner Vertragseltern zunehmende Ablehnung. Eine Tatsache, die Papa Sorgen bereitete. Es fiel auf, dass ich unendlich müde war. Ängstlich sah ich neuerdings zu der göttlichen Kirche herüber, die immer noch direkt neben dem Kindergarten stand. Ich stelle mir vor, dass die Kirchentür aufgehen und mich für immer hineinsaugen würde. Ich fühle mich so bedroht, dass ich ständig auf den Boden starrte, wenn ich den Kindergarten betrat oder verließ, um Gott nicht zu provozieren. Wer es bemerkte, dachte wohl, ich wäre schüchtern. Obendrein war mein Kindergarten auch noch katholisch. Noch schlimmer traf es den Jungen aus dem Hochhaus meiner Vertragseltern. Er muss in den evangelischen Kindergarten auf der linken Seite der Kirche. Der sah noch bedrohlicher und dunkler aus. Zuhause zog ich mich in mein Kinderzimmer zurück. Da ich so verängstigt war, machte ich nachts auf dem Teppich. Ich fing an, Kreuze zu sehen, die nicht existierten, traute mich nicht allein durch das Treppenhaus und schon gar nicht in den Aufzug. Ich fühlte mich von Gott beobachtet und gejagt. Ich setzte mich bei meiner Vertragsmutter durch, das Bild der Maria an meinem Bett wegzuhängen, da sie mich ständig vorwurfsvoll anstarrte. Das Kreuz über der Kinderzimmertür kam in meinen Träumen und während des Aufwachens immer von neuem auf mich zu, indem sich eine lange Kreuzreihe bildete, um mich zu holen. Warum es dort hängen blieb weiß ich nicht, wahrscheinlich als War-

nung. Ich verlor die Lebensfreude, hielt mich fern von allem und versuchte mich in mir selber zu verstecken. Ich spielte meine dunklen Erfahrungen mit meinen Gummipuppen und den armen Stoffaffen nach, zum Ausgleich meiner inneren Leere. Immerhin nahm ich keine Menschen oder Tiere. Ich fand das sehr nett von mir. Meine Vertragsmutter hielt sich trotzdem sicherheitshalber fern von mir. Hinzu kam zur Leere die immer größere Gewissheit, dass ich wirklich böse war. Zum Dank für diese Erkenntnis warf ich zusammen mit einem Nachbarskind, das zwei Stockwerke über mir wohnte, meinen Stoffaffen, der die Größe eines Kleinkindes besaß und auch so gekleidet war, aus dem ersten und zweiten Stock. Aus einem unbekanntem Grund bedeutete mir die Ähnlichkeit zu einem Kleinkind sehr viel. Schlimmerweise erwischte uns eine Nachbarin und meinte, das wäre ja ein armer Affe. Ja, das war er. Es hätte tatsächlich ein Dialog zwischen meinem Bruder Dean und mir sein können. Was für ein schönes Dasein ich doch führte, seelenlos, von Gott gejagt, vom Dämon geduldet, eine wahre Karriere in den Abgrund. Ich wusste, es war zwanghaft, ich konnte es nicht abstellen und es hing mein Verstand davon ab. Ich war ein Sandwich, rechts Gott, links der Dämon, ich dazwischen. Ohne Senf und Zwiebeln. Ein Ausgleich war mein ahnungsloser Opa. Er bastelte mir aus rotem Teppichrest, der von dem roten Pinkelteppich übrig war, mit einem Stück Wäscheleine einen Biberschwanz. Er war rechteckig und stand mir gut. Ich fühlte mich in der Rolle des Bibers so wohl, dass ich die Identität erschreckend real durchzog. Die Mutter eines Nachbarkindes, das ein Stockwerk höher wohnte, fand es nicht gut, weil ihr Kind mein auffälliges Verhalten versuchte, nachzumachen. Neng- neng war meine Bibersprache, nicht originell, aber für Erwachsene nervtötend. Spätestens, wenn ich aus Tellern auf dem Boden trank. Meine Psyche war angegriffen. Ich wurde aggressiv. Besonders meiner Vertragsmutter gegenüber, ein Umstand, der einige Jahre später eskalierte und ihr fast das Leben gekostet hätte.

Meine Leere wurde allerdings schnell von meinem Vertragsvater gefüllt. Da er sich sehr für kleine Mädchen und Fesselspiele interessierte, blieb keine Zeit für Depressionen. Dabei ist war egal, ob seine Frau zusah oder nicht. Er fand wohl beides interessant.

Humor

Heute fühlte ich mich gut. Onkel Willem stand in Sichtweite, die Sonne schien, das Leben war schön. Langsam kehrte mein Humor wieder zurück. Weit und breit keine De-

pression zu sehen. Mit meinem Humor kehrte leider auch meine böse Ader zurück. Zum Leidwesen von Dean. Sie kennen Dean ja jetzt auch schon etwas näher. Wenn so eine Person sich bückt und dabei die Hose reißt, muss vermutlich jeder lachen. Ich wusste, wenn ich jetzt auch nur einen Mucks von mir gäbe, ich wäre tot. Risiko! Ich lachte so laut, dass alle sich nach uns umsahen. Als ich in Dean` wütendes Gesicht sah, rannte ich schreiend zu Onkel Willem, der mich schnell auf den Arm nahm und Dean einen bösen Blick zu warf, der seinerseits wie der Blitz hinter mir her war. Onkel Willem wusste ja auch nicht, worum es ging. Aber ich. Deswegen rollte ich mich außerhalb von Dean Blickfeld dermaßen lachend auf dem Boden, dass Onkel Willem schon besorgt zu mir herüberschaute. Allerdings macht Dean in den unmöglichsten Situationen komische Sachen. Als es mal wieder darum ging, eine Frau zu foltern, ließ er vorher einen schweren Gegenstand auf seinen Fuß fallen. Es sah äußerst bizarr aus, als er im Kreis hüpfend und fluchend versuchte, den Schmerz loszuwerden, während die Frau fassungslos wartete. Man kann nicht behaupten, dass Dean humorlos war, er hatte einfach nicht viel zu lachen. Das lag bestimmt an der Mutter. Ich bekam ja auch immer hinterher ein schlechtes Gewissen, wenn ich Dean dermaßen ausgelacht hatte .Aber das war eben auch die Rache dafür, was er mir schon angetan hatte. Vermutlich war das aber ganz normale Zwistereien unter Geschwistern, und was sich neckt, das liebt sich. Hätte jemand von außen etwas gegen Dean gesagt, ich hätte ihm gegen das Schienbein getreten. Loyalität steht auch heute noch ganz oben auf der Liste.

Aber auch Regine entlockte mir Schadenfreude. Sie wissen, sie ist die Frau mit dem Klemmbrett. Regine tat mal wieder äußerst wichtig und kommandierte alle herum, weil wir wieder in der Drehvorbereitung steckten. Sie hatte wie immer alles im Griff. Plötzlich sprang sie laut wiehernd von rechts nach links, galoppierte umher und schrie um sich, bis wir erkannten, was sie überhaupt hatte. Mein Freund, das Klemmbrett, hatte ihr äußerst schmerzhaft einen ihrer Finger eingeklemmt. Diesmal hielt mir Onkel Willem rechtzeitig den Mund zu, um das gute Arbeitsklima nicht zu gefährden. Zeit war schließlich Geld.

Es passierten natürlich auch Pannen bei Kundenaufträgen. Als wir eine satanistisch- rituelle Beerdigung inszenierten, sollte der Kunde sich an das Grab stellen und eine besonders böse Formel aufsagen, indem er furcherregend ein Kreuz verkehrt herum in die Luft schwang. Dabei war er wohl zu motiviert, verlor das Gleichgewicht und stürzte geradewegs in das offene Grab, als hätte Satan ihn persönlich geholt. Um einen oben drauf zu setzen, kam er nicht alleine aus dem Grab heraus, rutsche wohl aus, sodass nur ein Rum-

peln zu hören war. Als ihm dann helfende Hände wieder auf den Boden des Bösen gehoben hatten, waren seine Perücke und seine Kutte derart verrutscht, dass er einfach nur zum Schreien aussah. Einige drehten sich schnell weg und hielten sich den Mund, die, die sich besser im Griff hatten, sagten tröstend, dass das schon öfter passiert sei. Fingen wir eben noch mal von vorn an. Am idealsten ist es allerdings, wenn etwas vorfällt und der Betreffende es mit Humor nimmt. Ich lag gemütlich auf dem Balkon von Tante Flora und spielte mit den Ostereiern. Da welche in der Küche lagen, die Onkel Willem noch auspusten wollte, nahm ich sie heimlich, weil ich zu wenig hatte. Ich versuchte, die Eier auf dem Balkonrand zu balancieren, was gründlich daneben ging. Ausgerechnet eins von den rohen Eiern fiel über die Brüstung. Ich sah besser nicht nach, wohin es fiel und hörte nur ein Klatsch und ein Wutschrei. Ich hielt die Luft an, tat so, als wäre ich nicht da und widmete mich wieder dem Eierspiel auf dem Balkonboden. Als Onkel Willem dann kurze Zeit später an unserer Wohnungstür klingelte, hörte ich Tante Floras hysterische Ausrufe. Neugierig sprang ich auf, um nachzusehen, was es zu lachen gab. Als ich rohe Eierreste auf Onkel Willems Eierschädel sah, musste ich wohl so bestürzt ausgesehen haben, dass beide sich lachend bogen und kaum Luft bekamen. Als Wiedergutmachung zupfte ich auch die Schale von Onkels Kopf und versprach, nie mehr rohe Eier auf dem Balkonrand zu balancieren.

Ruhetag

Heute war ein guter Tag. Wir besuchten wieder den Zoo. Immer, wenn ich jetzt bei den Schildkröten vorbeikam, musste ich an Papa denken. Dafür liebte ich diese Tiere. Die Sonne schien, ich bekam ein Eis. Es war eben ein Ruhetag. Solche Tage waren wichtig für Kinder, besonders für kleine wie mich. Um den Stress auszuhalten, brauchte man diese Tage. Sie wurden individuell auf den Charakter des Kindes zugeschnitten. Ich war eher ein ruhiges Kind, das gerne beobachtete. Dafür war der Zoo wie geschaffen. Da gab es nichts, wovor ich Angst haben könnte. Schwimmen nicht wegen dem Wasser und der Kälte, Kino nicht wegen geschlossenen Räumen. Ich denke, Onkel Willem war heilfroh, dass es in unserer Stadt einen großen Zoo gab, sonst hätte er mit mir wer weiß wo hinreisen müssen, da Ruhetage in der Agentur Vorschrift waren. Ich liebte es, die Wärme auf meiner Haut zu spüren und in die Sonne zu blinzeln. Ich besaß sogar eine Sonnenbrille. Die Tiere gaben mir Gelassenheit. Ich bestimmte, zu welchem Gehege wir gingen. Auch

Onkel Willem entspannte sich, saß gemütlich auf der Bank und konnte sich auf mich verlassen, dass ich immer in seiner Nähe blieb, Es gab dafür keinen besonderen Grund, vielleicht, weil beide einfach nur Dasein wollten. Vielleicht gab es auch einen göttlichen Grund. So saß Onkel Willem Kaffee schlürfend zwischen Müttern und Vätern, die hin und wieder mit ihm belanglose Gespräche führten, nicht wissend, wen sie da vor sich hatten. Aber das war an Ruhetagen eh unwichtig. Allerdings musste sich Onkel Willem penibel von anderen Kindern fernhalten. Nicht, weil er sie sonst womöglich verkauft hätte, sondern weil ich dann zickig wurde. Mein Onkel gehörte mir. Das ging soweit, dass ich ein kleines Kind gehauen hatte, weil es Onkel Willem irgendwas geben wollte. Onkel Willem entschuldigte sich. Er sagte zu der erbosten Mutter, ich wäre in der Trotzphase. Sie hätte auch nicht die Wahrheit verstanden, dass ich in meinem zarten Alter schon Besitzansprüche auf meinen Kinderhändler hegte. Am liebsten beobachtete ich die Elefanten, wie sie mit dem Rüssel hin und her schwangen und unendlich zufrieden aussahen. Manchmal blieben wir den ganzen Tag, bis wir schließlich nach Hause mussten. Nach solchen Tagen schlief ich immer gut ein.

Do it

Onkel Willem sprach zwar gut deutsch, aber als gebürtiger Niederländer verstand er nicht immer jedes Wort. Tante Flora sprach deswegen zwischendurch Englisch. Ich weiß noch, dass ich so nicht immer wusste, worüber sie sich unterhielten. Auch mit Papa wurde viel Englisch gesprochen. Manchmal kam ich mir wie ein ausländisches Kind im Ausland unter Ausländern vor. Vor allem fühlte ich mich dann äußerst ausgeschlossen. Einfache Sätze konnte ich natürlich. Ein beliebter Satz war „do it“ Tante Flora benutze oft „quiet please“. Dabei hob sie gerne ihren mahnenden Zeigefinger, um mich mehr zu beeindrucken, während Tante Flora mit den ausländischen Gästen und mir brav am Kaffeetisch saß. Besonders, wenn wir solche Gäste hatten, redete sie kein Wort deutsch, sie fand das unhöflich. Manchmal kamen auch die Ehefrauen der Gäste mit und lächelten mich zwischen ihrem Kauderwelsch immer entzückt an, während ich darüber nachgrübelte, ob sie wussten, womit ihre Ehemänner Geld verdienen. Zarte Teetassen wurden gefüllt, feiner selbstgebackener Kuchen gereicht. Tante Flora legte sowieso großen Wert auf gehobene Umgangsformen Die Männer rauchten Zigarre und die Frauen tratschten, wenn ich das richtig interpretierte. Ich könnte schwören, sie wussten nicht, dass Tante Flora eigentlich ein Mann ist. Sonst würden sie den Inhalt ihrer Frauengespräche bestimmt überdenken -

auch wenn ich über den Inhalt nichts wusste. Die internationale Kundensprache war eben für gewöhnlich englisch. Mein Papa redete mit einigen Arbeitskollegen allerdings manchmal spanisch, sodass ich in den Genuss kam, auch spanische Wörter zu hören. Das Wort „muerte“ machte mir immer Angst, da ich nur dieses eine Wort kannte, aber den Rest nicht verstand.

Unterrichtsstunde

Heute fühlte ich mich sehr muerte.

Es dämmerte, die Straßenlampen leuchteten gemütlich vor sich hin. Ich musste mich äußerst verschlafen aus dem warmen Bett rollen, weigerte mich etwas zu essen oder den warmen Kakao von Tante Flora zu trinken. Früh aufstehen bedeutete grundsätzlich schlechte Laune, besonders wenn eine Übungsstunde mit Dean anstand. Diese Übungsstunden arteten erfahrungsgemäß so grauselig aus, dass beim Aufwachen auch Katze Vince ihren Futternapf verschmähte und alle Haare sträubte. Zum Fellputzen blieb keine Zeit, wenn überhaupt zum Zähneputzen. Da weder Kind noch Tier Rechte auf eigene Meinungen besaßen, mussten beide ins Auto steigen, vor Kälte zittern und die kalte Morgenluft einatmen, Fieselregen aus dem Gesicht wischen, während der Fahrt die Straßenlampen und Wassertropfen auf der Glasscheibe anstarren und schlecht gelaunt wie immer vor dem Tor des Friedhofes warten, heute mit dem Regenschirm, bis Dean denn auch mal kam. Und wie immer das schlimmste daran war seine gute Laune.

Wie immer parkte Dean seinen Leichenwagen um die Ecke, wie immer war er voller Energie, wie immer warf er einen kurzen Blick auf meine geistige Verfassung und wie immer schloss er das Tor auf und ging mit mir hindurch. Dean wusste natürlich nichts von Katze Vince und klemmte ihr fast jedes Mal beim Schließen des Tores ihren Schwanz ein, der unruhig hin und her wuselte.

Dieser Friedhof war bei Dean sehr beliebt.

Vor einiger Zeit hatte sich Dean von Onkel Willem ein armes Kind besorgen lassen, dass er, wie Sie ja schon kennen, in den üblichen schwarzen Frauenkleidern an der Birke festgebunden hatte. Das verletzte Kind hatte er in den mitgebrachten Kinderwagen gelegt und mich gefragt, ob es ein armes Kind sei. Ich antwortete brav: „Ja, es ist ein armes Kind“.

Vater Mutter Kind

Dean spielte hier im Geräteschuppen auch gerne mit mir Vater Mutter Kind. So wie letz- tens. Ich saß gerade auf dem Boden und starrte auf die offene Tür und wartete auf Dean. Er holte gerade seine blaue Tüte und zog sich noch um. Ein Kopftuch, eine Schürze und roten Lippenstift, wie Mütter beim Kochen seiner Meinung nach aussahen.

Endlich kam Dean mit der blauen Tüte durch die Tür gerauscht. Ich hielt mich gern von dieser Tüte fern, da der Inhalt zwar unerlässlich, aber leider auch unerquicklich war. Von irgendwo her, vermutlich von einem Krankenhaus, ergatterte er gerne Fehl- und Totge- burten, die als Klinik-Abfall anfielen.

Wussten Sie, dass man früher laut Recherche angeblich aus diesen Fehlgeburten Granulat für den Straßenbelag herstellte? Dann doch besser Vater - Mutter - Kind -Spiele.

Jedenfalls hatten wir ein kleines elektrisches Kinderöfchen in der Mitte auf dem Boden stehen. Vermutlich Batteriebetrieben. Dean erledigte als ordentliche Hausfrau die Wäsche und fegte den Raum, kümmerte sich liebevoll um die Kinder, die mittlerweile im Kreis um den Ofen saßen, während ich das Hühnersüppchen rührte, das mittlerweile vor aller Augen dampfte.

Ich versuchte, meiner Vaterrolle tadellos nachzukommen und rührte konzentriert die Suppe. Für mich blieb immer nur die Vaterrolle, da Dean immer seine Mutter spielte.

Aus dem Augenwinkel beobachtete ich den mütterlichen Dean, wie er vergnügt das Staubtuch schwang, vor sich hin sumgte und zufrieden aussah. Wäre diese Situation nicht so bedrohlich gewesen, ich hätte eventuell gelächelt. Allerdings sollte man in sol- chen Situationen nicht provozieren. Wer Dean in diesem Moment auch immer war, man konnte ihn als unberechenbar benennen, besonders, wenn er nach dem Essen die Kinder an der Wäscheleine, die er in den Raum gespannt hatte, aufhing. Ich erkannte damals zwar keine psychologische Sinnhaftigkeit in diesem Spiel, das ich so gut in Erinnerung habe, weil wir das regelmäßig spielten. Aber die gewissenhafte Wäscheleine sagte mir etwas. Schließlich hatte Dean laut Aussage von Tante Flora die gleiche Erziehung durch- laufen, wie ich. Vielleicht könnte ein Profiler helfen.

Nun zurück zu heute.

Falsches Timing

Wir gingen wie gehabt in den kleinen weißen Geräteschuppen, der das Klassenzimmer für meine Übungsstunden war. Allerdings gab es hier weder Tafel noch kleine Stühle, sondern ein Holztisch mit einer fixierten Frau und Skalpell, Tupfer, Plastiktüten und OP Kleidung. Wie ich dieses Fach hasste. Geschicklichkeit und Umgang am lebenden Objekt. Ob ich darin gut war, weiß ich nicht, da ich die einzige Schülerin war, abgesehen von Katze Vince, die nicht zählte. Da Dean mich bisher nicht umbringen durfte, ging ich davon aus, dass ich den Anforderungen entsprach. Die Frau war nur halb bei Bewusstsein und offensichtlich querschnittsgelähmt, damit sie ruhig hielt, ich aber trotzdem am lebenden Objekt üben konnte, wie man kleine Aufgaben durchführte, z.B. Haut dünn abtragen, einen Knochen freilegen. Der Umgang mit dem Skalpell muss natürlich geübt werden, damit ich bei späteren aufwendigen Kundenaufträgen angemessen mitwirken konnte. Besonders mein Gesichtsausdruck und Verhalten mussten angemessen bleiben. Nicht selten zeigten sich Kunden entzückt, wenn ein so kleines Kind schon leichte Aufgaben scheinbar mühelos durchführen konnte. Manche waren dann so gerührt, dass sie kurzzeitig in Tränen ausbrachen. Das trieb natürlich die Auftragskosten in die Höhe, und nur darum ging es. Ich brach bei solchen Kundenaufträgen auch aus, nicht nach außen sondern nach innen. Da Katze Vince vernünftigerweise denselben Wunsch hegte, kam es, dass es innerlich sehr beengt war. Man ahnt nicht, wie viel Platz Katzen brauchen. Der Platzmangel bescherte mir jedes Mal Atemnot und Übelkeit, so dass es eine Sache der Atemtechnik war, um nicht von jetzt auf gleich einfach umzukippen. Allerdings wäre das so geschäftsschädigend gewesen, dass ich auch nie mehr hätte aufstehen dürfen.

Doch bald sollte eine spätere Übungsstunde in der frühen Dämmerung eine jähe Wendung nehmen, bei der Timing, Nachlässigkeit und Zufälle in eine unvorhergesehene Katastrophe für alle Anwesenden führten, ohne dass es vorher Anzeichen gab. Später würde es verschiedene Aussagen geben, verschiedene Meinungen und Rechtfertigungen, doch nur eine wird von Bedeutung sein. Allerdings diese verlief ganz nach Plan.

Ich hatte mir die OP- Kleidung angezogen, die immer noch viel zu groß war. Ich stand auf einem kleinen Holzhocker und versuchte meine Aufgabe zu erledigen. Ich war gestresst, da ich Angst hatte, einen Fehler zu machen, weil ich Angst vor Strafe hatte. Als Kind ist man eben ängstlich. Hinzu kam, dass ich mich bemühte, mir den Rest, der zum Bein gehörte, wegzudenken, nur ich und das Bein. Katze Vince saß hinter mir und verhielt sich unauffällig. Der Rest verlief unspektakulär. Ich erledigte meine ersten Sezier-

versuche hervorragend. Sogar Dean ließ sich hin und wieder dazu hinreißen, ein lobendes Wort fallen zu lassen. Nur wenn er mir zusätzlich über meinen Kopf strich, bekam ich richtig Angst. Zum Glück richtete er seine Aufmerksamkeit wieder der Frau zu und zeigte mir, wo genau man den letzten Schnitt ansetzen musste. Ich sah genau zu, schließlich musste ich damit rechnen, später abgefragt zu werden. Endlich war Feierabend. Als Dean mit Aufräumen und Abschließen fertig war und die Frau in seinem Wwagen gut verstaut hatte, machten wir uns auf den Heimweg. Ich ertappte mich dabei, zu horchen, ob auch wirklich kein Mucks aus dem Sarg hinter uns kam, in dem sie gemütlich lag. Nicht, dass die Frau irgendwann doch noch Rache an uns nahm. Nach solchen Tagen hatte ich immer schlimme Alpträume, wo die Opfer uns verfolgten. Aber auch der schlimmste Alptraum war irgendwann überwunden.

Bis ans Ende der Welt

Gestern musste ich wieder ein paar Tage bei den Vertragseltern leben. Am Wochenende kam mal kein Anruf, sodass ich in der Woche in den Kindergarten ging, nachmittags meinen Vertragsvater im Auge behielt und Sonntag die Eltern der Vertragsmutter besuchte. Oma und Opa. Bei Oma und Opa ging es recht gemütlich zu. Ich kam mir hier vor wie ein Hamster, den alle haben wollten und soo süß fanden. Da ich keinen emotionalen Zugang zu ihnen bekommen konnte, war es nicht so schön, wie bei Tante Flora, aber doch recht erträglich. Mein Vertragsvater schwang oft die Angelrute, wer es glaubte, und kam deswegen dann zum Glück nicht mit. Da ich mich hier immer von meinem Vertragsvater fernhielt, auch wenn er nicht da war, konnte ich im Garten den Kirschbaum besuchen und die Blumen ansehen. Und das in Ruhe, da hier nie Anrufe von der Agentur ankamen. Handy gab es zum Glück noch nicht. Opa ging mit mir gerne Brombeeren pflücken, die an der Bahnlinie wuchsen. So standen wir dann harmlos in der Sonne, Opa vor sich hin pfeifend, weil er so gut wie nie sprach, und pflückten die größten und schönsten Brombeeren, die je gesehen wurden. Mit unserem hellgelben Eimer aus dem früher typischen weichen Kunststoff gingen wir dann langsam zurück, wo Oma aus den Beeren Brombeermarmelade machte. Opa war für mich wie Valium, bei der man nichts mehr spürte und einfach nur Ruhe empfand, keine Angst, dafür Sicherheit. Leider wusste Opa nichts

von der Agentur, hätte ich ihm auch nie gesagt, warum auch? Tante Flora wäre äußerst traurig gewesen und das zu Recht. Aber ein ruhiger Brombeertag war Erholung für die sonst immer anstrengende Zeit. Ich spielte gerne mit kleinen Schüsseln und Wasser und starrte die Kirschen im Baum an. Nachbarkinder waren tabu, ich verstand sie einfach nicht. Trotz der Erholung wusste ich, dass ich in einer Welt zu Besuch war, zu der ich nie gehören könnte und würde. In Bezug auf Opa fand ich diese Tatsache oft belastend. Mit den Wasserschüsseln spielen war, als würde man damit verhindern, in den Abgrund zu sehen. Um nicht hineinzustürzen, beschäftigte ich mich wortlos mit Blumen, kleinen Glitzersteinchen oder beobachtete die Bienen. Zwar hatte ich auch eine Schaukel im hinteren Gemüsegarten, war aber immer unruhig beim Schaukeln, besonders wenn ich kurze Kleider anhatte, da es auch animieren konnte. Und ich wollte heute nicht arbeiten. Auch wenn ich alleine schaukelte, hörte ich immer sofort auf, wenn jemand kam. Leider auch ungerechterweise bei Opa, aber sicher war sicher. Das Gefühl, ständig beobachtet und bewertet zu werden, kam natürlich durch die Erziehung in der Agentur, leider würde ich dieses Gefühl nie mehr ablegen können, egal wo ich mich später befinden würde. Das ist eben der Preis für eine bedeutende Arbeit. Da ich meine Gefühlslage nie anders gekannt hatte, hinterfragte ich sie auch nicht, aber es machte auf Dauer immer sehr müde. Deswegen legte ich mich manchmal, den Gartenweg genau im Auge, gerne auf die warmen Steinplatten, die durch das Gemüsebeet zu der Schaukel führte, fühlte mit meinem Gesicht und meinen Händen die raue, warme, sandige Oberfläche und strich mit der Hand immer hin und her. Sehr viel später sollte ich erfahren, dass meinen Großeltern sehr wohl mein ungewöhnliches Verhalten aufgefallen war, aber zum Glück kam damals nie jemand auf die Idee, mich darauf anzusprechen. Ich hätte denen eh keine Antwort gegeben. Unterm Strich betrachtet waren sie für mich wertlos und nur eine Station außerhalb der Agentur, wo ich einfach da sein musste. Aber hätte mich jemand in einer anderen Welt sehr sehr vertrauenswürdig gefragt, wen ich am liebsten hab da draußen, ich hätte wohl mit vorgehaltener Hand den Opa genannt. Den Mann, der mir ungefragt den schicken Biberschwanz aus den Teppichresten gebastelt hatte. Opa war der einzige, der nie etwas von mir verlangt hatte, weder Worte noch Begrüßungsküsschen, weder Kritik noch Aufforderungen von Reaktionen. Opa ruhte in sich, machte ruhige Bewegungen, ging wie selbstverständlich seiner Gartenarbeit oder seinen Spaziergängen mit mir nach. Kein einziges Wort. Nur vor dem Spaziergang zum See sagte er immer zu mir: „Komm, wir gehen bis ans Ende der Welt.“ Dann nahm er sorgsam meine kleine Hand und ging mit mir pfeifend ohne mich noch mal anzusehen bis zum Ende der Welt und wieder zurück, wäh-

rend der Motorsegler über unseren Köpfen kreiste, ich die leichte warme Sommerbriese im Gesicht fühlte und gleichzeitig unendlich glücklich und traurig war. Tief in mir ahnte ich, dass das Leben hier leichter gewesen wäre, aber eben so tief, dass diese Ahnung gar nicht erfassbar war.

Überhaupt stellte ich im Laufe der Zeit fest, je glücklicher ich war, desto trauriger wurde ich. Da half nur ein warmer Kakao bei Tante Flora. Bei Opa fühlte sich das Leben leichter an, aber meine Zugehörigkeit fehlte. So war der Besuch bei Opa nur ein schöner Ort, den man sich mal von weitem ansah, anerkennend nickte und wieder nach Hause fuhr. Bei Tante Flora war das ganz anders. Hier fühlte ich mich zuhause. Hier gehörte ich hin, hier gab es keine Geheimnisse, die ich verstecken musste, weil Tante Flora alles über mich und meine Arbeit in der Agentur wusste, naja abgesehen davon, dass ich Foltern nicht gut fand. Hier musste ich niemanden im Auge behalten, da Tante Flora alles regelte und erst mal Termine machte, bevor mich jemand haben konnte. Hier gab es Sicherheit und Regeln, hier war ich auch nicht unglücklich, wenn ich glücklich war, vielleicht lag es daran, dass ich nie glücklich war. Wer weiß das schon, Hauptsache, ich war wieder zuhause bei Tante Flora und Onkel Willem. Alles war gut. Genau wie bei meinen Vertragseltern durfte ich auch bei Tante Flora immer noch nicht allein nach draußen. Vermutlich wegen der Straße. Nicht, weil ich hätte überfahren werden können, sondern da dort viele Leute unterwegs waren, die mit mir in Kontakt hätten kommen können. Da unkontrollierter Kontakt mit der Außenwelt nicht gewünscht war, blieb mir nur der Balkon, von wo aus ich die Leute durchs Geländer, ein Mischmasch aus Beton und Eisen, gut im Blick hatte. Ich kam mir dann immer wie die Affen im Zoo vor, die mich und Onkel Willem durchs Gitter anstarrten und mit den Händen versuchten, uns was zu mopsen.

Wellnesstag

Heute stand mal wieder ein Kundentermin an. Dafür zog ich ein sehr kurzes Kleid an. Tante Flora flechtete mir zwei Zöpfe. Da es draußen sehr kalt war, verpasste sie mir im Eiltempo einen dicken Mantel und Stiefel. Die Mütze musste ich weglassen, wegen der sorgfältigen Zöpfe. Tante Flora legte mir noch schnell sehr dezenten Lippenstift auf und schob mich zusammen mit Onkel Willem aus der Haustür, da sie noch den Haushalt machen musste. Schnell gab sie Onkel Willem den Auftrag, noch Zucker und Mehl zu kau-

fen, die Eier nicht zu vergessen und machte schnell hinter uns Verdutzen die Tür zu. Tante Flora hatte ihre dollen Putz-Tage und benahm sich dann manchmal merkwürdig. Wir mussten uns beeilen, um pünktlich zum Termin zu kommen. Da der Verkehr auch damals in West-Berlin nicht immer wenig war, fluchte Onkel Willem leise vor sich hin. Es war ein bescheidener, wenn auch sehr prominenter Kunde, der kleine Mädchen unglaublich gern hatte. Ich konnte das beurteilen, da er solange mein regelmäßiger Kunde war. Während ich an der Hand mit Onkel Willem durch den riesigen Vorgarten ging, sah ich nur Schatten der gepflegten Sträucher und Buchsbäume. Da es Winter war, war es schon früh dunkel. Im Hellen hätte mich Onkel Willem auch nicht dort abgeliefert. So bekam ich immer nur im Dunkeln den Vorgarten zu sehen. Der Kunde bestellte immer das gleiche Outfit, mit Zöpfen und Lippenstift. Er kannte mich solange ich denken konnte. Daher kannte ich ihn meinerseits auch gut und wusste, wie ich mich zu verhalten hatte. An der Tür gab Onkel Willem ihm die Hand, während der lächelnde Kunde meinen kleinen blauen Reisekoffer entgegennahm und mich in die Hocke gehend freudig begrüßte und drückte. Onkel Willem sagte allen tschüss, bis morgen und beeilte sich, Zucker, Mehl und Eier zu kaufen, um schnell wieder zurück bei Tante Flora zu sein und beim Hausputz zu helfen. Der Kunde nahm mich auf seinen Arm und fragte, wie es mir ginge. Er buchte mich immer von abends bis zum nächsten Tag, damit es keinen Zeitdruck gab. Wie immer zog er mir persönlich den Mantel aus, wenn ich einen anhatte und meine Schuhe. Dann begutachtete er mich und sagte dann immer, ich sähe süß aus. So wie der Vorgarten war auch das Haus enorm groß. Ich hatte immer Angst, mich zu verlaufen, obwohl ich regelmäßig bei ihm war. Er musste viel Geld besitzen, weil er mich sooft buchte. Aber ich war ja auch nett. Im Winter hatte er immer Kaminfeuer an. Davor lag ein weicher Teppich. Es gab weiße Ledermöbel, einen Glastisch und Fliesen auf dem Boden. Die Wohnung war schlicht aber elegant eingerichtet, so, wie man es bei reichen Leuten mit sehr gehobener beruflicher Stellung erwartete. Es gab einen Pool und eine Sauna. Auch sein Schlafzimmer und das Bad in der ersten Etage waren hell eingerichtet, mit Marmor und großen Spiegeln. Die Rollos schlossen automatisch, wenn es dunkel wurde, damit kein Unbefugter auf das sehen konnte, was er so gerne machte. Es ging ja auch niemanden etwas an. Wer will auch schon bei intimen Situationen heimlich beobachtet werden, mein Kunde war schließlich nicht pervers. Er war wirklich sehr lieb. Zuerst fragte er immer, ob ich einen Kakao wünschte. Klar, er wusste von Onkel Willem, dass ich Kakao liebte. Wäre ich nicht jahrelang zu diesem Kunden gegangen, hätte ich die Details nicht so in Erinnerung, aber dadurch, dass ich so oft bei ihm sein durfte, blieben viele Details

in meinem klugen Gedächtnis. Er war immer alleine mit mir. Das war von Vorteil, da es dann weniger anstrengend war. Da dieser Kunde wirklich eine sehr gehobene Stellung innehatte, durfte ich bei ihm ausnahmsweise ein Schlückchen Rotwein trinken. Wir saßen dann gemeinsam auf der weißen Ledercouch, er trank aus seinem Weinglas und half mir, bei meinem nichts zu verschütten. Wir saßen immer einfach nur da und starteten das Kaminfeuer an. Er sagte zu mir, er ginge schnell nach oben, um sich gemütlich anzuziehen. Das sagte er immer, ging immer hoch, während ich da saß und kam dann im weißen teuren Bademantel herunter. Dann nahm er mich auf seinen Arm. Zuerst war der Kamin dran, dann das große Bett in der ersten Etage, dort die ovale Badewanne, dann die Sauna, anschließend der Pool, und dann wieder von vorne, bis es hell wurde. Er hörte jedes Mal pünktlich auf, wenn es draußen hell wurde. So war die Regel, dafür bezahlte er der Agentur viel Geld, dafür war ich da. Am nächsten Morgen holte Onkel Willem mich schnell ab, den blauen Reisekoffer in der einen Hand und mich an der anderen. Weit laufen musste ich nicht, da Onkel Willem den Wagen direkt am Hintereingang geparkt hatte. So war es immer. Vorne durch den Vorgarten hinein und hinten auf dem kürzesten Weg hinaus. Kundenlogik.

Ich hatte mal Onkel Willem gefragt, ob dieser Kunde ein Vampir wäre, weil er mich immer nur in der Dunkelheit haben wollte und bei Dämmerung aufhörte. Von Vampiren hatte mir Dean erzählt. Onkel Willem lachte die ganze Autofahrt so lange, dass er mir keine Antwort geben konnte. Zurück bei Tante Flora nickte ich nur kurz auf ihre Frage hin, wie es war. Da Onkel Willem auch zufrieden nickte, war Tante Flora zufrieden und zeigte mir ihren selbstgebackenen Kuchen. Obwohl ich hundemüde war, aß ich auf dem Küchenboden liegend zwei Stücke und trank zwei Tassen Kakao, bevor mich Onkel Willem ins Bett trug, da ich schon am einschlafen war. Schließlich musste ich noch heute Abend zu den Vertragseltern. Heute war Sonntag und morgen fing der Kindergarten wieder an. Bevor ich losfuhr, musste ich erst noch körperlich von einem Kinderarzt der Agentur untersucht werden, ob ich keine inneren oder auffällig äußeren Verletzungen hatte, die behandelt werden mussten. Zur Vorbeugung bekam ich immer Antibiotika. Natürlich hatte ich häufig unspektakuläre Verletzungen, aber die heilten nach ein paar Tagen. Mittlerweile war der Körper durch die frühe und gezielte Regelmäßigkeit auch daran gewöhnt. Es durfte nur keiner im Kindergarten etwas mitbekommen. Wenn meine Verletzungen stärker waren, durfte ich nicht in den Kindergarten. Ob das dann gut für mich war, bezweifle ich. Wenn nämlich dann der Vertragsvater in der Nähe war, wurde er immer eifersüchtig auf meine Kunden und wurde erst wieder versöhnlich, wenn er mir

das deutlich gemacht hatte. Klug war das nicht, denn dann konnte ich am nächsten Tag auch nicht in den Kindergarten gehen. Tante Flora war jedes Mal sauer, wenn sie davon erfuhr. Auch jetzt ging es mir trotz Antibiotika und anderen Medikamenten körperlich ziemlich schlecht. Die Nacht hatte ich mit dem Vertragsvater auf dem Sofa verbracht. Mit wenig Phantasie können Sie sich vorstellen, dass es keine schöne Nacht war. Am nächsten Tag war ich so krank, dass der Vertragsvater Angst bekam und der Arzt von der Agentur extra aus West-Berlin kommen musste und mich mitnahm. Diesmal gab es ernste Konsequenzen für meinen Vertragsvater. Die Krise dauerte einige Zeit und seine Tauglichkeit wurde ernst in Frage gestellt. Mich freute es. Abends lag ich fiebrig, aber glücklich in Tante Floras Bett, betüddelt und umsorgt von den Rüschenhänden und durfte die nächste Zeit nicht zu den Vertragseltern, bis die Situation geklärt war. Yes!

Zum Glück verheilten die Wunden ohne Narben und so ging es mir nach einiger Zeit wieder besser. Ich bekam eine Ruhepause verordnet, da der Kinderarzt der Agentur große Sorge bezüglich meines Gesundheitszustandes hegte. Immer, wenn ein Kind in der Agentur an die Grenze der Leistungsfähigkeit kam, entschied der Arzt über den weiteren Verlauf. So war es besser, eine Pause einzulegen, als hinterher den Tod des Kindes in Kauf zu nehmen. Schließlich mussten Kinder wie ich mindestens 12 Jahre im Geschäft bleiben, eine doch lange Zeit, in der man aus Versehen viel Sterben konnte.

Als ich wieder lange genug gehen konnte, löste Onkel Willem sein Versprechen ein und ging schon am frühen Morgen mit mir in den Zoo zu den Elefanten und holten dort mit eingepacktem Kuchen und Getränkepäckchen ganz privat meinen Geburtstag nach. Die Reisesalami musste natürlich auch mit, schön belegt auf dem Graubrot mit guter Butter.

Ernste Worte

Der Vertragsvater musste zum Gespräch kommen, wo Papa ernste Worte mit ihm redete. Da man so schnell keine anderen Vertragseltern finden würde, wurde der Vertragsvater dementsprechend unter Druck gesetzt, nicht der Agentur zu Schaden. Sonst würde Schadensersatz gefordert, was er wohl nicht überlebt hätte. Vermutlich aber überzeugte ihn eher der Umstand, dass er dann nicht mehr an mich oder andere Kinder der Agentur herangekommen wäre und die Sonderkonditionen in der Agentur verloren wären. So riss er sich zusammen. Dieser Umstand hielt ihn allerdings nicht davon ab, weiterhin mit mir zu spielen, mir mit dem Messer so viel Angst zu machen, dass ich über den Balkon geklet-

terte und relativ tief fiel, ich nachts in der Kälte auf dem Balkon sitzen musste, bei seinen Spielen an der Vertragsmutter mithelfen musste, bei ihrer Zwangsabtreibung im Schlafzimmer dabei war und er mich gerne so sehr würgte, dass die blauen Flecken am Hals noch auf Fotos von weitem zu sehen waren. Da es Privatfotos waren, fiel es sonst keinem auf. Der Balkon wurde auch erfolgreich verschwiegen. Außerdem war er ein Tierquäler. Lebende Tiere und Backofen gehörten für mich nicht zusammen. Den Mixer hätte ich auch so gerne aus dem Fenster geworfen, zusammen mit der Hundeleine, dem Angelzeugs und dem ollen Messer, gefolgt von seinem unendlich geliebten Werkzeug samt Kamera. Der Vertragsvater gehörte zu der Sorte Kunden, die ich am wenigsten mochte. Ich weiß, dass es Onkel Willem genauso ging. Allerdings musste Onkel Willem im Gegensatz zu mir mit dem Vertragsvater keine Sadomaso - Spielchen mitmachen. Deswegen mochte ich den Vertragsvater noch weniger, zumal er, wenn ich bei ihm wohnte, dauerhaften Zugriff auf mich hatte. Das war so im Vertrag festgehalten. Der Umstand, dass er in der Agentur hin und wieder Frauen und Kinder gern beim Gefoltert werden zusah, beruhigte mich ganz und gar nicht und hoffte, er würde nicht, wie Dean, irgendwann mit mir zu weit gehen. Denn noch bekam ich hier keinen Personenschutz. Der kam erst später, zusammen mit Dean und dem Zwischenfall, der den Personenschutz nötig machte.

Weihnachten

Jetzt stand erst einmal Weihnachten vor der Tür. Bei uns wurde Weihnachten immer mit Vorsicht genossen. Dieses Fest nutzte die Agentur eher für Erziehungsmaßnahmen als für ein Fest der Liebe. Bei uns in der Agentur war Weihnachten gefährlich. Wir saßen mit drei Kindern im Wohnzimmer eines Agenturmitgliedes, der eine Wohnung in dem alten großen Haus am See besaß. Der Tannenbaum war geschmückt. Geschenke lagen darunter. Es lief typische Weihnachtsmusik. Je heller die Glocken klangen, desto nervöser wurde ich. Die Stimmung war bedrohlich, obwohl die Erwachsenen in fröhliche Stimmung miteinander lachten. Hätte mal wieder ein Wanderer durch das Fenster gesehen, er wäre neidisch geworden auf das idyllische Bild, dass ihm dort geboten wurde. Da der Wanderer vermutlich einen Gänsebraten im Ofen gehabt hätte, hätte er schnell weiterziehen müssen und wäre nicht Zeuge des Vorfalls geworden, der dann später folgte. Ein Erwachsener, verkleidet als Weihnachtsmann, übergab jedem Kind ein Geschenk. Ich war

gerade an der Reihe, mein Packet zu öffnen, als unvermittelt der Weihnachtsmann mich beschimpfte und schüttelte, mich nach draußen hinter sich her zog und an einen Holzpfehl band, wie man das beim Indianerspielen schon mal machte. Da Schnee lag, war es entsprechend kalt. Netterweise hatte man mir vorher noch Mütze und Mantel angezogen. Es war ja schließlich Weihnachten. Ich stand erst erschrocken, dann äußerst traurig, anschließend sehr hassend am Holzpfehl im Garten und habe heute noch das erleuchtete Fenster vor Augen, aus dem Gelächter und Weihnachtsmusik leise an mein Ohr rieselte. Die Erleichterung in den Gesichtern der anderen Kinder würde ich nicht vergessen. Bevor ich den Raum verließ, herrschte eine erleichterte Stimmung bei den anderen Kindern, die froh waren, dass es diesmal nicht sie getroffen hatte. Allerdings steigerte sich dadurch enorm meine Bereitschaft, die anderen Agenturkinder als Feinde anzusehen, einfach schon deshalb, weil sie so fröhlich zurückblieben. Sie können davon ausgehen, dass wir Kinder alle in diese emotionale Isolation getrieben wurden und jeder für sich um die Zuneigung der Erwachsenen kämpfte. Auf diese Weise kontrollierten wir uns gegenseitig, ohne Bereitschaft, aneinander zu helfen. Isolierte Kinder mit bedingungsloser Loyalität gegenüber den Erziehern war die sicherste Methode, die Agentur zu schützen. Frohe Weihnachten.

Kindergeburtstag

Heute holte mich Onkel Willem nach einer schweren 5 Tage-Woche persönlich ab. Kindergarten war gut überstanden, die Äpfel in Alufolie schmeckten immer noch scheußlich und meine Kindergartenzeichnungen waren zufriedenstellend unverfänglich. Ein Problem war letzte Woche nur die Einladung eines Kindergartenmädchens namens Susanne zu ihrem Geburtstag. Noch schlimmer war, dass sie meine Freundin sein wollte. Ich musste alles, was mir im Kindergarten gegeben wurde, an die Vertragseltern abgeben, damit es keine Zwischenfälle gab. So auch diese Einladung. Ich wäre persönlich nicht zu Einladungen gegangen. Ich konnte weder eine freundschaftliche Beziehung zu den Kindern führen, noch fühlte ich mich psychisch in der Lage, Topf schlagen zu spielen und die ganzen Kinder auf der Party um mich herum auszuhalten. Trotzdem musste ich hin. Training außerhalb der Agentur. Auf der Geburtstagsparty ertappte ich mich dabei, in meinem zarten Alter wie ein Kinderhändler zu denken und suchte mir auf den wenigen Kinderge-

burtstagen, die wie hier nicht zu vermeiden waren, potentielle Opfer aus, die bestimmt gut für die Agentur zu gebrauchen wären. So saß ich dann innerlich einsam mit Partyhütchen am Kindergeburtstagstisch fremder Leute, und war wahrscheinlich das einzige Kind, das sich nicht zwischen dem kleinen blonden Mädchen und dem braunhaarigen entscheiden konnte, das ich dann gerne Onkel Willem vorgestellt hätte. Sie können sich vorstellen, dass mir bei diesen Gedanken der Kuchen im Hals stecken blieb, da mir diese Gedanken Angst machten. So versuchte ich meine Tränen zu unterdrücken und hoffte, dass der lustige Tag endlich vorbei war.

Abends lag ich traurig, wenn auch immer angespannt, im Bett und dachte über den Tag nach. Ehrlich gesagt, ich erinnere mich nicht, ob meine Vertragsmutter meinen Geburtstag mit einer Kinderparty gefeiert hatte. Eine sehr tiefe traurige Erinnerung an Topfschlagen konnte ich dann noch finden. Aber viel Zeit zum Nachdenken blieb nicht. Erstens gab es keine guten Ergebnisse, zweitens musste ich mich auf das Schlüsselgeräusch an der Haustür konzentrieren. Eines Tages würde ich das sagen.

Freunde

Heute war es ein regnerischer Tag. Da ich immer noch nicht alleine draußen spielen durfte, blieb mir nichts anderes übrig, als mich mit den braunen Kastanien zu beschäftigen, die ich heute Morgen beim Kindergarten aufgesammelt hatte. Wenn man vier Stunden mit Kastanien gespielt hat, ist man schon gut in der Lage, seine Panik in Griff zu bekommen. Das nützt trotzdem nichts, wenn der Vertragsvater mal wieder schlechte Laune zeigte, seine Frau in die Küche jagte und mich in sein Bett. Irgendwann gewöhnte ich mich oberflächlich dran, doch tief im Inneren suchte ich die Lücke, durch der ich entkommen konnte. Sie existierte, doch würde ich sie erst in einigen Jahren finden. Da es bis dahin noch eine lange Zeit war, musste ich mir Freunde suchen. Ich freundete mich mit Gummibibern an, mit meinem Flummy und einem Gummikäfer. Sie waren die einzigen, die außerhalb der Agentur eine emotionale Beziehung zu mir hatten. Hätte ich mich zwischen dem Leben der Vertragsmutter und meinem Flummy entscheiden müssen, hätte es für meine Vertragsmutter schlecht ausgesehen. Mir fiel mein Leben von Tag zu Tag schwerer. Besonders außerhalb der Agentur gab es nichts Erfreuliches. Immer das gleiche, ohne Veränderung. Ich fand natürliche Todesfälle außerhalb der Agentur immer hilfreich, da sie von mir ablenkten, wenn auch nur für kurze Zeit. Leider wollte jetzt grad keiner sterben, weder Nachbarn noch Kindergärtnerin, von Vertragseltern kaum zu hof-

fen, also starrte ich wieder die Kastanien an und wartete, Onkel Henning würde mich endlich wieder nachhause nach West-Berlin fahren. Morgen früh sollte mich die Mutter aus der Nachbarschaft mit zum Kindergarten nehmen. So konnte ich mir keinen Nachschub an Kastanien holen, da ich im Kindersitz auf ihrem Fahrrad saß. Wenn ich so zurückblicke, sind die Jahre in der Vertragsfamilie reduziert auf Kastanien, Schlüsselgeräusche, Flummy und Biber, wobei ich immer besser wurde, die Gewalt wegzustecken. Mit der Zeit wurde ich routinierter, aber auch gleichzeitig für meine Vertragseltern gefährlicher. Aber das sollte eben noch ein Weilchen dauern. Bis dahin musste ich das Lächeln der Kindergärtnerin ertragen, in Stuhlkreisen mit lauten Kindern sitzen, Banane und Apfel überleben, wenn nicht schon das morgendliche Marmeladenbrot mich umbrachte. Mittlerweile hatte ich mein Gitterbett gegen ein normales Kinderbett eingetauscht, sodass ich den Schlüsselmeister nicht mehr durch die Gitterstäbe kommen sah. Aber auch ohne Gitterstäbe war der Anblick nicht besser. Der nächste Tag war genauso, wie ich ihn mir vorgestellt hatte, so konnte ich nur beim Fahrradfahren auf die vorbeihuschenden Kastanien blicken, meinen Unmut herunterschlucken, der sehr groß war, da der Schlüsselmeister wieder viel Zeit mit mir verbracht hatte, Besonders das Sitzen viel mir schwer, trotz Schmerzmittel. Tante Flora war gegen schwere Schmerzmittel, weil sie das für Kinder für ungesund hielt. Wenn ich wieder in West-Berlin war, würde ich ihr das sagen. Das stand fest.

Zuhause bei der Vertragsfamilie schlief ich viel, fühlte mich schwach und krank. Leider gab es hier keine berüschten Arme, die mich trösteten und warmen Kakao kochten. Wenigstens gab es die Gummibiber. So versuchte ich zu überleben, was mir natürlich auch gelang, da ich dazu erzogen worden war. Jedes Mal, wenn es nachmittags schellte oder das Telefon ging, zuckte ich zusammen, weil ich Angst hatte, dass mich jemand zu einem Kindergeburtstag einlud oder mich besuchen wollte, oder noch schlimmer, vorschlug, dass ich jemanden aus dem Kindergarten besuchen sollte. Anrufe aus West-Berlin kamen immer um 20.00 Uhr. So konnte ich die guten Anrufe von den schlechten unterscheiden. Endlich endlich, Freitagabend, knapp vor Krimizeit, punkt 20.00 Uhr kam der ersehnte Anruf. In zwei Stunden würde ich abgeholt. Zwar von dem fiesen Onkel Henning, der um die Ecke wohnte und mir immer drohte, mir ein Ohr abzuschneiden, aber egal. Hauptsache nach hause. Ich packte schnell meinen blauen Reisekoffer und wartete, dass die Zeit verging. Dann das ersehnte Klingeln, ich sprang auf, zog schnell den Anorak an, Schuhe trug ich schon, packte den Koffer, sagt brav tschüß zu Mann und Frau und huschte mit Onkel Henning an der Hand so schnell wie möglich weg durch den langen Flur, runter

durch das Treppenhaus, hinaus in die kühle Nacht und kletterte im Rekord auf die Rückbank des dunklen Wagens, sodass sogar Onkel Henning entzückt war, und fuhr durch die ganze Nacht nach Berlin, wo mich der goldene Engel begrüßte und ich wusste, es war wieder alles gut. Aber nicht lange.

Pflaumenkuchen mit Sahne

Schneller als mir lieb war ging es wieder zurück zu den Vertragseltern. Heute waren Oma und Opa zu Besuch. Es wurde wie immer Kaffee getrunken. Opa erkundigte sich nach meinem Biberschwanz. Die beige Wäscheleineschnur, an der der Teppichschwanz hing, musste verlängert werden, da sie langsam zu kurz wurde. Immerhin wuchs ich wie andere Kinder auch in meinem Alter ziemlich schnell. Ein Ersatzschwanz wäre nicht schlecht. So versprach er, mir zuhause noch einen weiteren aus Teppichresten und Wäscheleine zu basteln. Am folgenden Sonntag waren wir wieder bei Oma und Opa eingeladen. Der Vertragsvater konnte nicht mit, er musste wieder angeln. Somit war der Sonntag ein Lichtblick. Neuerdings stand bei Oma und Opa die Einschulung als Thema im Raum. Ich wusste nicht, wovon sie sprachen. Meine Vertragsmutter war stummer als ein Goldfisch und erklärte mir ja nie etwas. Ich zog mich schnell in den hinteren Gartenteil mit der Schaukel zurück, um dem Schulthema zu entgehen. Ich brauchte Ruhe, von allem. Vermutlich litt ich schon mit mittlerweile hin und wieder am kindlichen „burn out syndrom“. Heute schien die Sonne. Ich betrachtete wieder die kleinen Sandkörner, die in der Sonne glitzerten, beobachtete beim Schaukeln die kleinen blauen Blumen und versuchte, nicht irrsinnig zu werden. Obwohl ich ahnte, dass ich es schon war. Mir war schon jetzt sehr klar, dass ich anders war als die Leute um mich herum. Irgendwie wertvoller. Ich wusste auch, dass ich nur in der Agentur zuhause war. Ich wusste auch, dass meine schleichende Aggressivität irgendwann zum Tragen kommen würde. Bisher bekamen es nur die etwa 1cm großen Gummipüppchen zu spüren. Obwohl ich alleine hinten im Garten war, fühlte ich mich auf der Schaukel nicht sicher, sodass ich schnell herunter kletterte, um die Wärme der Gehwegplatten zu fühlen, den Weg wie immer im Auge behaltend. Gerade kam Opa, nahm mich auf seinen Arm und sagte, die Oma hätte Kuchen gemacht. Pflaumenkuchen, mit Sahne. Oh wie lecker. Meine Laune stieg, meine düsteren Gedanken fielen von mir ab. Ich sah nur noch Pflaumenkuchen, Sahne und Kakao. So vergingen die Tage. Auch der Vertragsvater hatte eine harmlose Phase. Vielleicht musste er viel Arbei-

ten. Schichtdienst war bestimmt anstrengend. Vielleicht genoss er auch gerade die Abwechslung mit anderen Kindern und Frauen. Die Agentur war da großzügig. Jedenfalls erholte ich mich zusammen mit der Vertragsmutter bei den Nachmittagen bei den ahnungslosen Großeltern, spielte mit Wasser und kleinen Plastikwannen und versuchte im Allgemeinen das Atmen nicht zu vergessen. Schließlich war das hart erkämpft. Aber auch der leckerste Pflaumenkuchen ging irgendwann zu Ende. Die Aufbruchsstimmung machte mir jedes Mal Angst. Schließlich musste ich noch die Nacht bei den Vertragseltern überstehen. Wenigstens hatte ich den neuen Biberschwanersatz. Hellbeige mit weißen Sprekeln. Morgen sollte mich endlich Onkel Henning nach West-Berlin holen. Ein Lichtblick am dämonischen Horizont.

Letzte Kindertage

Bei meinen letzten Kindertagen entstanden Zeichnungen einer Giraffe, eines Bären, eines Fisches, eines Hauses, eines Elefanten, noch eines Elefanten und wieder eines Bären. Wohl Nebenwirkungen der häufigen Zoobesuche mit Onkel Willem.

Die Abschlussfeier des Kindergartens habe ich bis heute nicht begriffen. Da alle Kindergartenkinder des gesamten Kindergartens da waren, weinte ich schon mal im Voraus. Die vielen Kinder überforderten mich. Außerdem war so ein großes Fest für mich keine Routine. Als ich dann neben meiner Kindergartenpartnerin Susanne zu sitzen kam, auf deren Geburtstage ich Topf schlagen gespielt und mich innerlich als Kinderhändler übt hatte, wurde ich etwas ruhiger. Trotzdem kam es mir vor, als hätte ich dieses Fest im Eiswasser verbracht.

Nicht „malen“, sondern locker schwingen

Bald stand die Einschulung an. Ich sollte mich zwischen einer kleinen und großen Schultüte entscheiden. Die Strategie von Agenturkindern besteht darin, nicht das zu wählen, was man gerne hätte. So besitzt das Gegenüber weniger Macht. So entschied ich mich bei meinen sechsjährigen Überlegungen für eine kleine Schultüte, obwohl ich lieber eine

große gehabt hätte. Immerhin fragten mich da gerade Kinderhändler. So hätte ich entweder meinen Willen oder die große Schultüte bekommen, diese Lösungen schienen mir am geeignetsten, und das mit 6 Jahren. Sie ließen mir meinen Willen. So kam es, dass ich am Einschulungstag eine grüne, glänzende Minischultüte in den Händen hielt, während die topfschlagende Susanne mit einer doppelt so großen aufwarten konnte. Meine Kleidung war auch recht armselig, das rotweiß karierte Sommerkleid verdeckte gerade mal die Unterhose. Schließlich sollte mein Vertragsvater auch etwas von der Einschulung haben.

In der Zeit vor der Einschulung war ich viel in West-Berlin. Meine Erziehung wurde vertieft, Kindersoldat Liam erging es auch nicht besser. Ich in West-Berlin, er in Nicaragua. Ich kam in die Klasse 1b. Mit meiner topfschlagenden Kindergartenpartnerin Susanne. Die Schule überließ Kindersoldat Liam großzügig mir. Er hatte noch geistig in Nicaragua zu tun.

Am 4.12 schrieb ich mein erstes Schreibdiktat, Note sehr gut.

Am 09.12. ein Rechnen- Diktat, ein sehr gut.

Da meine Vertragsmutter damals über Kindergarten und Grundschule Buch führte und ich das noch besitze, kann ich Ihnen diese Daten erfreulicherweise tag-genau übermitteln. Vielleicht war sie doch nicht so unbrauchbar. Immerhin war sie meine menschlichleibliche Mutter, auch wenn sie nur Vertragsmutter war. Vielleicht waren die Daten der Ausdruck einer versuchten Mutter-Kind Beziehung, auch wenn es beim Versuch blieb.

Kennen Sie noch das Schreibübungsheft für Anfänger und Fortgeschrittene von Pelikan, mit 30 Blatt und der Aufschrift „Wir schwingen und schreiben“?

Es liegt gerade vor mir. Mit dem Hinweis: Nicht „malen“, sondern locker schwingen! Ich muss sagen, ich war sehr gut. Sehr ordentlich, mit bunten Wachsmalstiften. Eben typisch Agenturkind. Solange ich mit mir alleine die Buchstaben locker schwang, war es ok. Sobald aber ein Vertragsvater dabei zusah, wurde das Schwingen zum Sondereinsatzkommando.

Nicaragua

Ich vergaß die Schule, die ich sowieso nicht verstand, vergaß die Lehrerin, die so aussah, als würde sie irgendwann hinter unsere Fassade kommen, weil sie uns öfter besuchte, ich vergaß die Mitschüler, die mich überforderten. Ich vergaß die Hefte, die kleine Plastikta-

fel mit den weißen Stiften, die langsam zum Trauma wurden. Ich vergaß die Welt außerhalb der Agentur, wo das tägliche Funktionieren mindestens so anstrengend war, wie eine Nacht mit meinem sehr reichen Kunden samt Kamin und Sauna.

Ich war in Nicaragua. Liam, männlich, 8 Jahre alt, Kindersoldat.

Wer als folternder Ausbilder seine Auszubildenden mit scharfer Munition hantieren lässt, muss sich schon sehr sicher sein, dass er selbst von den Auszubildenden als Freund angesehen wird, nicht als Feind. Hier entscheidet sich, ob die Ausbildung erfolgreich war. Das war sie. Natürlich. Keiner von uns Kindern kam auf die Idee, unseren Ausbilder zu erschießen. Etwas, das vermutlich sehr klug gewesen wäre. Da das Gehirn aber etwas anderes gelernt hatte, ging es unserem Ausbilder ausgezeichnet, auch im bewaffneten Zustand unsereiner. Unsere Gruppe, Charlotte, Sparky, Tyler, Noname und ich, galten als eines der wichtigsten Standbeine der Agentur. Wir gehörten zum anspruchsvollsten pädophilen Einsatzbereich und brachten professionelle Kenntnisse von höchstem Standard mit, die in den einschlägigen Kundenkreisen äußerst geschätzt wurden. Der eine oder andere Kunde wird uns wohl bis heute dankbar sein. In der Agentur wurden nur wenige Kinder zur Ausbildung zugelassen, da die Anforderungen psychisch und physisch extrem hoch waren und eine kosten- und zeitintensive Angelegenheit bedeutete. Fehlinvestitionen konnte und wollte sich die Agentur nicht leisten. Wir besaßen alle eine auffällig schnelle Auffassungsgabe, ein gutes Gedächtnis, konnten zügig Probleme erfassen und kombinieren, waren äußerst flexibel und in der Lage, auch in Extremsituationen zu funktionieren. Wir waren nicht auf zwischenmenschliche Beziehungen angewiesen, brauchten keinen Trost, um Leistung zu zeigen und waren emotional unabhängig. Wir konnten sowohl allein als auch in der Gruppe agieren. Wir waren darauf trainiert, mit Situationen in Isolation umzugehen. Wir verfügten über verschiedene Kommunikationsebenen. Alle Leistungen waren Tag und Nacht abrufbar. Eine der wichtigsten Voraussetzungen für den Einsatz in der Agentur. Es gab allerdings eine weitere Bedingung, die unerlässlich war: Wir alle besaßen einen enormen Instinkt, zu überleben. Um jeden Preis. Wer bisher gekommen war, besaß ihn definitiv.

Sparky war 17 Jahre und damit der Älteste von uns. Ich schätzte Charlotte auf 12, Tyler war 10, ich wie gesagt 8 und Noname 15. Kein Kind wurde in seinem gegenwärtigen Status zu zweit ausgebildet. Wer in der Ausbildung fortgeschrittener war, übernahm beim jüngeren Kind Teile der Ausbildung. Heute diente Sparky mir als Vorbild. Unsere Gruppe mit Charlotte, Sparky, Tyler, Noname und mir, hatten heute Einsatzbesprechung. In einem Raum mit großer Tafel wurden Strategien aufgezeichnet. Sie zeigte unsere Positi-

onen im Außengelände. Wer mit wem zusammen blieb, egal was passierte. Somit waren wir in zwei Gruppen aufgeteilt. Ich ging mit Sparky und Charlotte mit Tyler zusammen. Noname sollte alleine gehen. Sollte die andere Gruppe Probleme haben, ging uns das nichts an. Wir hatten unseren Auftrag zu erfüllen, Freunde gab es jetzt nicht. Auch nicht in den eigenen Reihen. Jeder musste für sich selber sorgen. Inszenierter Krieg war wichtig, um den Umgang mit der Waffe unter realem Stress zu üben. Bisher hatten wir bei solchen Einsätzen überwiegend Übungsmunition benutzt, aus Kostengründen. Heute war der erste ernste Einsatz. Wir trugen wie immer unsere Uniform, olivegrün ohne Muster. Bewaffnet mit einem ausländischen Sturmgewehr aus Militärbeständen und unseren Messern. Sparky besaß einen Kompass. Der Kompass war wichtig, da man schnell im Wald die Orientierung verlieren konnte. Zusammen gingen wir ins Gelände. Hier wurden Granaten und Sprengsätze eingesetzt. Unser Gegner trug Waffen. Nachdem zu urteilen, was ich sehen konnte, waren es Jugendliche und erwachsene Frauen. Entweder waren wir so gut, dass wir nicht getroffen wurden, oder die so schlecht. Erst viel später sollte ich erfahren, dass unsere Gegner, im Gegensatz zu uns, immer nur mit Übungsmunition schossen. Aber da war es schon zu spät. Meine Gruppe und ich konnten gut mit der Waffe umgehen. Sparky war schon im Nahkampf geübt und zeigte mir, wie man mit einem verletzten Gegner umging. Für mich kam Nahkampf aufgrund meines jungen Alters noch nicht in Frage, aber zusehen bildete ja auch. Meinte jedenfalls unser Ausbilder. So bekam ich vor Sparky ein wenig Angst. Logisch. Wer keine Gefangenen macht, der vermittelt nicht gerade Harmlosigkeit. Sparky war nicht harmlos. Wir alle waren nicht harmlos. Ich auch nicht. Ich war Liam, Widerstandskämpfer in Nicaragua Managua. Do it!

Jetzt werden Sie sich fragen, weshalb wir diese Ausbildung bekamen. Zu der Agentur gehörte eine Abteilung, die als Kundenauftrag Kriegsspiele inszenierte. Einige Kunden forderten Kindersoldaten, für diese Fälle gab es Charlotte, Sparky, Tyler, Noname und mich, zwischen 8 und 17 Jahre alt. Die „Kriegsgegner“ waren von der Agentur eingekaufte Opfer, die, entbehrlich, unausgebildet und mit Übungsmunition bewaffnet, von meiner Gruppe und den Kunden gejagt wurden. Der Kunde durfte natürlich auch nur Übungsmunition besitzen. Allerdings wurde dem Kunden ein Opfer zugeteilt, etwas, das ihn immer sehr glücklich machte. Er konnte wahlweise mit einem Opfer in sexuellen Kontakt kommen oder schlimmeres. Kundenwünsche eben, die erschreckenderweise nicht so selten vorkamen. Deswegen musste unsere Gruppe gut ausgebildet sein, um den Wünschen der Kunden zu entsprechen. Wie schon erwähnt, waren wir nicht harmlos. Aber die Kunden erst recht nicht. Denn im Gegensatz zu uns Kindern, zogen die Kunden

freiwillig in den „ Krieg“. Manchmal verglichen Charlotte, Sparky, Tyler, Noname und ich, wer selber bei den Einsätzen wie oft was zugestoßen war. Wer am meisten vorzuweisen hatte, war der Held des Tages. Besonders bei der Folter konnten solche Vergleiche prima angestellt werden. Dass wir selber Opfer waren, wäre uns nie in den Sinn gekommen. Wir waren Elite. Je härter der Einsatz, desto größer unser Wert. Bei den Kriegsspielen kam es nicht nur zu Kampfeinsätzen mit Waffen und Schussverletzungen sondern auch zu Kriegsgefangenen. Wenn es andere traf, entweder den Kunden oder die anderen Opfer, war es anstrengend, wenn man selber in Gefangenschaft geriet, war es nicht zu toppen. Natürlich wurde das meistens vorher abgesprochen, aber es gab auch Situationen, wo ich es nicht vorher wusste.

Als Kindersoldat wusste man über Folter gut bescheid. Wir hatten alle als Agenturkinder eine fundierte Folterausbildung. Sie erinnern sich: Man muss sich in das Opfer hinein fühlen und es optimal durch die Folter führen, wie mein Bruder Dean immer begeistert referierte. Ich wurde, wie schon erwähnt, von Dean auf dem Friedhof ausgebildet. Aber nicht nur als aktiver Folterer, sondern auch als passiver Gefolterter brauchte man beim Einsatz als Kindersoldat eine Ausbildung. Wir hatten dabei gelernt, wer im Ernstfall unsere Freunde waren, unsere Leute, die wir nie verraten würden. Wir waren dazu ausgebildet, möglichst lange Schmerzen zu ertragen. Es gab keinen Verrat an die eigenen Gruppenmitglieder. Es war real inszenierter Krieg. Aus geplantem Kriegsspiel wurde schnell lebensgefährlicher Ernst, wenn der Kundenauftrag Folter vorsah. Besonders gezielte Knochenbrüche sind nur bedingt einschätzen, auch wenn sie bei uns Agenturkindern aus Sicherheitsgründen von den Agentur-Ärzten durchgeführt wurden, während der Kunde nur daneben stand. Allerdings machte es keinen körperlichen Unterschied, ob man in der Folterausbildung von den eigenen Leuten die Rippe gebrochen bekam, um zu Ausbildungszwecken den Schmerz und den Umgang mit Extremsituationen zu lernen, oder ob es innerhalb eines Kundenauftrages war. Die Schmerzen waren die gleichen. So cool und angenehm, wie bei Rambohelden im Fernsehen laufen solche Situationen ab einem bestimmten Zeitpunkt nie ab. Folterausbildung hin oder her.

Normalerweise durften wir Agenturkinder keine sichtbaren Verletzungen haben. Ausnahmen gab es aber auch bei uns. Bei Kampfeinsätzen im Außengelände blieben starke Prellungen, Verstauchungen, Knochenbrüche und vorübergehende Hörschäden durch Schüsse und den Einsatz von Handgranaten nicht aus. Folter war besonders lukrativ. Besonders, wenn professionelles Verhalten gefordert wurde, kamen wir Agenturkinder zum Einsatz. Wenn die Reaktionen des Opfers keinen hohen Anspruch erfüllen sollten, dann

wurden unausgebildete Opfer benutzt, bei denen später niemand nachfragte. In solchen Fällen durfte der Kunde selber Hand anlegen. Wie Sie sehen, gibt es bei der Herstellung von Folterfotos sehr große Unterschiede bei dem Anspruch, der Wahl der Opfer und der Durchführung. Der Kunde, der seinen Schwerpunkt auf die Folter legte, bekam wertlose Opfer, der Kunde, der mit kindlichen Elitesoldaten zu tun haben wollte, bekam Agenturkinder, musste aber Einschränkungen hinnehmen. Ich hoffe, Sie konnten folgen, sonst müssten Sie den Absatz vielleicht noch einmal lesen, wenn es für Sie wichtig ist.

Folter war perfekt für Kundenfotos. Jeder Einsatz wurde dokumentiert. Diese Fotos erfreuten sich gutem Absatz. Nicht zuletzt, weil hier vor allem echte Verletzungen festgehalten wurden. Sowohl die Kunden, die selber daran teilnahmen, als auch Kunden die nicht dran teilnahmen, waren dankbare Abnehmer. Viele Kunden verzehrten sich geradezu nach solchen Fotos. Die Fotos wurden neben den Kunden auch Zwischenhändlern und Geschäftspartnern in der internen Agenturabteilung mit dem Namen“ AI (interner Name: Amnesty International)“ vorgestellt. Auch hier ist es nicht das, wie es scheint. Dieses getarnte Amnesty International der Agentur, mit dem wir es hier zu tun hatten, sammelte Folterfotos, um sie zu vermarkten, nicht wie bei der korrekten AI, um Folter zu verhindern! Manchmal musste ich dann zu der Diashow dazukommen, damit das zu den Fotos passende Original zu begutachten war.

Heute musste Liam wieder geistig in Nicaragua bleiben, während ich nach einigen Tagen unter ärztlicher Aufsicht im kellergelegenen Krankbett der Agentur von Onkel Willem abgeholt wurde. Schnell vergaß ich, dass ich ein Junge war und lief sehr mädchenhaft Onkel Willem in die Arme. Das heißt, ich schleppte mich, da ich unter starken Schmerzen und Luftnot litt. Zack, zack, schnell nach hause.

Telefonische Beschwerde

Tante Flora schlug die Hände über dem Kopf zusammen und stöhnte: Mein Kind, wie siehst du denn aus? Ich wusste nicht, was sie meinte. Ich fand meine Zöpfe und das Kleid völlig in Ordnung. Allerdings hatte ich nicht in den Spiegel geschaut und hatte es auch nicht vor. Eine gute Idee, sonst wäre meine Laune wieder in den Keller gegangen. Deshalb ging ich auffällig langsam mithilfe von starken Schmerzmitteln, aber zielstrebig geradewegs in die Küche und ließ mir von einem fröhlichen Onkel Willem meinen wohlverdienten Kakao reichen und schlürfte, mutiert, vom militanten Kindersoldaten im Ein-

satz, zur niedlichen Mädchen unter Kinderhändlern, äußerst zufrieden meinen Kakao, wissend, sehr elitär zu sein. Vollgestopft mit Medikamenten, die mich langsam müde machten. Nur noch im Hintergrund störte Tante Flora, die ins Telefon schrie, dass irgendjemand am anderen Ende der Leitung sie wohl nicht mehr alle hätte, ihr das Kind in so einem Zustand zurückzubringen. Auweia. Wie gut, dass ich kein Kinderhändler war. Da ich trotz Medikamente die Folgen von Handgranaten und Folter in meinen Ohren und Knochen spürte, ging ich heute früh schlafen. Wegen meines verwegenen Äußeren musste Tante Flora ihren heutigen Kundentermin mit mir nun verlegen und regte sich so sehr darüber auf, dass sie eine ganze Flasche Rotwein fast ohne abzusetzen leer trank und die Flasche anschließend gegen die Wand warf. Respekt! Fand Onkel Willem wohl auch und schlich mir mit eingezogenem Kopf hinterher und legte sich zu mir ins Bett, um dem Zorn von Tante Flora zu entgehen. Ich gluckste bei seinem Gesichtsausdruck und schlief zufrieden ein.

Einnahmequellen

Da eine Rippenfraktur bei Druck durch innere Verletzungen zum Tode führen konnte, kamen Kundenaufträge, bei denen Kunden sich verletzte Kinder wünschten, für mich vorsorglich nicht in Frage. Solche Kunden gehörten natürlich auch zur Stammkundschaft und galten als wichtige Einnahmequelle. Da ich natürlich von dieser Einnahmequelle wusste, versuchte ich diesen Morgen, nicht so viel Schmerzen zu zeigen. Ich litt unter der Angst, ich könnte doch einmal zu solch einem Kunden kommen. An dieser Stelle kann man ruhig behaupten, es könnte alles noch viel schlimmer sein. Weiterhin kann man hier behaupten, dass ich bisher Glück hatte, denn Tante Flora öffnete gerade dem Agenturarzt die Tür. Er untersuchte nur meinen körperlichen Zustand, spritze mir Schmerzmittel und gab mir beruhigende Medikamente. Bevor der Arzt ging, stellte er mir Fragen. Ob ich wüsste, woher die Verletzungen stammten? Tante Flora hätte ihm gesagt, dass ich vom Stuhl gefallen war. War ich das? Wenn Tante Flora das sagte, stimmte das wohl auch. Obwohl ich zwischendurch Erinnerungsfetzen von grellen Licht und Wald hatte, versprach in dem Arzt, der gleichzeitig der Psychiater war, nicht mehr auf Stühle zu klettern. Merkwürdig war nur, dass ich nachts von Gewehren und Soldaten träumte, von Granaten und grellen Explosionen, die meine Ohren vorübergehend taub werden ließen, aber das

behielt ich für mich. Ich war nicht blöd. Das mit dem „vom Stuhl gefallen“ war jedenfalls gelogen. Dass der Arzt das genau wusste, war auch klar. Da ich aber keinen Grund sah, darüber weiter nachzudenken, nutzte ich lieber die Fürsorglichkeit von Onkel Willem aus und genoss zwischendurch, warm in eine Decke gepackt, liegend die Sonnenstrahlen des Winters auf unserem Balkon. Da ich keinen Gesprächspartner hatte, schwieg ich zum Wohle vieler und beobachtete die Morgentautropfen auf dem Balkongeländer. Es waren gerade Ferien. Deshalb konnte meine Rippenfraktur gemütlich ausheilen, ohne dass meine Klassenlehrerin etwas bemerkte.

Heute kam Papa zu Besuch. Vermutlich wollte er nach mir sehen. Mir wäre es lieber, er würde mich ignorieren und sich einer Tasse Kaffee von Tante Flora widmen. Je älter ich wurde, desto mehr Angst bekam ich vor Papa. Vermutlich lag es daran, dass ich mit ihm nur noch beruflich bei Kundenaufträgen zu tun hatte. Als es klingelte, schlich ich, so schnell es ging, zu Onkel Willem in die Küche. Zwar hatte ich auch vor Onkel Willem unterschwellig Angst, aber nicht so sehr, wie vor Papa. Als Papa in die Küche kam und sich vor mich hinkniete, blieb mir fast das Herz stehen. Papa sagte nur: Na Kleene, du siehst ja aus. Anstatt mich samt meinen dekorativen Verletzungen schon für Kundenaufträge zu verplanen, schenkte er mir ein Kuscheltier. Da ich von Natur aus misstrauisch war, nahm ich es brav entgegen und fixierte ihn weiterhin wie die Schlange die Beute. Da Papa Papa war, analysierte er nicht meine wachsame Reaktion sondern klatschte in die Hände und ging zielstrebig zu Tante Flora ins Wohnzimmer, wo der Kaffeetisch schon gedeckt war. Tante Flora schimpfte schon wieder über meinen Zustand. Ich dachte nur tief in mir drin, sie solle endlich die Klappe halten und mich nicht zum Gesprächsthema machen. Das konnte bei Kinderhändlern eine schlechte Idee sein. In dieser Wohnung waren gleich drei davon. Also Ruhe bitte. Onkel Willem beugte sich in der Küche zu mir herunter und fragte, ob ich mich denn nicht über das Plüschtier freute? Ich sah ihn an, um herauszufinden, welche Antwort die richtige war. Onkel Willem hatte allerdings nicht die Zeit, um meine Antwort abzuwarten, strubbelte mir die Haare und brachte den Kaffee ins Wohnzimmer. Ich zockelte hinterher und wollte mich gerade an den Tisch setzen, als Tante Flora mit einem demonstrativen Seitenblick zu Papa meinte, es wäre besser für ihre Nerven, wenn sie mich und meine blauen Flecken jetzt nicht sehen müsste und schickte mich samt Plüschtier ins Bett. Ich traute mich nicht zu widersprechen und ging brav ins Schlafzimmer. Sicherheitshalber platzierte ich das Plüschtier gut sichtbar neben mir. Wenn Kinderhändler etwas schenken, sollte man sich keinen Fehler erlauben. Auch nicht, wenn die Kinderhändler die eigenen Verwandten sind. Irgendwann schlief ich ein. Nur

wage bemerkte ich, wie Papa sich bei mir verabschiedete und mir über den Kopf strich. Die Bemerkung:“ Ist sie nicht süß?“ gefiel mir überhaupt nicht. Vielleicht wollten sie jetzt öfter, dass ich sichtbare Verletzungen hatte. Solche Ängste gehörten zum Alltag, da es unmöglich war, die Erwachsenen um mich herum einzuschätzen. Wenn Papa gewollt hätte, dass ich jeden Tag eine gebrochene Rippe habe, dann würde das so sein. Diese Erkenntnisse belasteten mein immer größer werdendes Bewusstsein. Zum Glück wurde meinen Rippen nur noch ein paar Mal gebrochen, freundlicherweise immer an derselben Stelle. Wenn man einen Unfall hat und sich dabei die Rippen bricht, ist es überraschend, ohne sich vorher Gedanken machen zu müssen. Wenn man allerdings schon vorher weiß, dass sie einem gebrochen werden, ist es belastend. Mit solchem Druck mussten Agenturkinder wie ich umgehen. Man hörte sich beim Plangespräch für den Kundenauftrag die Wörter des Erziehers an, sagte, dass man alles verstanden hatte und versuchte einfach, nicht in Panik zu verfallen. Kundenaufträge wurden immer vorher gut durchgesprochen. In solchen Situationen sprach ich mit Niemand. Obwohl Tante Flora und Onkel Willem informiert waren, suchten auch sie nicht mit mir das Gespräch, sondern verhielten sich wie immer. Allerdings durfte ich vor anspruchsvollen Kundenaufträgen nicht auf den Balkon. Vielleicht hatten sie Angst, ich könnte mich umbringen. Oder dem spielenden Nachbarskind unten zurufen, dass mir gleich meine Rippen gebrochen werden. Aber vermutlich hätte mir das Kind sowieso nicht geglaubt. Hätten Sie es? Der einzige Vorteil ist, dass die schlecht verheilten Frakturen heute noch auf dem Röntgenbild zu sehen sind. Ist doch tröstlich. Außerdem hatte ich danach ein paar Tage Pause. Alles hat Vor und Nachteile.

Selbstwertgefühl

Gerade hatte ich es mir auf dem Boden im Wohnzimmer von Tante Flora gemütlich gemacht, klingelte mal wieder das Telefon. Irgendwie klingelte immer das Telefon, wenn ich es mir gerade auf dem Boden gemütlich gemacht hatte. Aber vielleicht lag es auch daran, dass ich immer extrem müde war und ziemlich oft auf dem Boden herumlag, so dass Onkel Willem oft fluchend über mich stolperte, wenn er seiner Angewohnheit nachging, um mit einem Kaffee in der Hand zeitungslisend durch das Wohnzimmer zur Couch zu schlurven. Wie gesagt war mal wieder die Situation, dass ich grad auf dem Boden lag, als das Telefon klingelte. Tante Flora nahm den Anruf entgegen, warf mir wie

immer einen abschätzenden Psychologieblick zu, nickte ein Ja und wiederholte die Uhrzeit, wie jedes Mal. Deswegen behielt ich das so genau. Abends musste ich in das große alte Haus am See. Dabei war ich so unendlich müde. Onkel Willem las gemütlich wie immer seine Zeitung zu Ende, was Tante Flora jedes Mal in Rage brachte, da sie keine Lust hatte, mich ordentlich anzuziehen.

Schließlich saß ich müde hinten im Auto und wachte erst auf, als wir die knirschende Zufahrt zum alten Haus am See hinauffuhren. Onkel Willem öffnete die Tür, ich stieg aus. Er nahm wie immer fest meine Hand und ging zum Hinterreingang des großen alten Hauses am See, wo wir wie immer empfangen wurden. In dem Haus gab es nicht nur Kellerräume sondern auch eine Wohnung. In der wurden die Kreisspiele abgehalten, von denen Sie sich, wie Sie schon gelernt haben, besser fernhalten sollten. Heute gab es keine Kreisspiele. Heute war nur ein Kind da. Es war ungefähr so groß wie ich, ein Mädchen. Meine Laune sank noch tiefer, ich mochte keine Mädchen. Der Erzieher, der in dieser Wohnung wohnte, verabschiedete sich von Onkel Willem, während wir Kinder stumm am runden Tisch saßen und versuchten, uns gegenseitig heimlich abzuschätzen und gleichzeitig zu ignorieren. Als die Wohnungstür zuing, zuckten wir beide zusammen, da der Erzieher zu uns kam und sich mit an den Tisch setzte. Er hatte uns zuvor Getränke und Plätzchen auf den Tisch gestellt, die keiner von uns anrührte. Da wir nicht wussten, was er von uns wollte, warteten wir sitzend und starrten ihn an. Das einzige, was sicher war, war das Wissen, dass es kein schöner Abend werden würde. Ich sollte wie immer Recht behalten. Der Erzieher, den ich schon lange kannte, hatte die Angewohnheit, uns tief in die Augen zu sehen, als würde er innerlich Daten aufrufen und sie mit uns vergleichen. Er besaß eine gefährliche emotionale Distanziertheit zu Kindern, was unsere Lage nicht besser machte. Weiterhin hatte er die Angewohnheit, nach dem inneren Datenabgleich dümmlich zu nicken und die Lippen zum Kussmund zu ziehen. Dafür hätte ich ihn jedes Mal schlagen können. Da man Erzieher nicht schlagen durfte, versuchte ich mich, auf etwas anderes zu konzentrieren, was nicht leicht war, wenn ein Erwachsener wie eine Wand direkt vor einem sitzt und fixiert. Er stellte uns Kinder nicht einander vor. Ich wusste nicht, wer das andere Kind war, wo es her kam oder wie es hieß. Zwei namenlose Opferziegen vor dem Schlachter. Am Verhalten des Kindes allerdings erkannte ich, dass es schon mit Extremsituationen zu tun hatte, da es sehr ruhig da saß.

Wären Sie unbemerkt dabei gewesen, Sie hätten weder Angst noch sonst eine dramatische Emotion in diese Richtung bei uns gefühlt. Es gab keine. Vielleicht die des Auslotens, des Erfassens der Situation, der Berechnung, des Hasses. Es hing eine einzige kon-

krete Frage in dem Raum: Wer wird hier unversehrt herauskommen und wer nicht. Jeder wünschte sich den Tod des Anderen, Erzieher mit inbegriffen, kein netter Ausgangspunkt für eine unbeschwerte Gesprächsrunde.

Endlich bewegte sich der Erzieher und nannte die Aufgabe. Wir Kinder würden gleich hinunter in den Keller gehen und uns untereinander darauf einigen, wer von uns anschließend sterben sollte. Einer von uns würde wieder nach Hause fahren, einer bliebe hier. Mir wurde übel, was ich aber gelernt hatte, zu vertuschen. Hinzukam, dass ich kurz verunsichert war. Ich ging bisher immer davon aus, dass ich ein Gebrauchskind war, das im Gegensatz zu Verbrauchskindern nicht auffällig verletzt wurde, solange es ins Kundenschema der Agentur passte und entsprechende Leistung zeigte. Hatte ich ein Problem? Da der Erzieher uns nun seelenruhig erklärte, wie er sich das weitere Vorgehen vorstellte, hatte ich keine Zeit, weiter darüber nachzudenken. Noch Fragen? Nein, wir hatten keine, und wenn, wären sie uns nicht eingefallen. Wir hatten gleich im Kellerraum eine Stunde Zeit, miteinander zu diskutieren, wer von uns zu leben oder zu sterben hätte. Na toll, was für eine Aufgabe. Ich sah mich verstohlen nach helfenden Rüschenhänden um, wusste aber gleichzeitig, dass es keine gab. Wer jetzt in Panik geriet, hatte verloren. Mit diesem Wissen brachte der Erzieher uns in den Kellerraum, der weiß gefliest und leer war. Die Tür hatte ein kleines integriertes Fenster, durch das der Erzieher uns noch mal aufmunternd zunickte, bevor er uns unserer Aufgabe überlies. Das Mädchen und ich setzten uns auf den Boden, die Tür und uns im Blick und sprachen nichts. Worte würden alles nur noch schlimmer machen. Kontaktaufnahme war instinktiv keine gute Idee. Je mehr man über sein Gegenüber wusste, desto schwerer wurde es, ihn für den Tod vorzuschlagen. Je größer die Anonymität, desto leichter die Entscheidung. Also saß ich in der einen und das andere Kind in der anderen Ecke, fieberhaft denkend, wie man aus dieser Situation herauskäme, möglichst lebendig, uns verstohlen gegenseitig und die Tür im Blick haltend, zur Sicherheit. Schließlich wusste keiner, auf welche Ideen der andere in solchen Situationen kommen würde. Theoretisch könnte das andere Kind eine Waffe haben. Zuzutrauen war dem Erzieher alles. Mir fiel absolut nichts ein. Ich wollte nicht sterben, ich wollte aber nicht Schuld am Tod eines Kindes sein. Gott würde sich freuen und noch motivierter sein, mich in seine Hölle zu bekommen.

Obwohl es in dem Raum extrem kalt war, schwitzten wir beide. Ich riskierte einen Blick und vernahm ein erstarrtes Kind, was weder zu atmen noch sonst was zu tun schien. Bewaffnet war es wohl auch nicht. Eine Stunde kann unangenehm lang sein. Man hörte auf

jedes Geräusch. Kam jemand, oder war das ein Geräusch der Kellerrohre? Würde überhaupt je wieder einer kommen?

Ich zuckte zusammen, als die Tür aufging und ein erwartungsvoller Erzieher uns entgegenlächelte. Na? Zu welchem Ergebnis seid ihr gekommen? Das Mädchen erwachte aus der Erstarrung und zeigte tatsächlich auf mich, und meinte, ich sollte sterben. Ich war so überrumpelt, dass ich einfach anfing, auf sie einzuschlagen. Mein Kopf war leer und eventuell blieb das für den traurigen Rest meines Lebens. Der Erzieher hatte Mühe, mich von dem Mädchen fernzuhalten. Na Marie, bist du mit der Entscheidung einverstanden? Nein! Warum nicht? Weil ich nicht will, soll sie doch sterben. Ehe der Erzieher sich versah, schrieen sich gegenseitig zwei Kinder an, wobei in dem Durcheinander einzelne Worte nicht mehr auszumachen waren. Dafür sehr viele Tränen. Der Erzieher ging genervt aus dem Raum und kündigte vorher noch an, in einer weiteren Stunde zurückzukommen. Dann sollte ein erfreulicherer Ergebnis vorliegen. Wieder zeigte sich das gleiche Bild wie vorher, zwei Kinder, stumm sitzend für sich, neuerdings mit kleinen Schluchzern unterbrochen. Denken konnte ich immer noch nicht. Eine Stunde nichts denken war Rekord. Wäre ich ein erfahrener Polizist gewesen, hätte ich den Erzieher eingesperrt, Forensik ohne Fenster und Freigang, lebenslänglich. Leider war ich kein erfahrener Polizist sondern nur ein Kind, das nicht über Tod und Leben entscheiden wollte. Die Tür ging ein weiteres Mal auf. Erschrocken blickte ich auf. Ich war so müde, dass mir fast schon alles egal war. Was dann kam, war reines Deja vu. Na? Zu welchem Ergebnis seid ihr gekommen? Das Mädchen erwachte aus der Erstarrung und zeigte tatsächlich zum zweiten Mal auf mich, ich sollte sterben. Ich war wieder so überrumpelt, dass ich auch diesmal einfach anfing, auf sie einzuschlagen. Mein Kopf war immer noch leer und eventuell blieb das jetzt definitiv für den traurigen Rest meines Lebens. Mir fielen keine Wörter ein, nur Schläge. Der Erzieher hatte wie zu vor Mühe, mich von dem Mädchen fernzuhalten. Na Marie, bist du mit der Entscheidung einverstanden? Nein! Warum nicht? Weil ich nicht will, soll sie doch sterben. Ehe der Erzieher sich versah, schrieen sich wiederholt zwei etwa gleichaltrige Kinder gegenseitig an, wobei in dem Durcheinander auch dieses Mal einzelne Worte nicht mehr auszumachen waren. Allerdings blieb der Erzieher diesmal und schlug mir mit der flachen Hand so dermaßen ins Gesicht, dass ich kurz nicht wusste, wo ich mich befand. Leider fiel es mir schneller ein, als mir lieb war. Irgendwann merkte ich, dass der Erzieher mich etwas fragte. Langsam drangen die Worte in mein Gehirn, ich erinnerte mich gerade an Tante Flora, die immer sagte, dass ich wertvoll war. So kam es, dass ich müde und benommen, gleichzeitig voll Adrenalin diesen

einen Satz sagte, der mir von rechts nach links durch mein Gehirn wanderte: „Das andere Kind muss sterben, weil ich mehr wert bin.“

Der Erzieher klatschte in die Hände, war begeistert und schrie, ja das ist genau die richtige Antwort. Ich durfte den Kachelraum mit dem Erzieher sofort verlassen, das andere Kind blieb zurück. Oben wartete schon Onkel Willem auf mich und strahlte über das ganze Gesicht. Das hast du gut gemacht. Er nahm mich auf den Arm und lachte. Du bist wertvoll. Ja, das hatte ich heute Abend gelernt. Ich bin wertvoll. Wertvoller als alle anderen Kinder. Dieser Abend stärkte mein Selbstwertgefühl ins Unermessliche, wenn auch ins Unglücklichste. Ich war Elite, ich war Elite und gefährlich nah am Wahnsinn.

Elitärer Schlaf

Zuhause nahm Tante Flora mich in die ersehnten Rüschenarme und gab mir einen Schmatzer. Zum Dank übergab ich mich im Wohnzimmer auf dem schön gemusterten Teppich, blieb einfach darauf liegen und schlief den Schlaf der Elite. Vermutlich glaubte Tante Flora an heilsamen Schlaf. Dem war allerdings nicht so. Als ich morgens in ihrem Bett erwachte, taten mir nicht nur alle Knochen weh, sondern ich verspürte auch eine unglaubliche innere Aggressivität. Als Onkel Willem an dem Morgen mit mir Brötchen kaufen ging, konnte er mich gerade noch davon abhalten, ein kleines Kind im Kinderwagen anzugreifen. Ich schrie und schlug so stark um mich, dass er Mühe hatte, mich wieder nach Hause zu bekommen, ohne unterwegs verhaftet zu werden. Erst als der Psychiater kam und mir Medikamente verabreichte, kehrte Ruhe ein. Danach durfte ich einige Zeit nicht die Wohnung verlassen. Die Medikamente sorgten eh dafür, dass ich die ganze Zeit irgendwo auf dem Boden herumlag, da ich kaum die Augen aufhalten konnte. Nach einigen Tagen verging die Aggressivität, sodass Onkel Willem es wieder wagte, mit mir Brötchen zu holen. Allerdings bei einem anderen Bäcker. Trotzdem könnte ich wetten, er hoffte seitdem innig, dass wir kein Kind mehr beim Bäcker antreffen würden. Selber schuld.

Langsam trat mein elitäres Erlebnis in den Hintergrund, sodass ich wieder gefahrlos zu den Vertragselftern konnte. Schule, Sexspiele mit dem Vertragsvater, Schule, Langeweile, so sah der Alltag aus. Ich hielt mich für einen Biber und baute Höhlen im Kinderzimmer, schlürfte aus Tellern und verdrängte den Grund, weshalb ich noch am Leben war. Als Biber ging das dermaßen gut, dass ich nicht mehr genau wusste, ob ich nun ein Biber war

oder ein Dämon im Menschenkleid. Vermutlich war beides irrsinnig. Da keiner nachfragte, fiel mein Zustand nicht weiter auf. So folgte Alltag auf Alltag, ohne Vergangenheit, ohne Zukunft. Nur die Gegenwart, die war fühlbar, wenn auch nicht besonders lohnenswert. Ich war lethargisch. Ich war müde. So kehrte in den letzten Tagen die innere Aggressivität zurück und schlich leise wie die Katze um den heißen Brei.

2 K Filme

Zu den herausforderndsten Kundenbereichen gehörte der 2 K Film Bereich. 2 K steht für zwei Kinder, in diesem Fall für mich als Agenturkind und einem armen Opfer, das Onkel Willem in seiner professionellen Art günstig erstanden hat. Im Keller des großen alten Hauses befand sich im Kachelraum ein großer Wasserbehälter. Erinnerungen von Eiswasser und Nulllinie schossen mir durch den Kopf, bevor Katze Vince mich ablenken konnte. Dafür liebte ich dieses Tier.

Der Behälter war durchsichtig und so groß, dass ein Erwachsener sich hineinhocken konnte, um im gefüllten Zustand ganz unter Wasser zu sein. Der Behälter konnte mit einem Deckel verschlossen werden, oben gab es ein kleines Loch, wo man mit einem Schlauch Wasser einfüllte. Wie so oft musste ich nur zusehen und diente als Publikum. Der Kunde, dem heute seinen Lebenstraum erfüllt werden würde, stand mit dem Rücken vor mir und unterhielt sich gerade mit Papa. Wenn Onkel Willem vorher heimlich Witze über komische Verhaltensweisen der Kunden machte, musste ich immer lachen. Das Lachen blieb mir aber spätestens im Hals stecken, wenn ich vor diesem riesigen Behälter stand, wissend, was gleich passieren würde. Denn natürlich hatte ich auch hier vorher an dem Kundengespräch in Papas Büro teilnehmen müssen. Wieder so ein Kunde, bei dem ich mir so gern einen Profiler an meiner Seite gewünscht hätte. So bizarr diese Kunden auch waren, interessant konnte man sie auf jeden Fall nennen. Ich habe nie außerhalb der Agentur so derart emotionale Personen getroffen, die so leidenschaftlich und aus tiefstem Herzen ihre Bedürfnisse auslebten. Wer es nicht selbst mal erlebt hat, der kann sich dies wohl schwer vorstellen. Allerdings hoffe ich sehr für Sie, dass Sie niemanden kennen, der

in ihrem Bekanntenkreis gerne Kinder unter Wasser drückt und sich das Wasser nach der Folter anschließend in kleine Fläschchen füllen lässt, um es immer bei sich zu tragen. Man kann festhalten, dass so was nicht immer jedem gut tut.

Das Menschliche

Papa sprach immer gerne von den „wirklichen Filmen“, in denen Menschen vor laufender Kamera gefoltert wurden, meistens unfreiwillig.

Märchentreff oder AI gehören zu den Bezeichnungen dieser Szene, die sowohl in als auch außerhalb der Agentur in der Tat Bedeutungen besitzen, nur mit drastisch unterschiedlichen Hintergründen.

Diese Art von Gewalt hinterlässt bei den meisten Menschen eine Spur des Schreckens, weil es all das verkörpert, was sie sich nicht vorstellen können. Das Problem liegt darin, dass selten jemand von Außerhalb mit solchen Personen aus dieser Szene in Kontakt kommt, wenn solche Filme gedreht werden. Auch der Profiler oder Forensiker, der einen Patienten aus diesem Bereich in der Klinik vor sich hat, kann nur nach Hören und Sagen gehen, was in diesem Menschen vorgeht. Um zu verstehen, nützt auch das beste Studium nichts. Welcher Psychologiestudent würde schon freiwillig an einer Film-Produktion dieser speziellen Gewaltart teilnehmen? Wer würde schon gerne bereit sein, alles, was in seinem Leben an Werten und Erfahrungen an Bedeutung hat, noch einmal neu überdenken zu müssen? Denn „Das Menschliche“ müsste von ihnen neu definiert werden.

Denn leider muss man die Vertreter dieser speziellen Sorte in den betreffenden Situationen persönlich erlebt haben. Der Augenblick, wo Worte aufhören und Erleben anfängt, kann hier nicht mehr überbrückt werden. Wer sich wirklich in diese Menschen hineinversetzen möchte, wird es schwer haben. Ich kann nur sagen, Sie werden nicht das finden, was Sie erwarten. Es wird anders sein. Und das schlimmste dabei, es wird so banal und menschlich sein.

Haben Sie aufgepasst?

Wieder in West-Berlin gab es auch hier zur Pflaumenzeit oft Pflaumenkuchen. Zum Glück backte Tante Flora gerne. Die ersten Tage waren unspektakulär. Doch heute Abend stand wieder eine Erziehungsstunde an. Onkel Willem brachte mich wie so oft zum alten Haus am See. Mein Erzieher wartete schon draußen auf mich. Bekanntlicherweise lief ein Großteil meiner Erziehung im Keller des alten berliner Hauses am See ab, sodass wir auch dieses mal wieder die alten Treppen hinuntergingen.

Die Treppe war kalt, die Wände aus Sandstein, grobe Steinklötze, wie sie in alten Gebäuden zu finden sind. Der Erzieher hielt meine Hand so fest, als hätte er Angst, ich könnte verloren gehen. Unten kam uns eine Frau mit langen blonden Haaren entgegen. Immer, wenn ich sie sah, dachte ich kurz an ein Klemmbrett. Es war meine Kellermutter. Oder nicht? Zu wenig Zeit, um dem nachzugehen, denn sie begrüßte mich mit Liam.

Wenn Sie aufgepasst haben, werden Sie wissen, weshalb ich in diesem Moment an das Klemmbrett dachte. Und? Richtig. Die Kellermutter war Regine, Deans Mutter, die in der Agentur von Papa bei den Dreharbeiten immer zusammen mit ihrem Klemmbrett Regie führte und beim Psychiater Begutachtungen mit mir durchführte. Sehr gut.

Ich vergaß das Klemmbrett, den Pflaumenkuchen, und Onkel Willem. Ich vergaß, dass ich Marie hieß. Ich vergaß, dass ich ein Mädchen war. Ich vergaß mich selbst.

Jetzt war ich wieder ein Junge, Liam, Kindersoldat. Wieder daheim in Nicaragua, Managua. Do it.

Gehen wir zurück zu meiner Kellermutter. Ich war hier, weil ich jetzt schnell genug laufen konnte.

Sie erinnern sich? Es war ihr wichtig. Deswegen musste ich solange bei der Frau im Slum leben, bis ich wie gesagt schnell genug laufen konnte. Sie wissen, wer die Frau im Slum war, oder? Aber das ist Ihnen bestimmt aufgefallen, als ich das Kinderzimmer der Wohnung beschrieb, wo ich im Müll wühlte. Sie war Maries Vertragsmutter. Und gleichzeitig wie schon erwähnt die biologische Mutter. Sehr gut.

Wie lange

Gehen wir zurück in den Keller nach Nicaragua. Mein Kellervater war zum Glück nicht in Sicht. Sie wissen, mein Kellervater hatte die Macht über das Haus, den Keller, mein Kellerzimmer, meine Pritsche, meine kratzige Wolledecke, über mich, über meine Existenz.

Er entschied, wer ich war, wie lange ich es war, was ich war, wie lange ich es war, was ich sprach, wie lange ich es sprach, was ich wusste, wie lange ich es wusste, was ich fühlte, wie lange ich es fühlte, was ich sah, wie lange ich es sah, was ich hörte, wie lange ich es hörte, was ich dachte, wie lange ich es dachte, was ich hoffte, wie lange ich es hoffte. Was Sie nicht wissen können, mein Kellervater war Maries dämonischer Papa. „Er“, der Dämon, der über Gott und den Menschen stand.

Sollten Sie verwirrt sein, lesen Sie das Kapitel ruhig noch einmal. Merkt ja keiner.

Wie schon erwähnt, befanden sich im Keller Räume. Einer der Räume gehörte mir. Er war ausreichend groß. Durch das unerreichbare Gitterfenster konnte ich Grashalme sehen. Die Pritsche mit grauer kratziger Woldecke und einer Tür mit Gitter waren immer noch da. Wenigstens auf sie war Verlass. Ich war Elite.

Nur Elite kam in den Keller. Nur Elite verließ den Keller. Sonst keiner.

Schnell-Lauf

Ich wohnte jetzt schon einige Zeit in meinem Kellerraum. Gestern war ein schwerer Tag. Das Eiswasser war erbärmlich kalt gewesen. Das Eiswasser sollte mir helfen. Ich wusste nur nicht, wobei. Ich fror immer noch. Die kratzige Woldecke schien zu versagen.

Heute würde ich im Außengelände des alten Hauses an einem Kriegseinsatz teilnehmen. Dort könnte ich zeigen, wie schnell ich in der Lage war, zu laufen. Meine Kellermutter sah schon äußerst gespannt aus. Ich hatte Tarnkleidung an. Olivfarben, ohne Muster. Man hätte es in meiner Kindergröße als niedlich bezeichnen können, wäre der Hintergrund nicht so ernst gewesen. Mein Ausbilder, der mit meiner Kellermutter befreundet war, ging mit mir in den Wald. Das Außengelände des alten Hauses am See war riesig, schlecht einsehbar. Wie es halt vermutlich in den Regenwäldern von Nicaragua, Managua üblich war. In der Nähe befand sich Militärgelände. Mein militärischer Ausbilder trug, wie ich, Militäruniform, olivfarben, ohne Muster, mit Funkgerät, bewaffnet mit einem Sturmgewehr. Durfte er das? Keine Ahnung. Als Kind hinterfragt man keine Erwachsenen, man kannte auch die genaue Waffenbezeichnung nicht. Die lernt man erst später, diese Information ist an dieser Stelle nur für Sie, damit Sie wissen, womit wir es hier zu

tun hatten. Es war schwül, es fieselte, überall Wasser. Mein Ausbilder war vielleicht Amerikaner, oder Engländer, oder englisch sprechender Deutscher oder alles zusammen. Ständig hörte ich: „Do it! Go on!“ Er war nervös, sagte mir aber nicht den Grund. Nach einiger Zeit wusste ich, weshalb. Unvermittelt explodierten um uns Sprengsätze. Wir hörten Maschinengewehre. Ich sah nur die Explosionen und Qualm und versuchte, beim Rennen nicht meinen Ausbilder zu verlieren. Meine Lunge brannte, die Augen tränten, meine Ohren fühlten sich taub an. Ich fühlte einen enormen Druck im Kopf und musste ständig Husten. Ich stand unter Stress. Das zu Recht. Von hinten packten mich uniformierte Männerarme, ohne Rüschen, hielten meinen Hals fest und warfen mich zu Boden. Da mir anschließend die Augen verbunden wurden, verlor ich die Orientierung. Ich wusste nicht, ob mein Ausbilder noch in der Nähe war oder ob es sich um feindliche Soldaten handelte. Inzwischen kniete ich, die Hände auf dem Rücken und fühlte eine Waffe an meinem Kopf. Die Angst kam mir bekannt vor. Ich musste mich übergeben, was die Situation nicht leichter machte. Die Angreifer sprachen spanisch. Ja, spanisch. Leider verstand ich das Wort muerte. Ich wünschte, ich könnte kein einziges Wort spanisch, „muerte“ heißt nämlich Tod. Wer Scheinhinrichtungen schon erlebt hat, pflichtet mir bestimmt bei, dass das Klick nie mehr das Gehirn verlässt. Ich wurde hochgezerrt und weggebracht. Da ich immer noch die Augen verbunden hatte, wusste ich nicht, wohin. Irgendwann fand ich mich auf einer Pritsche mit kratziger Wolldecke in einem Kellerraum wieder, nachdem mir die Augenbinde und Handfesseln abgenommen worden war. Ich hätte schwören können, dass es mein Kellerraum war, wo ich die letzten Tage vor dem Kriegseinsatz verbracht hatte. Durch das zu hohe Fenster konnte ich Grashalme sehen. Aber trotzdem traute ich nicht meinem Verstand.

Schokolade

Obwohl ich genau wusste, dass es mein Kellerraum war, konnte ich nicht sagen, wo ich mich befand. Schon gar nicht, als ein Mann, der sich als Wärter vorstellte, mit dem Schlüssel umständlich meine Tür mit Gitter aufsperrte und mich im Gefängnis willkommen hieß. Er hielt mich für ein Straßenkind. Ich habe das noch gut in Erinnerung, da ich so irritiert war. Immerhin hatte ich mich bis dahin noch für einen Kindersoldaten gehalten. Oder nicht? Aber er blieb bei seiner Meinung. Viele Tage lang. Bis ich es selber glaubte. Wer nicht schnell genug laufen konnte, wurde seiner Meinung nach eingesperrt.

Also war ich selber schuld. Das Thema „Schnell laufen“ zerrte mittlerweile an meinen Nerven.

Die Freundlichkeit des Wärters machte mich schnell stutzig. Ich blieb auf meiner Pritsche sitzen und starrte auf den großen Mann in olivfarbener Uniform ohne Muster, der langsam auf mich zu kam und sich zu mir hinunterbeugte. Wenn ich brav wäre, würde ich Schokolade bekommen. Meinte er. Auf Deutsch. Ich mochte keine Schokolade, da ich von Fremden nichts annahm, aber da er so viel größer war als ich, beschloss ich, zu nicken. Ich erwartete alles Schlimme, was mir in der kurzen Zeit einfallen konnte. Als aber lediglich der Hosenschlitz seiner riesigen Hose geöffnet wurde, war ich regelrecht erleichtert. Die Schokolade nahm ich anschließend dann doch gerne, um den fiesen Geschmack loszuwerden. Du meine Güte, Einzelhaft war erschreckend anstrengend. Vor allem die ganze Schokolade der mehrfachen Wärterbesuche ließ langsam meinen Magen durchdrehen. Wenn ich es endlich in einen Kurzschlaf geschafft hatte, wurde ich von Geräuschen aufgeschreckt. Sie kamen irgendwo aus dem Keller, konnte sie aber nicht zuordnen. Wollte ich auch nicht, da ich keine Geräusche mochte. Kurz dachte ich an Mäuse und ägyptische Gesichter. Den Grund kannte ich nicht. War wohl einfach so. Ein paar Tage zu spät kam dann endlich mein Ausbilder und holte mich heraus. Ob er nun einen Kindersoldaten oder ein Straßenkind herausholte, traute ich mich nicht zu fragen. Nachdem wir aus dem Haus traten, wartete eine Gruppe Kinder bzw. Jugendlicher auf uns. Drei Jungen und ein Mädchen. Sie kennen sie, es sind Tyler, Charlotte, Noname und Sparky. Die Gruppe wurde wohl von einem jungen Mann betreut, der sich uns als Streetworker vorstellte. Aha, also doch noch Straßenkind.

Straßenkinder

In Nicaragua gab es viele Straßenkinder. Vermutlich denken Sie jetzt, dass ich verwirrt war. Nein, die Sache hatte System. Ich wusste nur nicht den Grund. War mir zu diesem Zeitpunkt auch egal. Hauptsache, keine Schokolade mehr. Der Streetworker sollte ab jetzt für die nächste Zeit für mich und die Jugendgruppe da sein. Ich vergaß den Kriegseinsatz, meinen Ausbilder und den Wärter samt Gefängnis. Die Schokolade blieb mir in ungueter Erinnerung. Heute ging der Streetworker mit uns in die Stadt. Mit dem Bus. Ich fühlte mich einsam und fremd. Durch die Busfahrt wurde ich mit einer Außenwelt konfrontiert, die ich nicht verstand. Da ich die Jugendlichen und den Streetworker nicht richtig ein-

schätzen konnte, blieb mir nichts anderes übrig als der stillen Beobachtung. Mich überraschte, dass Tyler mich mit meinem Namen Liam ansprach. Aber war er bisher nicht ein Elitesoldat gewesen? Aber wer wusste das schon. Hauptsache, er bot mir keine Schokolade an. Die Gruppe kannte sich untereinander gut. Außerdem sprachen sie meine Sprache. Obwohl ich nicht mehr sagen konnte, welche Sprache ich eigentlich sprach. Sie waren Straßenkinder, wie ich, das bekam ich nach einiger Zeit heraus. Sie kannten sich gut in Managua aus und passten wie die Katz auf die Maus auf mich auf. Es schien, als hätten sie mich trotz des Altersunterschiedes in ihre Gruppe integriert. Ich war wie ein kleiner Bruder, dem nichts passieren durfte. Der Zusammenhalt der Gruppe und ihre Fürsorge mir gegenüber beeindruckten mich. Es war eine bessere Zeit, auch wenn ich nicht verstand, was hier eigentlich vor sich ging.

Zwischendurch, wenn der Stadtlärm zu groß wurde, schossen mir unkontrolliert weiße Kachelräume und Explosionen durch den Kopf. Wenn etwas knallte, zuckte ich zusammen und wurde von Charlotte tröstend in den Arm genommen. Irgendetwas verband uns, als hätte sie das gleiche durchgemacht. Gesprochen wurde darüber nicht. Mein Gehirn gewöhnte sich nur schwer an den Stadtrummel. Managua war riesig. Meine neuen Begleiter zogen gerne durch die Kaufhäuser und klauten hier und da Kleinigkeiten. Ob das der Streetworker wusste? Trotz der Fürsorge der Gruppe fühlte ich mich wie von mir selber abgeschnitten. Die merkwürdigen inneren Bilder, die mich unvorbereitet heimsuchten, verstärkten das Gefühl, verrückt zu sein. Die Tatsache, mich von Kirchen fernhalten zu müssen, stellte die Gruppe vor ein Problem. So musste ich schließlich draußen warten und Schmiere stehen, während meine Gruppe heilige Kerzen aus der Kirche klauten. Ich war froh, endlich wieder am großen Haus am See zu sein, beäugt vom Streetworker, ein vertrautes Gefühl. Wir schliefen alle auf Matten in einem Raum des Hauses. Der Streetworker übte mit uns Rechnen und Schreiben. Gerade waren Ferien. Der Streetworker malte gerne mit mir. Trotzdem erschien er mir sehr weit weg. Abends saß ich auf den Treppenstufen hinterm Haus und wartete, dass mich jemand abholte. Ich vermisste jemanden, den ich nicht mehr kannte. Ich hatte Heimweh. Wusste aber nicht, wo nach. Ich war traurig. Wäre ich jetzt verstorben, hätte ich das Wort „Verlassen“ auf meinen Grabstein geschrieben. Vielleicht auch „muerte“. Bei dem Thema Tod kam mir das Weltall in den Sinn. Das löste soviel Angst aus, dass ich jedes Mal schlucken musste.

Mit der Zeit fand ich mich mit meiner Situation ab. Die Gruppe alberte herum. Wir hielten uns meistens auf dem Gelände auf. Allerdings waren die Zeiten dafür vorgegeben. Manchmal durften wir den Schlafraum überhaupt nicht verlassen. Dann starrten wir ab-

wechselnd oder gemeinsam aus dem Fenster und sahen den Bäumen beim Wachsen zu. Wir hatten den Befehl, vom Fenster wegzugehen, falls jemand im Garten zu sehen war. Wir spielten Karten, das heißt, ich sah lieber zu, da ich noch nicht so gut die Zahlen beherrschte. Hin und wieder malte ich mit Charlotte. Ich sollte Charlotte später noch einige Male begegnen. Sie wurde zu einer Art großer Schwester. Eines Tages, als Charlotte mit mir auf Toilette war, flüsterte sie mir zu, ob ich wüsste, dass ich in Wahrheit kein Junge, sondern ein Mädchen war. Und dass wir uns nicht in Nicaragua sondern in West-Berlin befanden. Ich verstand nicht, was sie von mir wollte und fühlte mich plötzlich bedroht. Ich fing so heftig an zu weinen, dass sie es nie mehr ansprach. Charlotte war für ihr jugendliches Alter extrem ernst. Sie erschien mir älter als unser Streetworker, und der kam mir schon uralt vor, obwohl er bestimmt erst um die 30 war. Charlotte war mutig. Das hatte das Gespräch auf Toilette bewiesen. Hätte ein Ausbilder oder der Streetworker von dem Gespräch erfahren, wäre sie nicht mehr am Leben. Sie hatte in meine Erziehung eingegriffen. Wäre meine Erziehung nicht so tief in meinem Gehirn verankert worden, hätte ihre Frage auf Toilette dramatische Folgen haben können. Ein Opfer, das anfängt zu hinterfragen, wäre für die Agentur wertlos geworden. Einmal hatte der Streetworker sie dabei erwischt, wie sie mich im Arm hielt, weil ich geweint hatte. Sie wurde so dermaßen verprügelt, dass ich tagelang meinte, an mir selber nur durch das Zusehen die Schmerzen spüren zu können. Trotzdem hielt sie behütend den Arm um mich, wenn keiner da war. Das war Charlotte, der personifizierte Mut.

Nobel-Preis

Es gab Tage, die machten mir mehr Angst als üblich. Die Gruppe hatte eine Besprechung mit einem der Ausbilder. Der Streetworker betreute uns in der freien Zeit, die Ausbilder gaben Anweisungen. Ich wusste nicht, was auf mich zukam und war nicht in der Lage, dem Gespräch zu folgen. Vermutlich war ich dafür zu klein, selbständig Gruppengespräche aufzunehmen, ohne persönlich direkt angesprochen zu werden. Ich hatte nur verstanden, dass ich der Gruppe einfach folgen sollte. Ich weiß noch, dass es hell war und nicht regnete. Es war warm. Die Gruppe hatte sich bewaffnet. Messer und Sturmgewehre. Wir trugen alle olivefarbene Uniformen, wie immer ohne Muster. Wir gingen durch den hinteren Teil des Gebäudes hinaus ins Gelände. Ich sah von weitem, wie ein Mann auf uns zukam. Bisher dachte ich mir nichts dabei, da er unbewaffnet und in Zivil schien. Als er

auf unserer Höhe war, griffen Tyler und Noname den Mann unerwartet an, der sich nur mäßig wehrte. Ein Umstand, der mir zu denken gab. Sparky hielt sein Messer an den Hals und befahl dem Mann, sich auszuziehen. Ich traute meinen Augen nicht. Charlotte gab mir zu verstehen, ich sollte mich ruhig verhalten. Mittlerweile hockte der Mann nackt auf seinen Knien und bettelte, er wolle verschont bleiben. Er könne keine Schläge mehr ertragen. Je mehr der Mann mittlerweile um sein Leben flehte, desto bekannter kam mir diese Szene vor. Während ich den Misshandlungen dümmlich zusah, wusste ich, dass hier gerade Straßenkinder in Nicaragua auf Managuas Straßen einen weißen Mann überfielen und folterten. Ich wusste gleichzeitig, dass es sich hier um einen Kundenauftrag in West-Berlin im Alten Haus am See handelte. Beide Erkenntnisse rangen miteinander, Nicaragua gewann mit 1 zu 0 gegen West-Berlin. Vermutlich war diese Rangelei eine Folge von Charlottes Toilettenfrage. Denn eigentlich sollte ich nicht in der Lage sein, Vorgänge zu hinterfragen. Das Erziehungssystem wurde gerade stark unterlaufen. Auch dafür liebte ich Charlotte. Hätten Sie Charlotte gekannt, Sie hätten sie für den Nobel-Preis vorgeschlagen.

Ich erinnere mich noch sehr genau, dass ich froh war, an dem Überfall nicht aktiv beteiligt gewesen zu sein. Ich wollte kein Täter sein. Ich hatte da immer noch keine Freude dran. Ich wusste, dass die anderen auch nur ihren Job machten. Denn sie sahen hinterher alle so furchtbar müde aus. Hier und da lief eine

Ich weiß nicht, wie lange ich bei der Gruppe blieb. Einerseits hing ich mittlerweile sehr an Charlotte, andererseits brauchte ich Ruhe.

Am nächsten Tag kam der Streetworker früh morgens in unser Zimmer. Ich war sofort hell wach. Er gab mir eine Hose und einen Pullover. Meine bisherige Kleidung und Schlafmatte musste ich da lassen, genauso meine gemalten Bilder und Bundstifte. Auch Charlotte musste ich da lassen. Ich folgte dem Streetworker und fragte mich besorgt, ob hier Toiletten abgehört würden. Unten im Flur wartete jemand auf mich. Er begrüßte mich mit "Hallo Marie. Los geijts". Onkel Willem!!! Weinend warf ich mich in seine Arme. Verlegen nahm er mich auf seinen Arm. Onkel Willem war kein Mann großer Emotionen. Trotzdem sah ich ihn wie immer grinsen. „Geijt es dir gut?“ Ja, mir ging es gut. Ja, mir ging es un-end-lich gut.

Kreidekreise

Tante Flora erwartete uns schon. Der Kaffeetisch war gedeckt. Oh du meine Güte. Pflaumenkuchen mit Sahne und Kakao. Ich wusste nicht, wie lange ich weg war. War ich überhaupt weg? Ich war mir nicht sicher. Nur die Tafel Schokolade machte mir in letzter Zeit Angst, der Tante Flora hin und wieder nicht widerstehen konnte. Der Grund meiner tiefen Abneigung blieb mir zum Glück verschlossen. Da ich gute Laune hatte, gelang mir einer der größten Kakaoflecken auf meinem schönen weißen Kleid, den ich je zustande bekommen hatte. Herrlich. Ich hätte schwören können, Onkel Willem würde es schon bereuen, mich wieder unter seinen Fittichen zu haben. Während er mich im Schlafzimmer missmutig umzog, hörten wir Tante Flora laut lachen, was Onkel Willem noch missmutiger werden ließ.

Der Herbst kam, auch in West-Berlin stand die Kastanienzeit an. So war ich mit Basteln schwer beschäftigt. Bald könnten wir keine Außenaufnahmen für Kundenaufträge mehr durchführen, da es zu kalt wurde. So wurde es im Herbst etwas ruhiger, da die meisten Aufträge im Freien abliefen. Dafür liebte ich den Herbst besonders. Natürlich musste ich bei Tante Flora in der pädophilen Bar weiterarbeiten, da gab es keine Saison. Auch Privatkunden wie der reiche Kunde mit der Sauna und der großen Badewanne buchten mich weiterhin. Zum Glück, sonst wären wir ja alle arbeitslos gewesen. Trotzdem war es eine entspanntere Jahreszeit. Onkel Willem saß mit mir oft stundenlang und klebte mit mir Blätterbilder, wie ich es im Kindergarten gelernt hatte. Tante Flora hing die schönsten in der Küche auf. In letzter Zeit hörte ich unten auf der Strasse öfter Kinderstimmen. Neugierig versuchte ich vom Balkon aus zu erkennen, wer das wohl war. Es war ein Mädchen, was ich schon öfter gehört hatte. Sie war ungefähr in meinem Alter und malte mit Kreide auf dem Bürgersteig. Ich war überrascht, dass ich selbst mitmalen wollte. Ob ich durfte? Wohl eher nicht. Als ich Tante Flora fragte, sah sie mich entgeistert an. Ich mochte keine Kinder, also spielte ich auch mit keinem. Basta. Meinte sie. Meine Aufmüpfigkeit steigerte sich zum lauten Genörgel und endete erst mit einer saftigen Ohrfeige durch die Rüschenhand. Wie gemein. Ich hätte auch gern Kreise gemalt. Vielleicht hatte sie nach dem Zwischenfall mit dem Bäcker Angst, ich würde an dem Kind eine neue Prügeltechnik ausprobieren. Aber vermutlich lag es an Papa, der einfach nicht wollte, dass ich mit Kindern spielte. Hin und wieder musste Onkel Willem nach unten, um den Müll hinunterzubringen. So auch heute. Wie immer nutze ich die Gelegenheit, mitzugehen. Die Mülltonnen standen im Innenhof. Da ich stur war, riskierte ich einen kurzen Blick nach vorne zur Strasse hin. Ich sah, dass das Kind immer noch Kreise malte und zwischendurch darin herumhüpfte. Sie lächelte mich an und fragte, ob ich auch hier wohnte. Ich

nickte. Und wie ich hieß. Ich schwieg. Vielleicht sagte sie mir ihren Namen, aber den weiß ich nicht mehr. Weiter kam ich auch nicht, da Onkel Willem mittlerweile spitz gekriegt hatte, dass ich meinen Willen mal wieder durchsetzte. So zog mich ein strenger Männerarm ins Haus. Oben fing ich mir an diesem Tag die zweite Ohrfeige ein. Diesmal war ich richtig sauer. Ich stand so lange heulend in der Küche, bis Onkel Willem, wie immer in solchen Fällen, Kakao reichte, um mich zu beruhigen. Ich fing mir in den nächsten Tagen noch einige Ohrfeigen ein, da ich vom Balkon aus anfing, mit dem Kind zu reden. Und das, obwohl ich gar keine Kinder mochte. Die Krönung war der Zeitpunkt, als das Kind oben vor unserer Haustür stand und klingelte. Diese Situation war unvergesslich, da Tante Flora tatsächlich sprachlos war. Da Onkel Willem als Kinderhändler im Umgang mit kleinen Mädchen geübt war, rette er die Situation und sagte, ich wäre sehr krank und könnte leider nicht spielen. Ich hätte eine lange Krankheit. Fehlte nur noch, dass er sagte, das Kind solle in 10 Jahren wieder kommen. Da ich alles glaubte, was ich hörte, bekam ich Panik. Tante Flora wusste überhaupt nicht, was ich auf einmal hatte, da sie meine aufmüpfigen Tränen gut von panischen Tränen unterscheiden konnte. Vor lauter Schluchzern bekam ich kein anständiges Wort heraus. Erst nach einer Ewigkeit kamen Tante und Onkel dahinter, was mit mir los war. Ich ging nämlich davon aus, dass ich wirklich krank war und dass sie es mir nur noch nicht gesagt hatten. Lachend nahm mich Tante Flora in den Arm und erklärte mir, dass Onkel Willem das einfach nur so gesagt hatte, damit das Kind nicht wieder klingelte. Natürlich war ich gesund, kerngesund, von den schlecht verheilten Knochenbrüchen und inneren Verletzungen vielleicht abgesehen. Meine Panik schlug wieder in Aufmüpfigkeit um, was Tante Flora in solchen Fällen immer zum Schnaufen animierte und überlies mich meinem Ärger. So lag ich still auf dem Balkonboden und beobachtete heimlich das Kind beim Spielen. Am liebsten hätte ich laut gerufen, dass ich natürlich gesund war, kerngesund, von den schlecht verheilten Knochenbrüchen und inneren Verletzungen vielleicht abgesehen. Ich wiederholte gerne Sätze von Erwachsenen. Aber ich wusste, wo die Grenze war. Schließlich wollte ich keinen Termin bei dem Psychiater.

In West-Berlin gab es viele Parks. Onkel Willem machte gern Spaziergänge, während ich Kastanien in der Tüte sammelte. Hier und da zeigte er auf besonders schöne Herbstblätter. Vielleicht wollte er in solchen Momenten auch wieder klein sein. Von seiner Vergangenheit wusste ich nichts. Außer, dass er in den Niederlanden geboren war und in Westberlin Tante Flora kennengelernt hatte. West-Berlin war damals schon ein traditioneller Anlaufpunkt für Lebensfreude und ausgefallene Lebensstile. Auch, wenn es damals nicht

offen gelebt werden konnte, so blühten bestimmte Subkulturen hinter undurchsichtigen Fenstern, Privattüren und Klingelbars. Schon komisch, dass ein schwuler Mann wie Onkel Willem sich in einen schwulen Transvestiten verliebt. Tante Flora lief auch in der Öffentlichkeit als Frau herum. Da sie normal geschminkt und adrett gekleidet war, fiel es vermutlich keinem auf. Vielleicht wäre Tante Flora lieber als Frau zur Welt gekommen. Nur beim Sex sah man deutlich, dass es sich um zwei Männer handelte. Dann war Tante Flora nicht mehr wiederzuerkennen. Sie hatte dann ihre blonde Hochsteckfrisur abgenommen und sah mit den kurzen dunklen Haaren und ohne Schminke natürlich ganz anders aus. Ich gebe zu, dass ich sie ein paar Mal heimlich beobachtete, einfach aus Neugier. Aber pscht, Schweigen ist Gold.

Betriebsfest

Was Onkel Willem wirklich gut konnte, war Banjo spielen. Wenn die Agentur einmal im Jahr ihr Betriebsfest abhielt, wurde immer Onkel Willem mit dem Banjo erwartet. Papa, Tante Flora, Onkel Willem, Dean, Regine, Ludvig, der Neurologe und das restliche Team der Agentur feierten hin und wieder gerne im Außengelände des alten Hauses am See ein Betriebsfest. Da ich selber immer wieder jahrelang Kontakt zu diesen Leuten hatte, kann ich rückblickend berichten, dass dazu natürlich ranghöhere Leute gehörten, die u.a. bei einem militärischen Stützpunkt in der Nähe stationiert waren und engen Kontakt zur Agentur pflegten. Dazu gehörte natürlich der Freund von Onkel Willem aus Edinburgh. Auch die Mitarbeiter aus Amsterdam kamen extra angereist, sodass eine Menge Leute dabei waren. Natürlich durften Papas wichtigste langjährige Geschäftspartner nicht fehlen. Rückblickend würde ich 15-20 Personen schätzen. Meine Vertragseltern waren nicht dabei. Ich kannte zwar den Grund nicht, aber ich war darüber immer sehr froh, da sie meiner Meinung nach nicht zu uns gehörten. Nur Onkel Henning, der mir immer die Ohren abzuschneiden drohte, wenn er mich von den Vertragseltern nach West-Berlin brachte, war auch dabei. Der hatte über seinen Bruder sowieso seinen Zweitwohnsitz in West-Berlin und war wohl öfter in der Nähe. Nach außen hin war es ein normales Fest, „ordentlich angemeldet und genehmigt“, wie Papa immer zu sagen pflegte, was na-

türlich nur über spezielle behördliche Beziehungen ging. Die Sicherheitsleute der Agentur sollten trotzdem zum Einsatz kommen, da es privat war und auch so bleiben sollte. Wäre in dem Moment ein Sondereinsatzkommando der Polizei vorbeigerauscht, sie hätten wahrlich einen dicken Fang gemacht. Da aber wie immer kein Sondereinsatzkommando in Sicht war, stellten fleißige Hände lange Holztische und Bänke auf. Für spätere Übernachtungen wurden weiße Zelte aufgebaut. Jeder brachte etwas mit. Da Tante Flora gerne kochte, war sie für den Kuchen zuständig. Mein Bruder Dean hatte die Verantwortung für das Buffet. Eine Aufgabe, die er nachweislich heute noch immer gerne übernimmt. Es wurde gegrillt, gelacht, witzige und unmögliche Episoden über Kunden erzählt und viel getrunken. Schön waren die bunten Lampions, die überall um uns in den Bäumen hingen. Wenn Onkel Willem das Banjo herausholte und mit seinen Kumpels samt Geige, Trommel und Flöte schwungvolle Lieder spielte, war die Stimmung immer klasse. Nach langer Tradition kannten viele die Texte. Ich natürlich nicht, dafür war ich zu klein, außerdem waren sie in einer fremden Sprache, die ich sowieso nicht konnte, aber ich genoss es, auf dem Arm von Tante Flora genommen zu werden und mit den anderen zu der mitreißenden schottischen Musik zu tanzen, die Onkel Willem und der Freund aus Edinburgh so gerne auf ihren Instrumenten spielten. Alles hopste ausgelassen zur Musik. Wären Sie dabei gewesen, Ihnen hätte die Stimmung bestimmt gefallen. Wenn sich dann die meisten sturzbetrunken versuchten, auf den Beinen zu halten, wurde die Musik melancholischer. Gefeiert wurde bis die Sonne aufging. Die einen schliefen in den Zelten, ein paar in dem alten Haus am See, enge Freunde bei Tante Flora und Onkel Willem im Gästezimmer. Ich schlief wie immer im Bett bei Tante Flora.

Was für eine Nacht. Am nächsten Tag, wenn Aufräumen anstand, hielten sich viele die Köpfe und waren nicht ansprechbar. Aber nach dem Resteessen stieg die Laune wieder an. Man führte hier und da noch schnell ein paar geschäftliche Gespräche, bedankte sich für die schöne Feier und verabschiedete sich herzlich.

Nach diesen langen Nächten war ich immer ziemlich müde, sodass ich den halben Tag verschlief.

Morgen stand ein Kundenauftrag in Amsterdam an.

Bis dahin konnte ich mich erholen.

Amsterdam

Ein zweites Standbein von Papas Agentur befand sich in Amsterdam, für das Tante Flora und Onkel Willem verantwortlich waren. Neben der Berliner Musikbar in West-Berlin waren Tante Flora und Onkel Willem auch für die Amsterdamer Bar verantwortlich. Diese Bar wurde von unseren Kunden besonders für seine ausgefallenen Partyangebote und Filmherstellungen geschätzt.

Aber auch harmlosere Aufträge wurden durchgeführt. Die untere Etage konnte komplett für Geburtstage gemietet werden. So ein Geburtstag stand morgen an.

Wenn man die Bar betrat, sah man an der Wand viele düstere Gemälde von „Harlekijnen“ hängen. Auch hier hatten nur Befugte Zutritt, die vorher angemeldet waren. Ein Türsteher kontrollierte alle Personen, die ein und ausgingen. Manchmal übernahm Onkel Willem diese Aufgabe, da er viele Kunden persönlich kannte. Onkel Willem brachte mich immer selbst nach Amsterdam. Da Onkel Willem Niederländer war, kannte er sich gut in Amsterdam aus.

Weil er ständig irgendwo Kinder hinbrachte und abholte, hatte er den Beinamen „Der Kinderhändler“. Wurde in unserer Szene über „den Kinderhändler“ gesprochen, wussten alle genau, wer gemeint war. Papa war dort als „der goldene Harlekijn“ bekannt. Er liebte halt die Farbe Gold. Der Kunde heute Abend wünschte sich zum Geburtstag ein jüngeres und ein älteres Kind. Diese Kombination war gängig. Tante Flora verabschiedete sich von mir in West-Berlin. Onkel Willem fuhr mit mir ziemlich lang mit dem Auto. Er sagte immer „los geijts, wir fahren nach Amsterdam“. Das konnte er ruhig, da ich die Bar vermutlich nicht so ohne weiteres selber wiederfinden würde. Amsterdam ist riesig, vieles ähnelt sich. Für Onkel Willem war Amsterdam immer sein zweites Zuhause. Ich wusste zwar nicht die genaue Adresse, aber wie es innen in der Bar aussah, wurde ordentlich im Gehirn festgehalten. Wir kamen früh an. Onkel Willem schloss in der Morgendämmerung die Tür auf. Wenn man hineinging, fielen wie schon erwähnt sofort die vielen Gemälde mit dunklen, bösen Harlekijnen in geschnörkelten Goldrahmen auf. Ich hatte wirklich Angst vor den düstern Gemälden. In einem Nebenraum hingen Kleidung und Kostüme an einer Stange. Entweder zog ich mich schon vorher um, oder der Kunde übernahm das. Da richteten wir uns ganz nach dem Auftraggeber. In diesem Fall zog ich mir schon vorher ein Tüllkleid an. Den Kunden würde ich erst heute Abend treffen. Da es besser war, im Morgengrauen anzureisen, weil dann meistens alles schlief, mussten wir bis abends warten. Um die Zeit von vielen Stunden zu überbrücken, gingen wir immer die Treppe hoch in ein Zimmer, wo nur ein großes Bett stand. Als ich den Raum betrat, machte mein Herz einen Sprung. Jemand wartete schon. Ich kannte das Mädchen. Ich wusste nur nicht wo-

her, aber ich freute mich. Ihre Mimik kam mir so vertraut vor. Als Onkel Willem uns allein ließ, nahm sie mich in den Arm. In dem Moment wusste ich, dass es Charlotte war. Ein Zeichen, dass das Erziehungssystem Schaden genommen hatte, sonst hätte ich sie nicht zuordnen können. Sie sah ganz anders aus. Da sie durchsichtige Unterwäsche anhatte, sah sie viel älter aus, als in der olivfarbenen Uniform ohne Muster. Dann kam der Mann herein, der uns hier immer Anweisungen gab. Er hatte solange ich ihn kannte, eine Glatze, war dünn, bewegte sich wie ein Puma und wirkte sehr bedrohlich. Als er uns eröffnete, was ich mit Charlotte heute Abend machen sollte, wurde mir spontan übel. Ich spielte mit dem Gedanken, einfach runter zu Onkel Willem zu laufen. Aber die Tür war wie immer abgeschlossen. Charlotte versuchte, mich mit verstohlenen Blicken zu beruhigen. Ich hasste Amsterdam und seine Kundenaufträge. Ich wäre jetzt lieber bei Onkel Willem gewesen, aber er hatte wie immer noch zu tun. Charlotte summte vor sich hin und saß oder lag mit mir zusammen auf dem Bett. Gesprochen wurde nicht, vielleicht wurde der Raum technisch überwacht. Irgendwann kam der Mann mit der Glatze und holte uns ab. Ich weiß noch, wie wir die Treppe heruntergingen. Diese Treppe kannte ich gut. Charlotte auch. Da ich noch klein war, nahm der Glatzenmann mich immer an die Hand. Mir war das unangenehm. Unten konnten wir schon Musik hören, der Raum war mit Menschen gefüllt. Das Geburtstagskind, ein erwachsener Mann, in meinen Augen ziemlich alt, kam auf mich zu und rief entzückt, da ist ja mein Geburtstagsgeschenk. Er meinte mich. I

Ich war genervt, wie immer im Umgang mit Kunden, die mir albern vorkamen. Davon hielt mich auch die besorgniserregende Situation nicht ab. Trotzdem sagte ich brav „Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag“. Der Kunde sprach deutsch. Alle fanden mich süß. Ich hatte ja auch rosa Tüll an und war geschminkt wie ein Harlekijn. Wo Charlotte jetzt war, wusste ich nicht, ich hatte sie aus den Augen verloren. Die Partyräumlichkeiten waren unübersichtlich, da sie aus mehreren Räumen bestand. Aber ich ahnte, dass sie im Nebenraum lag, wo sonst auch immer ein Tisch stand. Auch dieses Mal war leider kein Undercover - Ermittler der Polizei dabei, der alle verhaften würde, samt der fiesen Harlekijngemälde. Also machten Charlotte und ich unsere Arbeit und waren froh, als endlich Feierabend war. Sadomasobehandlungen taten nie körperlich gut. Wenn der Mann mit Glatze mir wie üblich nach dem Kundenauftrag mitteilte, ich wäre wirklich ein böses Kind, so eins würde er nicht haben wollen, gelangte meine Laune wie jedes Mal an einen der tiefsten Punkte. Er war schließlich nicht mein Psychiater. Das würde ich Onkel Willem sagen. Der Mann mit Glatze war schließlich nur Papas Angestellter. Charlotte

versuchte, nicht zu weinen, während ich schniefend beleidigt in einer sehr weit entfernten Ecke saß, und versuchte, aus meinem Tief wieder herauszukommen. Unten wurde weiter gelacht und Musik gehört. Hauptsache, der Kunde war glücklich.

Endlich kam Onkel Willem und holte mich ab. Tschüß zu sagen wäre bei Charlotte nicht klug gewesen, da Kontakte verboten waren. Also tat ich, als wäre sonst keiner im Raum, ließ mich müde auf Onkel Willems Arm nehmen und im Dunkeln in unser Auto setzen. Nach vielen Stunden lag ich dann wieder in Tante Floras Bett und schlief nach harter Arbeit ein.

Der Herbst ging zu Ende, der Winter kam. Hin und wieder stand ein Kundengeburtstag an, unterm Strich nichts Neues. Im Außenbereich wurde nicht mehr gearbeitet, einfach zu kalt. Auch für Sadomaso. So musste das Werkzeug im Keller bleiben, um erst im Frühjahr wieder gutgeölt zum Einsatz zu kommen.

Imaginäre Bücher

Da der Winter vor der Haustür steht, nehmen wir uns ein bisschen Zeit, um uns die Abteilungen der Agentur anzusehen. Papa besitzt eine kleine Bibliothek mit vielen klugen Büchern. Angehende Psychiater wären begeistert. Schlagen wir ein imaginäres Buch auf, wo folgender Aufsatz stehen könnte: „Um diese Art der Agentur zu führen, muss man viele Bücher lesen und Zugang zu Informationen haben, die nicht ohne weiteres zugänglich sind. Zum Beispiel zum Thema „Folter“ und „Kindererziehung“. Gehen wir einmal optimistisch davon aus, dass die meisten Menschen legal und ohne großen Aufwand ihre sexuelle Erfüllung finden. Es gibt aber auch die Menschen, die dafür etwas benötigen, das so aufwendig und unerlaubt ist, dass es nicht ohne weiteres beschafft werden kann. Dann entsteht bei den Betroffenen dadurch ein entsprechender Leidensdruck. In so einem Fall ist sie dann da, Papas Agentur. Da es nicht so viele Agenturen dieser Art gibt, haben wir guten Zulauf. Wenn man unglücklicherweise zu seiner Erfüllung gerne ein kleines Kind verstümmeln möchte, kann man nicht am schwarzen Brett im Kindergarten eine Suchanzeige aufgeben. Dazu musste man sich damals auf Hörensagen und Mundpropaganda verlassen. Man lebte seine Neigungen, kannte jemanden, der wieder jemanden kannte, knüpfte Kontakte, wurde geprüft, ging zu Treffpunkten, bekam eine Adresse, wurde wie-

der geprüft um schließlich irgendwann am Ziel zu sein, allerdings dann ohne Zurück. Etablierte Stammkunden hatten es dann irgendwann natürlich leichter.

Allerdings können Sie davon ausgehen, dass sich diese Szene in der heutigen Zeit vom Internet fernhalten wird. Internet bedeutet, es besteht keine Kontrolle über jeden, der Zugang zu einschlägigen Seiten im Internet besitzt. Niemand weiß mit Sicherheit, wer da vor dem PC sitzt. Im persönlichen Kontakt dahingegen, sozusagen Aug in Aug mit einer elitären und äußerst gefährlichen Gruppe, würde jemand, der dort unerwünscht wäre, schon im Anfangsstadium sofort auffallen. Obendrein würde er ein hohes gesundheitliches Risiko eingehen. Gerade die umfassende und lückenlose Kontrolle von Mitgliedern eines Personenkreises gewährleistet eine Sicherheit. Mit dem Internet fällt der Elitestatus weg. Die Szene sucht sich nur Erlesene aus, die in diese Szene über persönlichen Kontakt Zugang bekommen. Deswegen ist es so schwer, von außen an diese Szene heranzukommen.

Kunden dieser Art waren auf Dauer auf organisierte Teams angewiesen, die über die nötigen Netzwerke verfügten. Diese Netzwerke hatten sich damals über lange Zeit aufgebaut, wuchsen als eigene Welt mit eigenen Regeln und Gesetzen auf. Ein Staat im Staat. Die Logistik war aufwendig, die Organisatoren mussten jahrzehntelangen Leumund besitzen und die Handlungen selber für vertretbar halten. Der Kunde, der der Agentur seine Zukunft und Wünsche anvertraute, musste Professionalität erwarten. Es war und blieb für den Kunden eine Vertrauensfrage. Wer lieber alleine arbeitete und sich Kinder von der Strasse klaute, musste eine andere kriminelle Energie aufbringen und ging ein größeres Risiko der Entdeckung ein, als derjenige, der gezielt angebotene Kinder in gut organisierter Umgebung nach Wunsch vorgesetzt bekam, die entweder dafür ausgebildet waren oder nicht vermisst wurden. Wer von der Agentur betreut wurde, musste sich weder um die aufwendige Beschaffung des Opfers noch um das passende Ambiente und die Technik kümmern, bekam Kostüme und ein Team bestellt, wurde von A-Z betreut und konnte immer wieder auf seinen erfüllbaren Traum zurückgreifen, wurde professionell begleitet und hatte größtmöglichen Schutz vor Strafe. Geld spielte natürlich auch eine große Rolle. Trotzdem galt: Nicht jeder der Geld besaß, bekam Zugang zur Agentur, doch jeder, der Kunde war, hatte Geld. Viel Geld. Somit war das Niveau der Kundschaft recht hoch, jedenfalls das finanzielle.

So, schlagen wir Papas imaginäres Buch wieder zu und verlassen die Bibliothek.

Nachteile

Am Montagmorgen holte mich der Nachteil in meinem Dasein ein. Ich musste wieder in die Grundschule. Meine Knochenbrüche waren verheilt, auch wenn ich noch unter Schmerzen litt. Ich konsumierte in meinen Kinderjahren Unmengen von Schmerzmitteln. Meine blauen Flecken waren nicht mehr zu erkennen. Die Klassenlehrerin Frau Haralds kam nicht auf die Idee, schnell ein Röntgenbild machen zu lassen. So ging der Alltag in gewohnten Bahnen seinen Weg, schwenkte mal am Abgrund vorbei oder nahm einen erträglicheren Verlauf. Im Großen und Ganzen allerdings blieb der Schulalltag für mich extrem anstrengend, da ich ständig damit beschäftigt war, psychisch nicht aufzufallen. Die Außenwelt blieb mir weiterhin völlig verschlossen. Ich verstand die Mimik, Regeln und zwischenmenschlichen Spitzfindigkeiten nicht. Ich versuchte, meine Klassenlehrerin zu erfassen, was mir nie gelang. Dafür konnte ich meine topfschlagende Freundin Susanne als Opfer für meinen Vertragsvater gewinnen. Wenigstens etwas, womit ich mich auskannte. Die Arme verstand überhaupt nicht, was mit ihr geschah. Auch schon wenige Kontakte mit meinem Vertragsvater konnten etwas fürs Leben sein. Offensichtlich schwieg Susanne tatsächlich über die Vorfälle bei mir daheim. Jedenfalls kam nie eine Reaktion von Susannes Eltern. Ich für meinen Teil hatte das gut gemacht, für ein Agenturkind geradezu herausragend. Wie Susanne das sah, wusste ich nicht. Vermutlich fand sie es zum Verdrängen. Da hatte mein Vertragsvater Schwein gehabt. Wirklich. Ich für meinen Teil behielt das alles sehr genau. Zum Glück für Sie, weil Sie es sonst nicht erfahren würden, was der armen Susanne widerfahren war.

Kindergeburtstag ganz anders

Angefangen hatte es mit meinem Geburtstag. Nicht, dass ich es prima fand, Susanne ziel-sicher aus den Kindern der Grundschulklasse herauszupicken. Aber sie war das ideale Opfer. Sie schrieb schlechte Noten, wurde von Klassenkameraden gehänselt. Ich sah mir das Geschubse erst an und griff dann ein. Nicht aus Menschenliebe. Ich tat es einfach. Nicht, dass ich besonders böse war, ich war einfach nur anders. Und wenn ich schon die Kinder und den Schulalltag nicht verstand, dann wenigstens das Spiel mit der Gewalt. Ich konnte Susanne nicht als Mensch empfinden, sie war da, wie der Asphalt auf der Straße, der Teer und die Bordsteinkante. Susanne stand auf der Schattenseite und war deshalb ein

geeignetes Kind, um es zum Vertragsvater mit nach Hause zu nehmen. Susanne hatte nur mich. Kein anderes Kind wollte mit ihr befreundet sein. Susanne hatte kein Selbstbewusstsein. Ich kannte Susanne aus dem Kindergarten und brachte sie dann auch mal während der Schulzeit mit nach Hause. Etwas, das ich besser sein gelassen hätte. Ich merkte nämlich, dass der Vertragsvater an ihr interessiert war. Er fing an, mich unter Druck zu setzen, sie zu einem bestimmten Tag zu mir einzuladen. Ich hätte natürlich trotz Strafan drohung nein sagen können. Hatte ich aber nicht, da ich zu Susanne keine Beziehung hatte. Hatte ich nicht, weil ich es nicht anders kannte. Hatte ich auch nicht, weil es für mich normal war. Ich sagte vor allem nicht nein, weil ich mit Susanne endlich jemanden in meine Welt holte, in der ich mich auskannte. Vielleicht bestand ja die Aussicht, dass sie meinen Platz in der Vertragsfamilie einnehmen könnte. Leider vergeblich. Mich wunderte nur, dass Susanne trotz der vertragsväterlichen Gewalt immer noch zu mir kam. Entweder war sie blöd oder so derart einsam, dass sie mich als einzige Freundin um jeden Preis halten wollte. Vermutlich letzteres. Ich gebe zu, ich opferte Susanne, um nicht allein zu sein. Deswegen passten wir so gut zusammen. Wir beide waren auf unsere eigene Weise extrem einsam, sie in ihrer Welt und ich in meiner. Susanne war eine richtig gute Freundin, besonders auf meiner ganz privaten Kindergeburtstagsfeier. Hätte jemand in diesem Moment geäußert: es ist ein armes Kind oder? Ich hätte wie gewohnt geantwortet: Ja es ist ein armes Kind. Mein Vertragsvater konnte sich anschließend nicht auf die Blö dheit oder Einsamkeit von Susanne verlassen. Er hielt es für eine gute Idee, mich mit Susanne nach dem Vorfall ins kleine, fensterlose Badezimmer zu sperren. Noch genialer war seine Idee, vor unseren Augen kleine Tiere sterben zu lassen, mit dem nicht unrelevanten Hinweis, dass es uns genauso erginge, wenn wir jemanden Lügen erzählen würden. Ich war beeindruckt, wie still Susanne reagierte. Sie blieb stumm wie ein Fisch, so dass ich für einen Moment nicht sicher war, ob sie nicht doch heimlich von meiner Agentur ausgebildet worden war. Als sie allerdings wieder aus dem Badezimmer herausgelassen wurde, irritierte mich ihre Blässe, bevor sie sich auf dem roten Teppich im Flur übergab, ein Zeichen, dass sie doch nicht ausgebildet war. Ich hatte schon Angst, ich bekäme Konkurrenz, was mir das Leben hätte kosten können. Susanne war wohl nachhaltig vom Tiersterben beeindruckt, sie schwieg. Ich sowieso, schließlich wollte ich zurück nach West-Berlin, ohne Extrastunden beim Psychiater. Erst tat mir Susanne ein wenig leid, das änderte sich allerdings schlagartig, als ich den Teppich säubern musste. Ich ermahnte Susanne, das nächste mal nicht mehr zu spucken, das sei unhygienisch. Ich stellte fest, dass ich eine tiefe Abneigung zu Putzeimern entwickelte, die sich auch später nie mehr

verlieren würde. Nachdem ich den Teppich halbwegs sauber hatte, gab es Torte. Sehr lecker, wenn mir nur nicht jeder Bissen im Hals stecken geblieben wäre. Susanne allerdings schlang gleich mehrere Stücke wie irre hinunter, sodass ich mich insgeheim schon wieder putzen sah. Es wurden nette Fotos gemacht, noch ein anderes, geladenes Nachbarkind kam zum offiziellen Teil dazu, sodass man nach den ebenfalls offiziellen Fotos zu urteilen später ruhig sagen konnte, dass es Alles in Allem eine nette Geburtstagsfeier gewesen war, mit Partyhütchen, Kuchen, Kerzen und Topfgeschlagen. Anschließend erkannte ich in einem sehr stillen Moment, dass ich sehr böse war, nur dass meine Mitmenschen es noch nicht erkannt hatten, außer Susanne, eventuell. Ich versuchte, noch lieber und netter zu sein und hoffte, keiner der Mitmenschen würde die Fähigkeit meines Dämonenvaters besitzen und Gedanken lesen können. Jede nebensächliche Mimik und Gestik wurde von mir analysiert, ich gewöhnte mir an, auf dem Schulhof meine Mitschüler im Auge zu halten, auf der Suche nach Erkenntnissen. Die ständige Angst vor Entlarvung machte mich krank. Ich fühlte mich wie ein dämonischer Undercover im Himmel mitten unter reinen Engelsheerscharen. Im Visier von Gott, der alles gegen mich sammelte, was er in die Finger bekam. Bevor der Irrsinn zuschlagen konnte, durfte ich zurück nach West-Berlin, um mich vom psychologischen Stress in der Außenwelt zu erholen. In der Agentur gab es keine Lügen, da wussten alle über mich Bescheid, hier konnte ich so sein, wie ich war, ein Dämonenkind, das bei liebevollen Kinderhändlern wohnte und gute Kundenarbeit leistete. Hier kannte ich mich aus, hier existierte ich. Hier musste ich nicht meine dämonische Identität verstecken, hier wurde ich gut behütet von Tante Flora und Onkel Willem. Sogar Dean hätte mich nie an meine Klassenlehrerin oder den Eltern von Susanne verraten. Sie sorgten für meine Sicherheit, dafür war ich ihnen so dankbar. Sie taten das, was man von Eltern und Familie erwartete, sie beschützten mich. Allerdings merkte Tante Flora, dass ich nach meinem Schulalltag bei dem Vertragsvater gestresst war. Tante Flora machte sich Sorgen. Wie immer. Meinte auch Onkel Willem, verdrehte die Augen über Tante Floras ewige Kummerung und ging mit mir in den Zoo. Wohlwissend, dass es mir danach wieder gut gehen würde. So war es auch. Es standen die Schulferien an, herrliche Wochen lagen vor mir, weit weg von den Augen der Klassenlehrerin, der spuckenden Susanne und dem wirklich miesen Vertragsvater. Obwohl gerade in der Sommerzeit die Kundenaufträge Hochkonjunktur hatten, ging Onkel Willem öfter als üblich mit mir in den Zoo. „Das Kind braucht das“, sagte Onkel Willem dann immer, bevor er mit mir an der einen und mit dem Körbchen samt Reisesalami und Brot in der anderen Hand mit mir durch die Wohnungstür marschierte und lächelnd

Tante Flora zurückließ, die ihrerseits tobte, da sie nun schon wieder die Wäsche alleine machen musste. Zu Tante Floras Leidwesen weigerte ich mich, mit ihr in den Zoo zu gehen. Dann hätte Onkel Willem ja mal die Wäsche machen können. Ich behauptete frech und stur, dass sie das mit dem Zoo nicht so gut könne wie Onkel Willem. Seitdem grinste Onkel Willem beim Rausgehen noch ein wenig breiter, wenn wir mal wieder ein Date mit den Elefanten hatten. Das ging ein paar Jahre so und entwickelte sich zum feststehenden Ritual an der Wohnungstür, wobei Onkel Willems Grinsen nicht im Mindesten abflachte. Tante Floras Wut allerdings auch nicht. Wie gut, dass ich kein Kinderhändler war. Dafür brauchte man offensichtlich starke Nerven.

Starke Nerven

Starke Nerven brauchte ich selbst allerdings bei meinem Bruder. Heute nahm er mich mal wieder auf den ruhigen Friedhof mitten im Wald mit. Einer der Hunde, die bei der Agentur als Wachhunde eingesetzt wurden, war heute auch dabei. Wie nett. Dean zeigte sich heute besonders hochmotiviert, hatte Kanülen mitgebracht. Er spielte gerne Arzt. Wir zogen uns beide aus. Wie gut, dass der Hund aufpasste und anschlagen würde, wenn sich auch nur ansatzweise jemand dem kleinen Friedhof genähert hätte. Ich hätte allerdings gern gewusst, welche Erklärung Dean für die Szenerie gehabt hätte. Leider kam keiner. Mit einer Kanüle im Arm blutend dumm herumzustehen, gehörte nicht zu meinen Lieblingsbeschäftigungen. Dean fand es toll, pieselte noch schnell hier und da hin, der Hund tat es ihm begeistert nach und ich war froh, weder verblutet zu sein noch eine Blutvergiftung bekommen zu haben. An solchen Tagen wurde mir mal wieder klar, dass Dean anders war. Er passte vom Charakter her besser zu dem Hund. Beide waren auf sich fixiert, pieselten gerne alles an und interessierten sich auffällig für Blut. Irgendwie befand ich mich mal wieder in der Minderheit.

Kontrollverlust

Heute sollte eine Übungsstunde in der frühen Dämmerung eine jähe Wendung nehmen, bei der Timing, Nachlässigkeit und Zufälle in eine unvorhergesehene Katastrophe für alle Anwesenden führten, ohne dass es vorher Anzeichen gab. Später würde es, wie gesagt,

verschiedene Aussagen geben, verschiedene Meinungen und Rechtfertigungen, doch nur eine wird von Bedeutung sein. Dabei fing auch heute alles so normal. Auch diese Übungsstunde würde erfahrungsgemäß so grauselig ablaufen, dass beim Aufwachen auch heute Katze Vince ihren Futternapf verschmähte und alle Haare sträubte. Wie immer musste ich schlecht gelaunt vor dem Friedhofstor auf meinen Bruder Dean zu warten. Diesmal ohne Regenschirm Wie immer parkte Dean seinen Leichenwagen um die Ecke, wie immer war er voller Energie, wie immer warf er einen kurzen Blick auf meine geistige Verfassung und wie immer schloss er das Tor auf und ging mit mir hindurch. Dean wusste natürlich immer noch nichts von Katze Vince und klemmte ihr auch dieses Mal fast beim Schließen des Tores ihren Schwanz ein, der unruhig hin und her wuselte. Wir gingen wie gehabt in den kleinen weißen Geräteschuppen, der wie Sie bereits wissen das Klassenzimmer für meine Übungsstunden für das Fach „Folter“ war. Wie zu erwarten lag wieder eine fixierte Frau auf dem Holztisch mit Skalpell, Tupfer, Plastiktüten und OP Kleidung daneben. Wie ich dieses Fach hasste. Hatte ich das schon erwähnt? Doch heute sollte es anders kommen. Ich hatte mir die OP- Kleidung angezogen, die immer noch viel zu groß war, eine neue Frau blickte mich hin und wieder an, war wie die anderen zuvor auch zu schwach, um ständig den Kopf zu heben. Ich stand wie gehabt auf einem kleinen Holzocker und versuchte wie immer meine Aufgabe zu erledigen. Katze Vince saß hinter mir und verhielt sich unauffällig. Dean war aufgeregt, da heute auch sein Freund kommen wollte. Ich glaube, sie hatten ein Verhältnis, manchmal hatten sie Sex auf dem Gelände des Friedhofes. Was allerdings nichts hieß, Dean hatte mit vielem Sex. Mich ging das ja nichts an. Aber ich wusste, dass dieser Freund ihm sehr wichtig war. Das sah ich an seinem Verhalten. Der Freund hatte die gleiche Einstellung und Vorlieben wie Dean. Also gab es heute zwei dieser Sorte um mich herum.

Deswegen übte ich etwas angespannter als sonst, wenn das überhaupt noch möglich war. Während ich mir Mühe gab, sagte Dean zu mir, er sehe mal nach, ob sein Freund schon da wäre. Ich sah ihm nach, wie er aus den Geräteschuppen ging und die Tür anlehnte. Es war immer noch dunkel draußen. Ich wandte mich wieder dem Bein zu und versuchte mich zu konzentrieren. Die Tür ging auf und Dean` Freund kam rein, beugte sich über mein Skalpell und dem Bein und sagte anerkennend, dass ich das sehr schön machte. Wer Erzieherstatus besaß, konnte meine Folgsamkeit erwarten. Man kann es mindforming nennen, man kann es auch sein lassen, doch das Ergebnis ist immer dasselbe. Die Voraussetzungen auch. Leider besaß der Freund diesen Status noch nicht mal ansatzweise. Die Voraussetzung meiner Folgsamkeit fiel weg, meine eigene Meinung übernahm die

Kontrolle. Das Skalpell holte aus und machte eine Abwehrbewegung nach oben. Dabei wollte es nur sagen, lass mich in Ruhe, geh weg von mir, weil ich bin ganz anderer Meinung als du. Ich bin der Meinung, dass man Kinder nicht zwingen darf, hilflose lebende Frauen zu sezieren. Leider traf das Skalpell aus Versehen die Halsseite von Deans Freund, während er sich gerade immer noch vorbeugte und mit langem Hals anerkennend meine Schnitte begutachtete. Der Freund fasste sich mit der Hand an seinen Hals und sah mich erstaunt an. Was er nicht sofort sah, aber ich, war, dass das Skalpell seine Halsschlagader getroffen hatte. Mit Halsschlagadern kannte ich mich dank Dean gut aus. Der Freund taumelte nach hinten und stieß gegen das Holzregal, wodurch mehrere Gläser herunterfielen und einen riesigen Lärm machten. Hinzu kamen die Schreie des Freundes, der mittlerweile auch seine Situation erfasst hatte, was Dean wiederum dazu veranlasste, wie ein Irrer zu uns in den Geräteschuppen zu rennen. Zuerst erkannte er gar nicht, wo das Problem war, aber wer schon mal blutende Halsschlagadern gesehen hat, weiß, dass man schnell dahinter kommt, was los ist. Dean versuchte verzweifelt, die Blutung zu stoppen, während der Freund mittlerweile am Holzregal heruntergerutscht war, nun blutend und schluchzend auf dem Boden saß, mitten in Glasscherben, und vor unseren Augen relativ schnell verblutete. Ich stand einfach nur da und starrte auf das, was sich da vor meinen Augen abspielte. Ich hätte nicht gedacht, dass jemand so schnell verbluten konnte. Das war das erste, was ich dachte. Das zweite war, dass Dean hoffentlich keine Verbindung zwischen Schnelltod und Skalpell herstellen würde, was ich noch immer in der Hand hielt. Natürlich stellte er sie rasanter her, als mir lieb war. Sogar die Frau war aus ihrer Benommenheit erwacht und versuchte zu begreifen, was sie sah. Ich hatte keine Idee zu meiner Verteidigung. Dean sprang auf, gab mir einen Eimer mit Wasser und schrie, ich sollte das Blut wegwischen. Er müsste was holen, um die Leiche wegzuschaffen. Völlig aufgelöst, blutverschmiert und mit wirren Haaren stürzte Dean nach draußen, um was auch immer zu tun. Was mich besonders bestürzte, war die Tatsache, dass Dean mit dem Erzieherstatus nun völlig außer Fassung geriet, er hatte die Sache zum ersten Mal nicht in Griff. Der Mann, der bis ins Detail plante und bekannt für seine emotionslosen Folterungen war, hatte die Kontrolle verloren. Es wäre äußerst interessant gewesen, wenn ich nicht gleichzeitig gewusst hätte, dass damit auch mein Leben erheblich in Gefahr geriet. Ich versuchte, um den Freund herum zu putzen, der keinen Mucks mehr von sich gab. Während Dean wieder hereinstürzte und ihn konzentriert und ein wenig verzweifelt herausschliff, gab ich mein Bestes, um sauber zu wischen. Ich hoffte, je besser ich putzte, desto weniger schlimm fiel die Strafe aus und je mehr hätte Dean sich wieder

unter Kontrolle. Ich würde später nie mehr unbeschwert putzen können, das stand jetzt schon fest. Wer allerdings auch weiß, wie viel Blut jemand verliert, dem die Halsschlagader durchtrennt wurde, kann sich vorstellen, dass es unmöglich ist, mit einem einzigen Eimer Wasser das ganze Blut aufzuwischen. Es war alles rot, der Schwamm, das Putzwasser, meine Hände, Regal und Boden, dazwischen die Glassplitter, die perfekte Dekoration für den Warteraum des Irrsinns.

Trotzdem putze ich um mein Leben. Gleichzeitig wissend, dass es vermutlich sinnlos war. Ich war ja nicht blöd. Allerdings war ich doch zu blöd, einfach wegzurennen, ich kam noch nicht mal in die Nähe der Idee, hielt mich ans Putzen und schaute hin und wieder zur Frau herüber, die mich ihrerseits ansah, beide wissend, dass das hier für keinen ein gutes Ende nehmen würde. Ich kam noch nicht mal auf den Gedanken, sie loszumachen. Es war verboten und da der Freund außer Sicht war, stand der Erzieherstatus wieder kerzengerade und wischte mit mir gemeinsam sinnlos in schönen roten Kreisen. Dean war ewig weg, ich fühlte mich wie auf einen Quadratmeter gebannt, zusammen mit einem Schwamm, wobei ich nicht sicher war, wer wen festhielt. Als Dean hineinrannte, schlug die Tür so laut gegen die Wand, dass meine kreisenden Putzversuche sofort erstarrten. Er schrie mich beim Reinkommen an. Ich wusste nicht, dass man auf zwei Meter Weg soviel Wörter auf einmal herausbekommen konnte. Ich starrte immer noch kniend konsequent zu Boden. Natürlich half es nichts und verhinderte auch nicht, dass Dean mich am Arm hochriss, mich schüttelte, wieder zu Boden warf. Dean schrie um sich, warf alle Gegenstände, die er zu fassen bekam, in alle Richtungen, sodass ich mich, wieder kniend auf dem Boden, vor umherfliegenden Gegenständen zu schützen versuchte. Er packte mich am Oberarm und schliff mich hinter sich her, heulend, schnaufend, mich schüttelnd, anschreiend, sein Innerstes nach außen gekehrt und zerrte mich zu einer langen Holzkiste, die eigentlich für die Frau zur Aufbewahrung dienen sollte. Da das Loch noch nicht tief genug ausgehoben worden war, stand die Holzkiste noch wartend am Rand. Dean stieß mich hinein, klappte den Deckel zu und schob den Kasten ins Loch. Da er improvisierte, lag die Holzkiste schief, sodass ich mit dem Kopf tiefer lag, als mit den Füßen. Anschließend hörte ich dumpfe Geräusche, die wohl von der Erde herrührten, die Dean mit innigem Hass auf die Holzkiste schaufelte. Es war anstrengend und für den Körper belastend, über lange Zeit mit dem Kopf tiefer zu liegen als mit den Füßen. Da Panik nicht gerade zur Kreislaufstabilisierung beitrug, hatte ich das Gefühl, dass der Sauerstoff immer weniger wurde. Vielleicht war es wirklich so. Ich wusste nicht, wie viel Erde Dean mittlerweile in seiner Wut auf die Holzkiste bekommen hatte, da es eine riesi-

ge Plackerei war. Wenn Sie schon mal selber in einer Holzkiste gelegen haben, wissen Sie, dass es schnell sehr heiß und stickig wird. Wenn da nur nicht die Angst gewesen wäre. Ich ahnte, da komme ich nie mehr heraus, ich bekam irgendwann keine Luft und verlor das Bewusstsein, ein sehr gnädiger Umstand, was auch Katze Vince bestätigen konnte. Ich kam erst entfernt zu mir, als jemand den Deckel schon geöffnet hatte und mich heraushob. Da derjenige es sehr behutsam machte, konnte es nicht Dean sein. Erst im alten Gebäude kam ich zu mir, hing am Tropf, im weißen Bett liegend. Jemand stritt sich außerhalb des Zimmers. Langsam erkannte ich die Stimmen, es war mein Papa und Dean. Je mehr ich zu Bewusstsein kam, desto erfreuter war ich über das, was ich hörte. Papa schrie Dean mindestens genauso wütend an, wie Dean vorher meinerseits. Es war unglaublich und trotz aller Strapazen schlich sich ein vorsichtiges Grinsen in mein Gesicht. Papa gab tatsächlich Dean die Schuld an allem. Dean hatte seine Aufsichtspflicht und - man betone- seine Fürsorgepflicht mir gegenüber verletzt. Er hätte mich nie- niemals mit dem Freund alleine lassen dürfen, schon gar nicht in dieser Situation. Weiterhin war es ein Ding der Unmöglichkeit und äußerst teuer, mein Leben auf Spiel zu setzen, da die Ausbildung von Kindern in der Agentur sehr aufwendig und kostspielig waren. Wäre Papa aus Zufall nicht beim Friedhof vorbeigekommen, wäre ich irgendwann erstickt. Dean kannte die Vorschriften und hatte versagt. Schuldig, ein Schlag ins Gesicht von einem Dean, der seinen geliebten Freund verloren hatte. Somit rutschte ich in der dämonischen Hierarchie von Platz drei auf Platz zwei und stand nun direkt unter Papa und- genial- über Dean. Obendrein hatte Papa Dean ein Verbot erteilt, mich weiterhin privat zu seinem Friedhof mitzunehmen. Damit fiel „Radio hören“ schon mal für mich aus. Zu den Unterrichtsstunden musste mich ab jetzt u. a. Onkel Willem begleiten. Papa war klar, dass Dean durchaus in der Lage war, mich zu töten, hätte er auch nur ansatzweise die Gelegenheit dazu gehabt. Da ich aber für die Agentur wertvoll war, bekam ich sozusagen Personenschutz. Ein angenehmer Nebeneffekt war, dass auch der Satz“ Ja, es ist ein armes Kind“ nicht mehr über meine Lippen zu kommen brauchte. Einfach herrlich.

Personenschutz

Was nicht herrlich war, dass ich natürlich für weitere Kunden arbeiten musste und deswegen noch weitere Ausbildung benötigte. Schließlich waren die Übungsstunden mit Dean auf dem Friedhof nicht zum Spaß gewesen sondern hatten einen ernsten und sinn-

vollen Hintergrund. Also verliefen diese Stunden mit Dean unter den Augen meines Personenschutzes. Für den Personenschutz wurde mal der eine und mal der andere von der Agentur gestellt. Da Dean sich mit der Folter nun mal mit am Besten auskannte, war er unverzichtbar. So kam es, dass ich das Vergnügen hatte, mit einem Folterexperten unterrichtet zu werden, der seinerseits davon abgehalten werden musste, mich umzubringen, da Selbstbeherrschung nicht gerade zu seinen Stärken zählte. Wenigstens war ich nun nicht mehr bei den Lehrstunden allein, obwohl der Personenschutz nicht mit mir reden durfte. Er war nur stiller Beobachter. Auch Onkel Willem benahm sich in solchen Situationen anders. Die Anweisung, mir keinen Druck bei den Sezierungen zu nehmen, galt auch für ihn. Wenn kleine Kinder in dieser speziellen Folter angelernt wurden, schien es sehr wichtig, dass sie dies in innerer Einsamkeit taten.

Fazit der letzten denkwürdigen Tage: Ein Mordversuch, Hierarchiewechsel, Personenschutz. Unter dem Strich zählten nur das Geld und mein Leben. Eben doch wieder Alltag.

Der Anruf

Ich lief gerade durch das Wohnzimmer meiner Vertragseltern, als abends das Telefon klingelte. Meine Vertragsmutter kochte in der Küche. Draußen war es schon dunkel, so dass die Deckenlampe das Wohnzimmer in gelbes Licht tauchte. Ich nahm den Hörer ab und erwartete wie immer nichts Gutes. Auch diesmal sollte ich Recht behalten. Am anderen Ende der Leitung schniefte ein Kind. Es fragte nach der Mama. So genau verstand ich die Wörter nicht, die an mein Ohr drangen, aber es war wohl wichtig. Ich legte den Hörer neben das Telefon und rannte in die Küche, um der Vertragsmutter mitzuteilen, dass da ein Kind am Telefon wartete, das seine Mutter sprechen wollte. Die Vertragsmutter, die mich zuerst dümmlich in ihrer Kittelschürz anstarrte, rannte darauf hin ins Wohnzimmer und nahm eilig den Hörer in die Hand. Ich hörte, wie sie ins Telefon sagte, das Kind dürfe sie nicht mehr anrufen. Die Mama könne nicht helfen. Das Kind käme ja bald wieder zu ihr nach Hause. Ich wurde stutzig. Ich belauschte das Gespräch, versteckt hinterm Türrahmen. Aha, also doch. Es war das Kind, das hier vorher gewohnt hatte, das vorher in meinem Bett geschlafen hatte, dessen Spielzeug ich vorfand, als ich das erste Mal hier schlief. Ich hatte es zwischendurch ein paar Mal gesehen. Ich hatte den Eindruck, als würde ich in mein Spiegelbild sehen. Mit der Zeit kam ich dank Onkel Willem dahinter,

dass es sich um meine Zwillingschwester handelte. Während ich eine anonyme Hausgeburt blieb, wurde Josefine offiziell im Krankenhaus geboren. Bei Hausgeburten ist immer der anwesende Arzt für die Meldepflicht zuständig. Da der Arzt zur Agentur gehörte, hatte er freie Hand. Das Krankenhaus war nur für Josefine zuständig. Da zwischen meiner und Josefines Geburt vermutlich ungefähr 20 Minuten lagen, ging es Josefine nicht mehr gut. Sie war blau, das Fruchtwasser laut Erzählungen grün. Wir teilten uns eine Geburtsurkunde. So konnte ich in West-Berlin ausgebildet werden, während Josefine meinen Platz in der Vertragsfamilie belegte. So kam es, dass immer ein Kind der Außenwelt präsentiert werden konnte. Da Josefine vom Charakter ruhiger war als ich, existieren unterschiedliche Zeugenaussagen über das Verhalten des Kindes der Vertragsfamilie. Der eine sagte, das Kind wäre sehr ängstlich und ruhig gewesen, der andere sagte, es hätte viel gelacht. Dass es um zwei Kinder ging, bemerkte keiner. Ab dem fünften Lebensjahr wurden wir getauscht. Sie erinnern sich an meinen wichtigen Tag in der dämonischen Familie. Ich zog, wie Sie wissen, in die Vertragsfamilie ein. Wo Josefine hinkam, wusste ich nicht. Ich hatte ja nur gesehen, wie Onkel Henning damals ein weinendes Kind auf den Arm aus der Wohnung der Vertragseltern trug. Vielleicht zu anderen Pflegeeltern, die mit der Agentur zusammenarbeiteten. Josefines Problem war, dass sie keine Ausbildung besaß. Deshalb konnte sie nicht dauerhaft in der Agentur arbeiten. Für ein normales Leben bei Pflegeeltern wusste sie zu viel. In die Vertragsfamilie durfte sie auch nicht zurückkommen, da ich jetzt dort war. Josefine galt als Sicherheitsrisiko. Deswegen lebte sie nach dem heutigen Telefongespräch nicht mehr lange. Seit diesem Gespräch höre ich immer die verzweifelte Kinderstimme, bevor ich einen Anruf entgegennehme.

Ihr damaliger Anruf zeigte mir, wie verzweifelt sie war. Das Wort „Mama“ und „Hilfe“ brannte sich unauslöschlich in mein Gehirn. Vielleicht auch deswegen, weil ich mit solchen Situationen außerhalb der Agentur nicht gerechnet hatte. Ich entnahm dem belauschten Gespräch, dass sie in Not war. Es war nicht übertrieben, denn es stellte sich einige Zeit später heraus, dass Josefine als Ware in der Agentur diente.

Die Antwort

Nach dem Telefonat mit der verzweifelten Josefine legte die Vertragsmutter mit rotem Kopf auf und rannte in die Küche. Während sie ihre Arbeit fortsetzte, fragte ich, wer das gewesen war. Außer eine Ohrfeige bekam ich keine Auskunft. Ich merkte, dass meine Vertragsmutter unter extremen Stress stand. Da ich keine emotionale Bindung an sie hat-

te, trollte ich mich, wegen der Ohrfeige beleidigt, in mein Zimmer und lauschte dem gleich zu erwarteten Schlüsselgeräusch im Haustürschloss, was wohl noch hoffentlich etwas dauern würde. Schließlich kämpfte hier jeder seinen eigenen Kampf.

Als das unvermeidliche Schlüsselgeräusch dann kam, lauschte ich, wie die Vertragseltern leise miteinander sprachen. Dann war es verdächtig still. Wer lange in Extremsituationen lebt, merkt oft geringe emotionalen Spannungszunahmen, ohne dass etwas zu hören oder zu sehen ist. Als mein Vertragsvater dann in mein Zimmer raste, mich aus dem Bett zerrte und an den Haaren ins Wohnzimmer schliff, war ich vorbereitet. Meine Emotionslosigkeit machte ihn nur noch wütender und ich war gespannt, wo seine Grenze erreicht sein würde. Er schlug die Vertragsmutter mit dem Gürtel und fragte mich, ob ich wüsste, weshalb sie bestraft würde. Ich gab keine Antwort. Ich sah ihn dümmlich an, obwohl ich die Antwort kannte. Aber die behielt ich für mich. Ich fand die beiden eher anstrengend. Mein Vertragsvater verlor über meine Schweigsamkeit die Beherrschung, sodass ich den Eindruck hatte, er würde gleich einen Herzinfarkt bekommen. Besonders beeindruckend war die Art seiner Fragestellung. Er spuckte mir jedes Wort in fingerbreitem Abstand ins Gesicht, wobei er die Wörter schon fast buchstabierte, zwischendurch nach Luft schnappte, als wäre es sein letzter Atemzug. Er biss die Zähne während des Sprechens so sehr zusammen, dass ich überlegte, wie das überhaupt möglich war. Durch Dean an bizarre Situationen gewöhnt, zeigte ich immer noch keine Reaktion. Es kam keine Antwort von mir. Also starrte ich ihn weiterhin an. Er stach mir so sehr ins Auge, dass ich dachte, ich wäre blind. Doch je mehr er mich versuchte, unter Druck zu setzen, desto unerreichbarer wurde ich. Auch, als er mich vor die Wahl stellte, ich sollte ihm endlich seine Frage beantworten oder er würde der Vertragsmutter den Hals aufschlitzen, bekam er keine Antwort von mir. Es war mir einfach total egal. In dieser Situation erkannte auch der dümmste Vertragsvater, dass ich hier völlig bindungslos war.

Jetzt blieben ihm nur zwei Möglichkeiten, entweder, er brachte hier jemanden um oder er gab auf. Da er ersteres seinerseits von der Agentur nicht überleben würde, drehte er sich um, packte seine Angelsachen und teilte uns mit, er wäre jetzt angeln. Nachdem die Haustür zugeschlagen war, quetschte ich mich an der immer noch kopfüber hängenden Vertragsmutter durch den Türrahmen hindurch, rannte in die Küche, stellte mich auf den Küchentisch und kontrollierte stehend am Küchenfenster, ob er wirklich mit dem Wagen davonfuhr. Tatsächlich, er tat es. Ich grinste zufrieden. Ich wusste, ich hatte gewonnen. Diese Siege zeigten mir, dass ich Elite war. Onkel Willem würde stolz auf mich sein. Nur Papa hätte das Recht mich zu töten, oder Tante Flora oder Onkel Willem. Sonst niemand.

Und schon gar nicht ein Vertragsvater, der in der Hierarchie ganz unten stand und popeliger Befehlempfänger war. Als ich durch meine schwerwiegenden Gedanken hindurch ein Rufen vernahm, ging ich wieder zu der Vertragsmutter zurück. Da ich ein freundliches Wesen besaß, lief ich in das Badezimmer mit dem Werkzeugkästchen. Hinter der Badezimmertür hing ein kleiner Holzkasten an der Wand. Ich fand eine kleine Säge, holte einen Küchenstuhl, wobei ich mir die Hand an der Säge aufriss und durchtrennte mühsam die Fesseln zwischen Frau und Türrahmen. Wäre jetzt jemand vom Jugendamt erschienen, hätte derjenige ein achtjähriges, gefährliches Kind mit der Säge in der Hand vorgefunden, während die arme Mutter vor den kindlichen Füßen am Boden lag und der ahnungslose Vater beim Angeln gewesen wäre.

„So eine nette Familie“ hätte es geheißen, „aber das Kind...“ Da aber zum Glück keiner kam, kletterte ich vom Küchenstuhl hinunter, trug den Stuhl wieder in die Küche, legte die Säge ordentlich zurück in das Werkzeugschränkchen und ging ohne ein Wort oder Blick Richtung Frau am Boden in mein Bett. Die waren doch nicht ganz dicht. Mein armes Auge. Es tränkte stark und war gerötet. Mein Sägenschnitt tat auch weh. –Und überhaupt. Wenn das Tante Flora zu sehen bekam. Bei der Vorstellung an Tante Floras Reaktion musste ich wieder grinsen und schlief trotz Schmerzen mit meinem Plüschfisch im Arm, den Umständen entsprechend, schnell ein.

Der Angler kehrte gegen Morgengrauen zurück. Da es keine weiteren Vorfälle gab, schlief ich noch eine Runde, wenn auch etwas wachamer, als vorher. Der nächste Tag verlief ohne größere Vorkommnisse. Die Frau war angezogen, stand in der Küche und übernahm wieder die Rolle der Vertragsmutter. Der Vertragsvater hatte Schicht und befand sich auf der Arbeit. Ich musste in die Schule, wobei ich hoffte, es würde mich keiner fragen, weshalb ich ein Pflaster an meiner Hand trug, das ich vor der Schule noch schnell vertragsmütterlich übergeklebt bekam. Heute stand Schulsport an. Ich war froh, keine größeren Verletzungen verstecken zu müssen. Nur mein gerötetes Auge tränkte nach wie vor. Offiziell schob ich das auf eine Allergie. Ich konnte ja schlecht sagen, dass mir ins Auge gestochen wurde, weil ich eine Antwort verweigert und dabei das Leben meiner Vertragsmutter aufs Spiel gesetzt hatte. Die Antwort lautete übrigens: Die Vertragsmutter wurde bestraft, weil sie in meinem Beisein mit Josefine telefoniert und ihr vertrauliche Details weitergegeben hatte.

Anglersache unter Dilettanten

Allerdings wusste ich, dass mein Vertragsvater sich noch irgendwie an mir rächen würde. Einerseits hatte er tatsächlich Angst vor mir, da ich anders reagierte als normale Kinder, auf der einen Seite versuchte sein Ego wieder ein Treppchen höher zu kommen. Abends musste ich mit ihm zusammen die Angelsachen packen und mit an den Anglersee fahren. Seine beiden Angelfreunde warteten schon auf ihn. Ich nannte sie die drei Dilettanten. Mit Respekt war es nicht weit her bei mir. Vermutlich ein dämonischer Charakterzug. Jedenfalls teilten diese drei Dilettanten nicht nur ihre Angelleidenschaft, sondern waren auch Kunden der Agentur. So kam, was zu erwarten war, sie banden mich an den Händen an einem Ruderboot und fuhren mit mir im Schlepptau quer über das dunkle Wasser. Ich gebe zu, ich hatte ein wenig Angst. Besonders, als ich immer mehr Wasser schluckte. Immerhin traute ich Dilettanten nicht zu, diese Situation unter Kontrolle zu haben. Man war doch schneller gestorben als man vielleicht dachte. Irgendwann ließ meine Kraft nach. Sie waren klug genug, es rechtzeitig zu merken, immerhin, aber blöd genug, mir wiederholt die Frage zu stellen, weshalb meine Vertragsmutter bestraft werden musste. Sie ahnen jetzt, was kam. Nämlich nichts. Es gab keine Antwort. Ich blieb stur. Das änderte anschließend auch keine Scheinhinrichtung mit einem Jagdgewehr. Irgendwann fing mein Vertragsvater an zu weinen. Packte seine Sachen und fuhr mit mir heim. Jetzt wissen Sie, weshalb der Ausdruck „Dilettanten“ so passend war. Der berliner Psychiater hätte 5 Minuten gebraucht, um mich dazu zu bringen, ihm bereitwillig in Gedichtform die Antwort zu präsentieren.

Zuhause überraschte mich der Vertragsvater allerdings, weil er gegenüber der Vertragsmutter glatt behauptete, ich wäre unartig gewesen und samt Kleidung ins Wasser gefallen. Ich war so perplex, dass ich wortlos ins Bett ging und der Vertragsvater wenigstens ein bisschen zufriedener aussah.

Pause

Heute war ganz normaler Schulalltag. Froh, den Morgen gut überwunden zu haben, bastelte die Vertragsmutter mit mir aus Knetmasse kleine Figuren, die man anschließend im Ofen brennen musste und dadurch hart wurden. Auch runde Kunststoffscheiben, die aus kleinen Plastikkörnchen im Ofen geschmolzen wurden, gelangen uns richtig gut. Oma

zeigte mir, wie man aus Servierten Papierrosen bekam. Die weiteren Tage verliefen friedlich. Ich malte Tiere oder spielte einsam im Sandkasten unten im Hof. Unser Hausmeister mähte den großen Gemeinschaftsrasen, der Flieder blühte. Ich sammelte Kronkorken und Knicker. Tatsächlich mal normaler Alltag. Leider folgte bald eines der düstersten Kapitel, das dafür ausschlaggebend war, dieses Buch zu schreiben.

Josefine

Ich befand mich in West-Berlin. Tante Flora sagte mir, ich hätte heute Nachmittag einen wichtigen Kundentermin. Im Keller des alten großen Hauses im XXXwald. Es fand wie immer ein Vorgespräch statt. Katze Vince putzte sich heute besonders lang. Kein Wunder, sie wusste ja auch schon, dass der Kunde die Arztrolle liebte und die Agentur den weißen Kachelraum mit OP Tisch und Co wienern würde. Katzen mochten keine weißen Kacheln. Noch weniger gefilmte Folterungen von Kindern und schon gar nicht von Zwillingsschwestern. Details werden hier auf Rücksicht gegenüber meiner Schwester Josefine und Ihrer Nerven nicht erwähnt. Allerdings kam bei meinen Erziehern der Verdacht auf, dass ich emotionalen Kontakt zum Opfer gehabt haben musste, da mein zurückgezogenes Verhalten während des Kundenauftrages wohl doch aufgefallen war, wenn auch zum Glück nicht dem Kunden, der mir gerade freundlich dankend über den Schopf strich und mich lobend erwähnte.

Doch dann hatten die Erzieher überraschenderweise mit einem ganz anderen Problem zu kämpfen. Ich war nämlich auf einmal davon überzeugt, dass ich anstelle von Josefine schwer verletzt worden war und nun auf mich selbst hinuntersah. Das kam wohl daher, dass ich mit Josefine als Zwilling eine unglaubliche Ähnlichkeit besaß und gewissermaßen die ganze Zeit vorhin beim Kundenauftrag mein Spiegelbild vor Augen hatte.

Als Anmerkung sei hier der Umstand erwähnt, dass ich schließlich vor einiger Zeit auch meine eigene Geburt von außen hatte ansehen können. Meine Erzieher erkannten schnell, dass es hier um ein tieferes Problem ging. Gut, dass sie nicht wussten, dass es da irgendwo noch eine Katze Vince gab.

Auffällige, psychische Reaktionen kamen vor, worauf die Agentur vorbereitet sein musste. Meistens wurde dann eine enge Bezugsperson geholt, die zu dem Agenturkind Zugang hatte. Deswegen eilte Tante Flora herbei und überzeugte mich, dass ich noch unverletzt war und nicht meinen Körper verlassen hätte, um mir selber zu sehen Als Lösungsansatz

sollte ich mich mit dem Problem Josefine im Keller auseinandersetzen. Dort erkannte ich nach einiger Zeit, dass ich doch nicht verstümmelt worden war. Wie verstümmelt Josefine war, begriff dann auch irgendwann ich. Katze Vince war im Begreifen schneller gewesen und zählte konzentriert die Mäuse im Keller. Während Katze Vince schon alle Mäuse persönlich kannte, saß ich seit einiger Zeit neben Josefine und starrte. Obwohl mich die Erkenntnis fröhlich stimmte, dass ich, wie es Tante Flora gesagt hatte, im Gegensatz zu Josefine noch gesund war, hielt mein Verstand trotz dieser Erkenntnis dem Druck nicht stand. Katze Vince schlich nun schon die 16. Runde auf der Suche nach einer offenen Kellertür die Wände ab, da Mäusezählen auf Dauer sinnlos schien. Mein Starren auch. Der Zeitpunkt der Stille kehrte ein. Die Mäuse waren gezählt, offene Türen gesucht und nicht gefunden, der Schneidersitz perfektioniert.

Rechts neben Josefine befand sich ein kleiner Raum mit Waschbecken und dem Spiegel, mit dem ich mich bei Bedarf mein Aussehen überprüfen konnte, dass ich nicht Josefine war. Durch die Stille hallte das leise Tropfen des Wasserhahns. Da das Waschbecken aus Metall bestand, steigerte sich das Tropfen zur unüberhörbaren Lautstärke, wobei das Schwanzende von Katze Vince im Takt dazu schlug. Es war dunkel im Keller. Nur von außen fiel durch ein hochgelegenes Fensterloch Licht einer Außenlampe. Ich versuchte, nicht zu denken, um besser denken zu können. Noch nicht mal Katze Vince hatte Lust, zu denken. Sie fing ratlos Mäuse in den entferntesten Ecken des Kellers, die sogar den Mäusen neu waren. Nach Stunden mit der armen Josefine und den Wassertropfen schlichen alle Anwesenden psychisch am Abgrund entlang. Man kann nicht vorhersagen, wann eine Extremsituation irreparablen Schaden anrichtet. Man kann nur warten. Und das taten wir. Allerdings mit ungewöhnlichem Verlauf. Keiner hätte je erwartet, dass sich aus Josefines geschundenen Körper eine wohlbehaltene, lebendige Gestalt löste, zu mir herüberschwebte und rechts von mir Platz nahm. Da Katzen neugierig sind, fühlte ich links von mir weiches Fell. Jeder in dem Raum wusste, dass man Kinder nicht foltern durfte. Jeder in dem Raum wusste, wir würden das irgendwann sagen. Josefine, Katze Vince und ich. Nachdem Josefine uns versichert hatte, dass es ihr gut ginge, löste sie sich langsam auf. Natürlich nicht, ohne das Versprechen, sich hin und wieder bei mir und der Katze zu melden.

Irgendwann wurde meine Kellersitzung abgebrochen und zur Tagesordnung übergegangen. Wieder bei Tante Flora, bekam ich erst einmal den Kakao. Katze Vince lag tagelang faul in der Sonne auf dem Balkon, um ihr Fell zu lüften. Allerdings bemerkte Tante Flora eine Veränderung. Ich hielt mich innerlich von ihr fern. Sie schob das auf meine Erschöp-

fung, doch Onkel Willem war sich da nicht sicher, ob es nicht etwas Dramatischeres war. Womit er Recht hatte. Zum ersten Mal betrachtete ich meine Bezugspersonen mit anderen Augen. Meine Bezugspersonen fühlten sich lebendig, wenn andere gefoltert wurden. Sie verdienten damit Geld. Ich fand das böse. Die Katze auch. Dieses Böse kroch still in alles hinein, was wichtig für mich war. In meine Familie, meine Bezugspersonen, meinen Lebenssinn, in die Kunden. Egal, wohin ich mich wandte, es war schon da. Es war getarnt, selbstverständlich, alltäglich und routiniert. Es war Normalität. Es war gefährlich, für alle, egal auf welcher Seite man sich hier bewegte. Auch Satan und Exorzisten hätten Angst gehabt. Eines Tages würde ich es sagen, ich hatte es Josefine versprochen, was ich hiermit dann auch tat. Mit Unterstützung der Katze.

Ich bin behandelt

Trotz dieser neuen Erkenntnis genoss ich die Plätzchen, die Tante Flora gerade aus dem Ofen geholt hatte, malte mit Onkel Willem Bilder mit Zootieren und erholte mich Zusehens. Die wirren Gedanken vergingen, vermutlich hatte ich tatsächlich einen genetischen Defekt. Meine Bezugspersonen waren nett. Ich merkte, dass Onkel Willem gerne mit mir über Josefine sprechen wollte. Er fragte beim Zu Bett gehen, ob ich noch an Josefine denken würde. Ich sagte nein. Warum? Nur so. Ich wusste, er wollte mich überprüfen. Er wusste, dass ich log und ich wusste, dass er nicht aus reiner Besorgnis fragte. Es war Gleichstand. Trotzdem beunruhigte mich seine scheinbar harmlose Frage. Ich sollte in den nächsten Tagen aufpassen, dass mir kein Fehler unterlief. Natürlich hätte ich nie erzählt, dass Josefine hin und wieder in meinen Gedanken zu mir kam, um sich zu erkundigen, ob ich schon jemanden etwas verraten hätte. Aber vielleicht sah man mir den danklichen Besuch von Josefine an.

Das dicke Ende kam dann, als ich mal wieder einen Termin beim Psychiater bekam. Onkel Willem hatte wohl einen Hinweis an falscher Stelle gegeben. Der Psychiater fragte mich, ob es mir gut ginge und ob ich noch hin und wieder an Josefine dachte. Ob ich wüsste, dass ich nicht Josefine war sondern ich. Mein Fehler bestand darin, dass meine Antworten zu perfekt ausfielen. Dass ich nicht mehr an Josefine dachte, war natürlich so offensichtlich gelogen, dass es auch dem Dümmersten aufgefallen wäre. Mein Psychiater war nicht dumm. Er war Spezialist. So erfolgte eine professionelle Behandlung, die über mehrere Tage ging, allerdings nicht in der Praxis, sondern in einer Privatklinik, wo der

Psychiater arbeitete. Denn offensichtlich versuchte ich, der Kontrolle der Agentur zu entgehen. Lügen und der Versuch, den Psychiater zu manipulieren, war untragbar und war entweder auf mein zunehmendes Alter oder auf Fehler in der Ausbildung zurückzuführen. Die Behandlung verlief aus der Sicht des Psychiaters wie gewünscht, obwohl ich zwischendurch sicher war, das ich aus dieser Klinik nie mehr herauskommen würde. Eine Zeitlang bekam ich noch Tabletten, um mich zu erholen. Josefine besuchte mich nicht mehr. Ich fühlte mich leer und einsam. Der Psychiater meinte zu der besorgten Tante Flora, das wäre nach so einer Behandlung normal. Geist und Körper mussten sich erst nach der psychiatrischen Behandlung erholen. Es war schon auch vorgekommen, dass Behandelte dabei starben, aber Risiko gab es überall. Tante Flora meinte, immerhin würde ich ja noch leben und ließ mich weiter schlafen.

Einige Tage nach der Behandlung konnte ich immer noch nicht normal denken. Ich versagte bei den einfachsten Anforderungen, war nicht in der Lage, Milch aus dem Kühlschrank zu holen, da mir nicht mehr einfiel, was das noch mal war. Konnte nichts essen und wusste manchmal nicht mehr, wie die Frau mit den Rüschenhänden hieß. Zwischen- durch schlief ich während einer Bewegung einfach ein. Zum Entsetzen aller hielt ich mich dieses mal für eine Katze.

Als es mir sehr schlecht ging, raste Tante Flora zum Telefon und rief hektisch den Psychiater an. Nach späteren Aussagen mussten mich beim Anblick des Psychiaters drei Leute festhalten, Onkel Willem hatte ein blaues Auge. Der Psychiater stellte fest, dass ich unter den starken Nebenwirkungen der Medikamente litt und setzte sie ab. Danach ging es mir von Tag zu Tag wieder besser. Beim Anblick des Psychiaters schlug ich später nicht mehr um mich, aber er wurde auch nicht mein bester Freund. Er arbeitete unter anderem beim Militär, Folderspezialist und kannte sich mit der Ausbildung von Elitesoldaten in Krisengebieten und den dazugehörigen speziellen Techniken aus. Sagte man jedenfalls über ihn. Seine Techniken liefen unter „Nicaragua Managua“. Er gehörte zu den Menschen, von denen ich wusste, sie könnten mich in 5 Minuten vernichten. Er war erfolgreich, aber auch in Elitekreisen berüchtigt. Wenn Sie jetzt meinen, Sie könnten über dieses Gebiet etwas im Internet finden, vergessen Sie es. Dieses Thema wird gehütet, wie ein Staatsgeheimnis. Die Anwender werden es für sich behalten. Als Behandler, wie ich, muss man schon ziemlich dickköpfig sein, 10 Jahre täglich über den selben Satz „Ich bin behandelt“ nachzudenken, um hinter die psychische Barriere zu kommen, die u.a. der Psychiater gesetzt hatte.

Ausbildung nach Maß

Die Ausbildungsstrategie, die bei uns Agenturkindern angewendet wurde, diente dazu, über Jahre hinweg die Gehirnstruktur von Kindern nach festgelegten Vorgaben anzulegen, um sie effektiv einzusetzen. Sie ist meiner Meinung nach nicht zu verwechseln mit der Gehirnwäsche, bei der bereits bestehende Gehirnstrukturen verändert werden. Hier wurden die Strukturen nicht verändert, sondern in der frühkindlichen Entwicklung, also vor der Entstehung, in die gewünschte Bahn gelenkt, sodass eine spätere Gehirnwäsche überflüssig wurde. Nur in Ausnahmefällen, wie bei meiner Lüge gegenüber dem Psychiater, musste Nachsorge getroffen werden, was allerdings stark die Gesundheit aufs Spiel setzte, da solche Gehirne durch die Gewöhnung an Gewalt ein sehr hohes Reizniveau besaßen, um die Gehirnstruktur nachträglich zu verändern. Die Ausbildung begann bei mir während der Geburt, wie es in meinem Fall auf den Filmaufnahmen meiner Geburt zu sehen ist, und zieht sich bis zu meinem 12. Lebensjahr hinein. Die intensivste Behandlungsphase reichte bis zum sechsten Lebensjahr, wo die Basis gelegt wurde, ohne die eine weitere Ausbildung sinnlos gewesen wäre. Mein Kontakt zur Außenwelt fand sehr kontrolliert statt. Deshalb hielt meine Zwillingsschwester Josefine bis zu unserem sechsten Lebensjahr den Platz in der Vertragsfamilie frei.

Zur Basis der Ausbildung gehörte meine Übernahme einer nichtmenschlichen Identität, die Identität des Dämons, u.a. gelernt auf dem ausländischen Friedhof bei XXX und durch die simulierte menschliche Geburt, um meine spätere Zugehörigkeit zur Gesellschaft außerhalb der Agentur von Anfang an auszuschließen. Gerade die Situation, wo ich mich gegen das Kind im Keller durchgesetzt hatte, weil ich wertvoller war, trug zur Elite und damit zur Isolation bei.

Ein wichtiger Aspekt war, das Gehirn auf Nulllinie zu setzen, um von außen Zugriff zu bekommen. Dazu dienten Techniken wie das Eiswasser und die schwarzen Anrufe. Durch meine umfassende Isolierung fand eine dauerhafte Bindung an die Gruppe statt.

Gott wurde als spiritueller potentieller Fluchtweg von vorne herein ausgeschaltet, indem ich lernte, von Gott gejagt zu werden. Das Erleben des Ewigen Alls verhinderten Selbstmord und Verrat.

Foltern musste Freude machen und sollte eigener Antrieb sein. Da ich weder diese Freude noch eigenen Antrieb besaß, galt ich später als genetisch defekt.

Ideologie:

Der Mensch ist wertlos.

Der Mensch ist manipulierbar.

Der Mensch ist Ware.

Der Kunde ist König, solange er gelassen wird.

Der Dämon ist wertvoll.

Die Gruppe ist Elite, alle außerhalb der Gruppe sind wertlos.

Die Gruppe steht über Gott, Satan und den Menschen. So auch ich.

Wir sind Elite. Nach unserem dämonischen Glauben würde möglicher Verrat an die Gruppe erst nach dem Tod bestraft werden. Darüber entschied bei uns das dämonische Gericht.

Wiederlegungen von Dämonismus sind unmöglich, da es sich hier um eine Glaubensbasis handelt.

Ob es sich bei der biologischen Ursprungsidentität eines Kindes, das hier erzogen wird, um einen Jungen oder ein Mädchen handelt, ist hier wohl nicht von großer Bedeutung, da die Identität, jedenfalls bei uns Agenturkindern, später auf beide Geschlechter festgelegt wurde. Liam wurde, wie beschrieben, als männlicher Teil hergestellt, der allerdings seine hier vorgestellten Erfahrungen niemals vergaß und sie mir regelmäßig auf seine Art mitteilen konnte. Genau wie Liam vergaß auch ich, Marie, trotz aufwendiger Erziehungsmaßnahmen, nie meine Erlebnisse. Deswegen konnten Liam und ich etwas tun, was man „ein System unterlaufen“ nennt. Leider würden wir erst sehr spät jemanden finden, mit dem Liam und ich Kontakt aufnehmen konnten. Und es waren nicht die Therapeuten. Auch Katze Vince ist als nützlicher und vor allem als berechtigter Begleiter anzusehen, um in schwierigen Situationen Beistand zu leisten. Katze Vince war von den Tätern wohl eher nicht eingeplant.

Die Ausbilder arbeiteten nach eigenen Beobachtungen nach detaillierten Vorgaben, die für jedes Lebensjahr festgelegt waren. Dafür gab es Dokumente, wie sie auch bei anderen Kindern in der Agentur benutzt wurden.

Zwischenfall

Meine Vertragsmutter war mittlerweile schwer erkrankt. Kein Wunder, ein glückliches Leben konnte man das bei ihr nicht nennen. Schließlich lief sie unter „Ware“, da sie ein

Mensch war. Sie war noch antriebsloser als schon vorher. Ich hatte den Eindruck, als würde sie sich auf ihren Tod freuen. Hätte sie jemanden anderen geheiratet, wäre für sie wohl alles besser gelaufen. Ich hätte es ihr sehr gewünscht. Denn liebevolle Menschen überleben dieses System nicht lange. Für mich allerdings bedeutete ihr möglicher Tod einfach einen Gegner weniger. Allerdings waren auch Schwerkranke, die nichts zu verlieren hatten, nicht zu unterschätzen. Ich lag einigermaßen ruhig im Bett, als ich meine Augen wieder aufschlug. Das Gespräch im Flur ging auch mich etwas an. Meine Vertragsmutter schrie den Vertragsvater an, er solle uns in Ruhe lassen, sonst würde sie sich und mich umbringen. Weshalb jetzt mich, dachte ich. Ich hätte es besser gefunden, wenn sie sich und den Vertragsvater umbringen würde. Der meinte gerade, er hätte ein Recht auf mich, ich sei schließlich seine Tochter, wohingegen die Frau erwiderte, woher er sich so sicher sei, dass er der Vater sei. Mittlerweile stand ich in der Tür und sah meine Vertragsmutter fragend an. Sie ignorierte mich, wie immer und schrie dem Vertragsvater ins Gesicht, das wäre nämlich ein Irrtum, da sein eigener Vater, mein Opa väterlicherseits, mein Erzeuger wäre. Krass, was für eine Schlappe für den sprachlosen Vertragsvater. Witterte man da Betrug? Ich konnte es nicht fassen und grinste tief in mich hinein. Menschliche Probleme waren immer interessant. Respekt, dass hätte ich ihr gar nicht zugetraut. In diesem kurzen Moment war sie so, wie ich mir eine menschliche Mutter vorgestellt hätte. Trotzdem fing ich an zu weinen, was selten vorkam. Doch aus einem Grund, auf den meine Vertragsmutter wohl nichtgekommen wäre. Sollte sie es tatsächlich schaffen, mich umzubringen, würde der Agentur Schaden zugefügt und ich müsste als Strafe den Preis im ewigen All zahlen. Man würde mir meinen menschlichen Tod als Geschäftsschädigung auslegen und mich als Versager ansehen. Ich war doch als Dämon im Menschenkleid geboren worden, um für die Agentur zu arbeiten. Sie erinnern sich, das Kapitel „Der wichtige Tag“. Ich handelte mir durch meine entsetzten Gedanken hindurch mal wieder eine Ohrfeige ein und wurde zurück ins Bett geschickt. Dann war Ruhe, ich hatte lange nachgedacht, die Qual des ewigen Alls vor Augen. Noch zu gut hatte ich meinen Aufenthalt im All in Erinnerung, wo ich auf die Erde hinuntersehen musste, einsam, für immer. Ich schlich mich in die Küche und holte mir ein altes kleines Küchenmesser von Oma mütterlicherseits, was früher zum Kartoffelschälen verwendet worden war. Ich legte es unter mein Kopfkissen. Etwas sicherer schlief ich irgendwann ein. Nach ein paar Tagen ständiger Beobachtung meiner Vertragsmutter steigerte sich der Druck. Ich traute mich nicht mehr, etwas zu essen, drehte ihr nie den Rücken zu und hielt Abstand zu ihr. Behielt ständig die Tür meines kleinen Kinderzimmers im Auge. Ich

wusste nicht, wie sie mich umbringen wollte, ich wusste nur, sie hatte es vor. Und noch viel wichtiger: Ich traute es ihr zu. Da sie todkrank war, hatte sie nichts zu verlieren. Außerdem hatte sie schon immer ein extrem distanziertes Verhältnis zu mir, sprach nie mit mir und hielt mich sowohl körperlich als auch emotional auf Abstand. Wenn man von so einer Person in einer kleinen Wohnung in ernährungsmäßiger Abhängigkeit stand, war es über längere Zeit anstrengend, die Kontrolle zu behalten. Spätestens beim Essen wurde es schwierig. Ich war durch die Agentur nicht befugt, die Wohnung zu verlassen und schon gar nicht, einkaufen zu gehen. Ich wusste noch nicht mal, wie Einkaufen ging. Telefonieren war verboten, Auflagen, an die ich mich durch die Agentur halten musste. Ich hatte sowieso niemanden, den ich anrufen konnte. Nach mehreren Tagen baute sich enormer Druck auf. Irgendwann in der Nacht wachte ich auf. Ein Grund war nicht zu erkennen. Ich sah mir dabei zu, wie ich auf stand, mein Messer unter dem Kopfkissen hervorholte und in das Elternschlafzimmer ging. Das Fenster war offen, der Wind blähte die Gardine. Mondlicht fiel auf das Bett. Meine Vertragsmutter schlief. Der Vertragsvater war nicht da. Hatte wohl Spätschicht. Ich sah, wie das Messer in Richtung Bettdecke ausholte. In dem Moment wachte die Vertragsmutter auf und starrte auf das Messer, das in der Bettdecke steckte. Es war zu kurz gewesen, um sie zu verletzen. Sie sah mich an, als ob sie in diesem Moment eingesehen hätte, besser alleine zu sterben. Unglücklicherweise kam in diesem Moment der Vertragsvater zur Tür hinein, sah die Szene. Als Onkel Henning mich abends nach West-Berlin abholen kam, sah ich den Schrecken in seinem Gesicht, als er mich unter dem Schreibtisch hervorholte. Eigentlich war ich gar nicht transportfähig, doch Onkel Henning war tatsächlich um meine Sicherheit besorgt und nahm mich mit. Mit starken Schmerz- und Beruhigungsmitteln, die er immer bei sich hatte, Vorschrift bei Kinderhändlern und deren Mitarbeitern, schaffte ich es im Dämmerzustand nach West-Berlin, wo ich mehrere Tage ärztlich betreut werden musste. Es war nicht klar, ob ich zu den Vertragseletern zurückkehren konnte oder nicht. Gezielte Verletzungen in der Agentur waren anders zu sehen als unkontrolliert zugefügte. Eine Gehirnblutung und Wirbelanbruch konnte ausgeschlossen werden, dafür wurde mal wieder eine Rippenfraktur diagnostiziert, meine Hand eingelenkt, mein Kehlkopf und Kiefergelenk waren geschwollen, sodass ich wegen der Atemnot mit Sauerstoff behandelt werden musste. Der Sachverhalt wurde in der Rechtsabteilung der Agentur überprüft. Die Vertragseletern kamen vor das Agenturgericht, wo entschieden wurde, ob ich zu ihnen zurück kam oder nicht. Meine Aussage wurde genauso gehört wie die der gegnerischen Partei. Der Vorwurf, ich hätte hinterhältig versucht, meine Vertragsmutter zu erstechen, wurde lächelnd

weggewischt. Eine Bezugsperson, die gegenüber dem Kind im Streitgespräch Tötungsabsichten äußert und sie nicht zurücknimmt, muss mit dramatischen Reaktionen des Kindes rechnen. Es kann nicht sein, dass unprofessionelles Verhalten ein Kind der Agentur zu derart drastischen Reaktionen verleitet und schon gar nicht durch Unbefugte... oder so ähnlich. Ich bekam Recht, wurde von der Schuld freigesprochen, die Vertragseltern bestraft. Welche Strafe das genau war, weiß ich nicht. Aber danach kam es zu keinem Zwischenfall mehr dieser Art. Meine Vertragsmutter beschäftigte sich mit dem herannahenden Tod und ihrer Hoffnungslosigkeit, mein Vertragsvater spielte weiterhin seine geliebten Spiele.

Gruppe "Nicaragua"

Nach anstrengender Grundschulphase bei den Vertragseltern endlich wieder zurück in West-Berlin, vergaß ich, dass ich ein Mädchen war. Ich vergaß meine Vertragseltern, Tante Flora und den Kakao. Ich war Liam, männlich 10 Jahre alt, Kindersoldat in Nicaragua. Do it.

Wir befanden uns im Wald. Militärische Sonderübungen im Außengelände fanden oft im Wald statt, wo der allgemeine Nachbar im Einfamilienhaus nicht von Schreien und anderen gruseligen Geräuschen belästigt wurde und womöglich den Bürgermeister der Stadt anrief. Vor uns stand gerade „The General“ und schrie Befehle, die keiner verstehen konnte. Nicht, weil er undeutlich sprach, sondern weil es keinen Sinn gab. Wie sollte man solche Befehle wie: „Leeres Wasser, do it!“ ausführen? Wenn Sie glauben, es hätte einer gelacht, dann irren Sie sich. Hier gab es nichts zu lachen. „Leeres Wasser, do it!“ musste ausgeführt werden, egal wie. Sparky warf sich auf den Boden, wir taten es ihm reflexartig nach. Bei unsinnigen Befehlen hatte die Gruppe sich angewöhnt, alle dasselbe zu tun, um dem Ausbilder möglichst wenig Angriffsfläche zu bieten. Sie kennen die Gruppe. Es waren Sparky, Tyler, Noname und ich. Charlotte war nicht dabei. Vermutlich musste sie bei Tante Flora in der Bar arbeiten. Wir lagen in Uniform ohne Muster mit dem Gesicht nach unten auf dem Boden.

Der Ausbilder selbst war allerdings auch äußerst flexibel, ließ sich nicht von vier Untergebenen durcheinander bringen, ging in voller Kampfmontur mit einem albernen Abzählreim von einem zum anderen und hielt seine geliebtes Sturmgewehr der Reihe nach an unser Genick, kam neben mir bei Sparky aus und drückte ab. Scheinhinrichtung. Glück

gehabt. Als wir anschließend zum Kochdienst gingen, konnte ich in Sparkys Augen den Hass sehen. Immerhin war er vorhin davon ausgegangen, erschossen zu werden. Ich übrigens auch. Wir sprachen nicht drüber, aber ich war froh, dass der Hass nicht mir galt. Ich wusste, würde sich je eine Gelegenheit finden, Sparky würde sich rächen. Würde Sparky jemals die Agentur verlassen und beim Stadtbummel von Jugendlichen sinnlos angepöbelt, er würde gnadenlos zuschlagen, Ende offen. In Sparky brodelte es, er war eine Zeitbombe. Ich hoffte nur, er würde sich schnell wieder fangen, bevor unser Ausbilder zur Kontrolle vorbeischaute. Wobei ich hoffte, er würde seinen albernen Abzählreim mal stecken lassen. Sparky war ausgebildet genug, seinen Hass in Griff zu bekommen, sodass wir eine passable Suppe hinbekamen. Unser Camp bestand aus mehreren Zelten, Holzbänken zum Sitzen, einer kleinen Holzhütte und einem Lazarettzelt. Um uns herum standen Bäume, sodass wir von oben nicht gesichtet werden konnten. Nachts schliefen Sparky, Tyler, Noname und ich auf Feldbetten im Zelt, bewacht von einem Soldaten mit Ausbilderstatus. Tagsüber kamen weitere Soldaten hinzu. Ich hatte den Eindruck, dass diese Soldaten nichts mit der Agentur zu tun hatten, da uns in deren Beisein nichts passierte. Sie waren nett, unterhielten sich mit uns, was allerdings schnell beim Versuch blieb, da sie oft nur englisch bzw. amerikanisch sprachen. So beschränkten sie sich mit Hilfe der Gestik und Mimik auf kleine Scherze. Offiziell waren wir Kinder von hochgestellten Militärangehörigen. Charlottes Vater arbeitete in der Führungsposition des Militärs und hatte guten Kontakt zur Agentur. Deshalb wurde Charlotte, genau wie ich, sowohl in der Agenturaußenstelle in Amsterdam als auch in Tante Floras Kneipe eingesetzt. Unser Kontaktmann in West-Berlin hieß Ben. „Ben from Germany“ und arbeitete als ranghohes Mitglied beim Militär in einer Kaserne, die hier wie immer unter Datenschutz fällt. Ben war der Verbindungsmann zwischen dem Militär und der Agentur. Er besaß Kontakte zu gewissen Ämtern, die hier aus Datenschutzgründen auch mal wieder nicht genannt werden. Ben dokumentierte inoffizielle militärische Einsätze und zeigte die Fotos in der Agentur. Das heißt, er fotografierte Gewaltszenen und Folter, die hier in illegal organisierten Camps zur Anwendung kamen. Da es sich um echte Gewalt handelte, erzielten diese Fotos in der Abteilung „AI“ der Agentur wie gesagt eine hohe Nachfrage.

Gekochte Süppchen

Zurück zu Sparky und dem gekochten Süsschen. Gegessen wurde ordentlich an den langen Holztischen. Wir gewöhnten uns an, einfach alles zu essen, was man kriegen konnte. Wer schlapp machte, geriet schnell aus dem Rennen. Wir benötigten viel Energie und eine gute Konstitution, um die Gewalt auf Dauer über viele Jahre zu ertragen und trotzdem immer wieder ansprechbar zu sein. So schafften Sparky, Tyler, Noname und ich es, nun mit dem Mann an einem Tisch zu sitzen, Suppe schlürfend, der vorhin uns die Waffe ans Genick hielt und unser Leben in der Hand hatte. Man könnte jetzt sagen, einer unserer auffälligsten Charakterzüge war, nicht nachtragend zu sein. Das allerdings nur auf den ersten Blick. Wir Kinder führten im Geiste genau Buch über das, was wir erlebten. Das merkte man allerdings nur an unseren Seitenblicken und Mimik. Bei der kleinsten Lücke im System würde ein Ausbilder mit Gegenwehr zu rechnen haben. Unsere Ausbilder waren klug genug, diese Lücken durch ständige Bewachung zu vermeiden. Da alle Anwesenden sich dieser Situation bewusst waren, hatte jeder von uns seinen persönlichen Aufpasser. Mein hauptsächlicher Aufpasser war wie gesagt Ben from Germany. Er lief mir bei sogenannten Einsätzen hinterher wie ein Hündchen, hier ein Foto, da ein Foto. Er galt als anspruchsvoll. Er konnte 300 Fotos schießen, bis eins davon seinen Vorstellungen entsprach. Das Thema Folter macht bestimmt vielen Menschen Angst. Aber wenn man sich länger damit auseinandersetzt, tritt auch hier der Gewöhnungseffekt ein.

Jetzt fragen Sie sich vielleicht, wie sich Folter beim Opfer anfühlt. Vermutlich anders, als Sie erwarten.

Wenn wir vor dem Ausbilder in unserer Militärkleidung knieten und einer von uns ausgesucht wurde, dachte ich gar nichts dabei. Ich dachte nicht, hoffentlich trifft es Sparky oder Tyler. In solchen Extremsituationen war das Gehirn leer. Wenn es hoch kam, registrierte man den sandigen Boden, auf den man kniete, den Wind, der die Blätter rascheln ließ, die eigene Haltung, die langsam schmerzhaft wurde, weil sie unbequem war, der eigene Atemrhythmus, der immer anstrengender wurde. Man hörte die Stimme des Ausbilders, aber so weit weg, dass Wörter nicht zu verstehen waren. Allerdings alles ohne Emotionen. Man bekam Abstand zu sich selbst. Es gab keinen Gedanken daran, was jetzt geschehen würde, es gab nur die Gegenwart. Es gab keine bewusste Kontrolle mehr über den Körper, er lief automatisiert.

Ich konnte Kälte registrieren, aber nur als bekannte Größe, nicht als Gefühl. Das heißt, ich fühlte zwar die Kälte, konnte aber nicht zuordnen, ob es angenehm oder unangenehm war. Im Moment einer Extremsituation fühlte es sich an, als ob der Körper in die Tiefe fiel. Der Kreislauf ging runter, obwohl der Herzschlag gefährlich erhöht war. Man be-

schäftigte sich nicht so sehr mit dem Mann, der vor einem stand, auch nicht mit dem Fotografen, der Fotos machte, nicht mit der laufenden Filmkamera, auch nicht mit den umstehenden Zuschauern, sondern machte sich eher Sorgen, wie lange man noch die Position der Arme aushalten würde. Wenn die Beine nicht mehr trugen, fing es an lebensgefährlich zu werden, da dann Luftnot einsetzte. Deswegen musste der geschulte Folterer genau wissen, wie weit er wann gehen durfte. Wenn man dann im Krankenzelt langsam wieder zu sich kam und der Fotograf zufrieden erzählte, er hätte hervorragende Fotos gemacht, wurde einem schmerzlich bewusst, mit wem man es hier zu tun hatte. Aber jetzt kämpften Sparky, Tyler, Noname und ich um unser Überleben in einer Welt, in der mit Folter Profit erzielt wurde. Sparky kam an mein Krankenbett, um meine Wunden zu versorgen. Jeder von uns musste so etwas tun. Ich fragte ihn ein einziges Mal, ob ich gut war, er nickte. Wenn man bei der Folter fotografiert oder gefilmt wird, besteht nachher die größte Sorge, dass man uncool aussah. Das sind halt Sorgen, die dauerhafte Folteropfer haben. Rambo hätte sich auch nicht gern auf dem Lokus filmen lassen. Leider findet die reale Folter ausschließlich auf dem Klo statt. Die Tatsache, dass andere die Filme und Fotos betrachteten, verursachte ernsthafte Verdauungsprobleme. Sparky, Tyler, Noname und ich gelangten also zur zweifelhaften Berühmtheit. Wir können davon ausgehen, dass es die Fotos und Filme heute noch gibt. Sie werden erfahrungsgemäß von den Besitzern gehütet und gehätschelt. Jedes Foto, jeder Film ist ein Lebenstraum seines Besitzers. Es gibt zwar keinen Oskar oder roten Teppich, dafür unser Leben.

Gymnasium

Mittlerweile fing wieder die Schule an. Ich musste zurück zu den Vertragseltern. Ich vergaß, dass ich Elitesoldat war, vergaß, dass ich Liam hieß. Ich war Marie, 10 Jahre alt. Onkel Henning nahm mich mit und lieferte mich pünktlich zuhause bei den Vertragseltern ab. Mittlerweile besuchte ich ein Gymnasium für Mädchen. Die Schulzeit konnte ich immer noch nicht erfassen, verstand die Lehrer nicht, selbständiges Lernen fiel mir extrem schwer. Hatte ich Unterlagen von einer Mitschülerin, konnte ich den Stoff vor Klassenarbeiten einfach auswendig lernen, aber über den Lehrer im direkten Kontakt war Lernen nicht möglich. Ich schlug mich durch und versuchte, nicht aufzufallen.

Bei Oma genoss ich die Ruhe und aß Erdbeeren. Sonntags gab es wie immer Kuchen bei Oma, oder roten Tee, den Hagebuttentee. Die Krönung war eine Scheibe Salami mit gro-

ßen Fettstückchen. Eine ahnungslose Tante meinte sehr viele Jahre später einmal, sie hätte sich gewundert, dass ich nie selber an den Kühlschrank der Oma gegangen wäre. Wie gesagt, ich wäre verhungert, wenn mir keiner etwas zu essen gegeben hätte, auch vor gefülltem Kühlschrank mit Salami.

Leider gingen auch solche ruhigen Tage schneller vorbei, als mir lieb war. Heute Abend sollte ich zurück nach West-Berlin. Meine Erinnerung an Soldaten und Wald begannen sich immer mehr in den Alltag außerhalb der Agentur einzuschleichen. Kein gutes Zeichen für die Agentur. Abends, wenn alles ruhig war, sah ich mich mit Erinnerungen konfrontiert, auf die ich mich nicht besonders freute. Ich fing an, meine Existenz zu hinterfragen, hatte Angst, aus Versehen jemanden umzubringen, hielt die Vertragsmutter immer noch im Auge, die allerdings Zusehens abbaute. In der Vertragsfamilie war sonst alles wie immer, allerdings mit dem Unterschied, dass ich nicht nur beobachtete, sondern auch anfing, zu hinterfragen, was sich da vor meinen Augen abspielte. Welche Rolle spielte der Vertragsvater innerhalb der Agentur? Würden sie ihn eliminieren, wenn er wertlos würde? Würden sie eines Tages kommen und ihn einfach holen? Wäre ich dann schuld? Müsste ich ihn dann beschützen, weil er so unfähig war? Oder die Vertragsmutter, die an einen Kunden verkauft werden könnte, der Tumorsex mochte? Hätte ich Verantwortung? Würde ich eines Tages morgens aufwachen und feststellen, dass keiner der beiden mehr da war? Wer würde mir zu essen geben? Wie lange würde es dauern, bis ich verhungert wäre? Würde Onkel Henning oder Onkel Willem mich retten? Sehr viele „Würdest“.

Zwischen diesen „Würde“- Gedanken musste ich heute im Schulunterricht mit meiner Klasse in Englisch ins Sprachlabor. Ich war froh, überhaupt eine Taste zu treffen, nusichelte irgendetwas ins Mikrofon und hoffte, dass die Lehrerin nicht bei mir hineinhörte. Ich war nicht mehr fähig, Leistung zu bringen und rutschte so tief ab, dass meine Klassenlehrerin den Vertragsvater zum Gespräch bat, um ihm mitzuteilen, dass es besser wäre, mich von der Schule zu nehmen. Dieser extrem miese Vorschlag brachte mir sehr viel Stress ein. Fortan musste ich mit einem Sadisten üben, Hausaufgaben zeigen und dabei am Leben bleiben. Da mir nichts anderes übrig blieb, wurde ich besser und blieb. Es war anstrengend, keine Rückzugsmöglichkeit zu haben, in der Wohnung war ich einem Psychopathen ausgeliefert, der jederzeit die Kontrolle verlieren konnte, latent immer noch bedroht durch eine sterbende Frau mit mutmaßlichen Mordabsichten. Außerhalb gab es niemanden, mit dem ich in Kontakt treten konnte. Ich war auf die Anrufe seitens Berlins angewiesen, ich selber hatte von dort keine Telefonnummer. Tante Flora oder

Onkel Willem anzurufen, war nicht möglich, somit gab es auch keine tröstenden Worte von Kinderhändlern, die ich so sehr brauchte. Die Welt war ohne Tante Flora und Onkel Willem kalt, gefährlich einsam. Sogar einen Besuch mit Dean auf dem Friedhof wäre mir jetzt recht gewesen, und das will was heißen. Ich fing an, direkt nach dem Aufwachen oder Einschlafen zu halluzinieren. Soldaten standen in meinem Zimmer. Ich hatte Angst, mich in einen Jungen zu verwandeln, eine Situation, die mich noch mehr beunruhigte. Ich war doch ganz klar ein Mädchen, oder nicht? Es gab jemanden, der mir in meinem Kopf Bilder zeigte, der ein Junge war und Liam hieß. Er behauptete, er wäre Kindersoldat und Widerstandskämpfer. Es gab ihn, solange ich denken konnte. Ich hatte den Verdacht, dass ich in Wahrheit er wäre oder zu ihm mutieren würde. Tagsüber fehlten mir kurze Phasen im Alltag, nicht lange, aber ausreichend, um mir Angst zu machen. Beim Spielen mit den Kindern aus unserem Hochhaus wurde ich aggressiv, warf mit großen Steinen nach ihnen, schloss gezielt einen von ihnen aus, quälte meinen Stoffaffen weiterhin und lief vor mir selber weg. Aber vor Liam konnte ich mich nicht verstecken, er fand mich, jeden Abend und zeigte mir immer wieder dieselben wiederkehrenden Bilder von Krieg und Gewalt. Wenn ich „dieselben“ sage, meine ich auch „dieselben“. Abends klingelte das Telefon, endlich, West-Berlin brauchte mich.

Meine Leute

Ich vergaß, dass ich ein Mädchen war. Ich vergaß meine Vertragseltern und Schulalltag. Ich war Liam, 12 Jahre alt, Kindersoldat, Widerstandskämpfer in Nicaragua Managua. Do it.

Es war frühmorgens. Ich lag im Zelt auf meinem Feldbett. Die letzten Tage waren anstrengend. Von jetzt auf gleich kam Ben in mein Zelt und holte mich heraus. Ich weiß noch, dass es sehr früh war, der Nebel lag über den Boden, es war kalt. Ich schlief, wie wir alle, immer in voller Montur, Vorschrift, um bei plötzlichem Aufbruch flexibel zu sein. Ben redete kein Wort mit mir. Er warf mich in ein Erdloch und schloss den Betondeckel über mir. Er schob ihn über den Boden, weshalb es ein Geräusch machte, dass ich nie vergessen würde. Ich hatte keine Zeit gehabt, mir das Loch vorher anzusehen. Da es mittlerweile regnete, floss das Wasser durch die Ritzen des Betondeckels und sammelte sich in der Mitte des Bodens. So war ich gezwungen, mich an den Rand zu quetschen, um nicht komplett im Wasser zu hocken. In den kurzen Momenten, wo von oben Licht einfiel, erkannte ich, dass ich in einer Art Schacht saß, die Wände waren rund, mit dicken

Natursteinen gebaut. Er war gerade so tief, dass ich darin stehen konnte, ohne mit dem Kopf an den Deckel zu stoßen. Den Deckel konnte ich allerdings nicht selber bewegen, dafür war er für mich zu schwer. Tagsüber wurden die seitlichen Ritzen des Deckels verdeckt, sodass ich in völliger Dunkelheit saß. Nachts warf mir jemand etwas wortlos herunter. Ich hatte Angst, im Dunkeln danach zu tasten, da ich das Gefühl hatte, nicht alleine zu sein. Ich dachte mal wieder an Mäuse und ägyptische Gesichter, die mir Essen brachten. Im Stockdusteren verlor ich jegliche Form von Gefühl. Ich wusste nicht mehr, wo oben und unten war. Panik kroch Stunde für Stunde in die hintersten Gehirnwindungen. Ich bekam keine Luft mehr, vielleicht, weil der Deckel zu sehr abdichtete. Ich hatte das Gefühl, lebendig begraben zu sein. Die Kälte und Feuchtigkeit steckte so tief in meinen Knochen, dass sie schon beim Atmen wehtaten. Mein Verstand setzte aus. Ich wusste nicht mehr, ob ich noch lebte oder schon tot war. In meine trüben Gedanken hinein wurde unvermittelt der Deckel beiseite geschoben, starke Männerarme packten mich. Zwei kalte Augen fixierten mich und ein riesiger Mund schrie mich an. Es war eine verkehrte Frage. Sie lautete: „Wir sind deine Freunde?“ Auf diese verkehrte Frage hatte ich keine spontane Antwort. Es wurde wohl auch keine erwartet, er ließ mich zurück in das Loch fallen und schloss den Deckel wieder. Irgendwie erinnerte mich das an Telefonanrufe. Ich hätte viel darum gegeben, ein Klingeln zu hören, aber da war nichts außer meinem Herzschlag, der wie immer alles übertönte. Auch das, was nicht da war. Ich war müde und gleichzeitig wach. Ich lebte und war gleichzeitig tot. Es gab kein Entkommen, es gab keine kratzige Wolldecke und kein Fenster mit Gitter. Ich war im Nichts gefangen, vielleicht für immer. Nachdem mein Körper alle Register der Panik gezogen hatte, verfiel ich in Starre, das Bewusstsein lag in Schlagseite. Ich bekam Halluzinationen, meinte, den Wind zu fühlen. Plötzlich sah ich einen langen dunklen Gang, in dem Ratten hin und her rannten, nur dass er nicht da war. Die Vorstellung quälte mich, es würde etwas aus der Dunkelheit kommen und mich wegzerren, noch tiefer in den Abgrund hinein. Weg von den Folterern, die oben auf mich warteten und mir hin und wieder verkehrte Fragen stellten, auf die ich immer noch keine Antwort hatte. Ich brauchte die Folterer, um zu überleben. Sie waren wichtig für mich, auch emotional. Es waren doch meine Freunde. Wieder wurde mir nachts etwas hineingeworfen. Mittlerweile fand ich den Mut, danach zu tasten und es zu essen. Es war wohl essbar, auch wenn ich nicht wusste, was es war. Es fühlte sich weich an, mit der Vorstellung von braun. Es handelte sich um kleine Stücke. Geschmacklos, ohne Gewürz. Als sie mich irgendwann wieder herausholten, hatte ich gelernt, dass es meine Freunde waren, meine Leute, die ich nicht verraten würde. Leider kam ich psychisch nie wieder

aus diesem Loch heraus. Noch heute rechne ich damit, eines Tages aufzuwachen und noch immer in diesem Loch zu sitzen, während ich mein Leben nur träume. Auch jahrelange Therapie kann diese Folgen nicht mehr ändern. Diese Leute werden immer meine Freunde bleiben, auch wenn ich weiß, dass es Folterer sind. Deswegen wird es später auch lange nicht möglich sein, etwas zu verraten, nachdem ich abgegeben werde.

Dreisatz und Prozentrechnung

Wieder zurück in der Außenwelt, schrieb ich, Marie, eine Mathematik Klausur. Dreisatz und Prozentrechnung. Ich wusste, dass ich das Thema nicht beherrschte. Die Sechs baute mich nicht auf, ich geriet immer mehr unter Druck, was tatsächlich noch möglich war. Denn auffallen war das letzte, was ich jetzt gebrauchen konnte. Abends schlich sich Liam wieder in meine Gedanken. Er hätte die Arbeit garantiert auch verhauen.

Ich konnte mit Liam kein Gespräch führen. „Ich bin behandelt“ war der einzige sinnvolle Satz, den er mir selbständig denkend vermitteln konnte. Ich wusste das, meine Ausbilder auch. Darauf konnten sie stolz sein. Auch Folterer wollten gelobt werden. Was wirklich hinter den Wörtern „Nicaragua Managua“ stand, stellte sich für mich erst viel später heraus. Liam konnte mir nur seine Bildbände zeigen, die er im Laufe der Zeit unermüdlich und detailliert gesammelt hatte.

Damit blieben die falschen Ortsangaben mit den korrekten Bildern. Denn die korrekten Bilder gehörten nicht nach Nicaragua, Managua, sondern, wie Sie schon wissen, zu West-Berlin.

Da Sie nicht nur mutig sondern auch klug sind, wissen Sie auch schon, weshalb die Agentur die falschen Ortsangaben so wichtig fand. Richtig. Hätte die Polizeiwache samt Hunde mal wieder einen Betriebsausflug gemacht und ihnen wäre mal wieder der beste Spürhund abhanden gekommen, hätten sie beim Suchen ein Kind von 12 Jahren im Wald gefunden, alleine am Baum gefesselt. Hätte das Kind dann bei einem warmen Kakao, auf den es bestanden hätte, von Freunden in Nicaragua Managua berichtet, wären die Ermittlungen nicht über den Kakao hinaus gekommen. Schon gar nicht, wenn das Kind beim zweiten Kakao den Satz: „Ich bin behandelt“ nachgeschoben hätte. Welcher Polizist hätte schon 10 Jahre Zeit, um sich mit einem völlig unsinnigen Nicaragua samt seinen Freunden zu beschäftigen. Meine Leute wussten das. Sie konnten sehr genau die Reaktionen von Polizisten einschätzen. Allerdings hätte ich auf der Polizeiwache eh kein Wort ge-

sagt. Richtiger Umgang mit der Polizei wurde mit uns Kindern der Agentur ordentlich geübt.

Polizeieinsatz

Die Übung fing in der Stadt an. Wir, Sparky, Charlotte, Tyler, Noname und ich befanden uns in der Stadt und sollten im Kaufhaus Sachen stehlen. Ich erkannte darin keinen Sinn, auch nicht, als ich später vor einem Schreibtisch im Büro der Polizei saß, dahinter ein Beamter in Zivil. Er schrie mich an, ich sollte ihm endlich sagen, wie ich heiße. Er schlug mir fest ins Gesicht. Zwischendurch kam eine nette Polizistin und stellte mir ein Glas Cola hin. Meine Hände wurden von den Handschellen befreit. Der Mann schrie weiter, wer meine Leute seien. Ich weiß noch, dass es ein Fenster gab mit Blick in einen Hof, mit Gittern. Als eine weitere Person, ein Mann in den Raum kam, kroch in rückwärts unter das Waschbecken und versuchte mich, darunter zu verstecken. Beharrlich schwieg ich weiter, nicht, weil ich so tapfer war, sondern weil ich die Antworten nicht wusste. Sie brachten mich zur Untersuchung in den Keller. Ich musste mich auf eine Liege setzen, ein Arzt und eine Krankenschwester untersuchten mich, sie waren erschrocken über meine Verletzungen am Rücken. Sie schienen ehrlich besorgt, doch ich schwieg. Wieder zurück im Büro saß ich weiter schweigsam vor mich hin. Der Beamte in Zivil legte mir eine Art Fotoalbum vor. Darauf waren Fotos von Ben, Papa und den anderen. Ich sollte sagen, ob ich einen davon kannte, aber ich schwieg. Merkwürdigerweise rief jemand irgendwann Ben an, um mich abzuholen. Dieses Detail hinterfragte ich aber erst Jahrzehnte später. Woher kannte dieser Beamte die Telefonnummer von Ben, meinem Kontaktmann und Fotografen der Agentur, wenn ich weder meine noch seine Identität preisgegeben hatte? Als Ben mich abholte, schienen sie sehr vertraut zu sein. Ben nahm mich ohne ein weiteres Wort mit zur Agentur. Heute weiß ich, dass sie sich natürlich kannten und testen wollten, wie fest meine Erziehung der Verschwiegenheit und Loyalität verankert war. Ich hatte bestanden. Im Nachhinein zum Glück, hätte ich dem Beamten oder dem netten Arzt vertraut, hätten mich viele unerfreuliche Stunden der Ausbildung erwartet. Dafür vertraue ich auch heute niemandem. Gelernt ist gelernt. Ob es wirklich ein Polizist war, kann ich Ihnen leider nicht sagen. Hoffen wir mal nicht.

Böse oder doch nicht?

Mittlerweile kam ich immer mehr zu der Überzeugung, dass ich das Böse in mir nie loswerden würde.

Dieses Gefühl fing ernsthaft an, mich zu quälen. Trotzdem ging der Alltag weiter.

Heute musste ich mit Dean mal wieder auf den Friedhof, wo mein mütterlicher Steinengel mich lächelnd empfing. Da Dean mit mir nur noch geschäftlich unterwegs sein durfte, handelte es sich hier mal wieder um einen Kundenauftrag. Leider fiel mein Personenschutz aus unbekanntem Grund heute aus. Vielleicht hoffte man auch, Dean hätte sich von seinem Schock erholt. Wir würden sehen.

Der Kundentreffpunkt befand sich an einer bestimmten Stelle des Friedhofes, die intern der „Märchentreff“ genannt wurde. So wussten alle Insider, dass sie zu den Gräbern gehen mussten, wo zwei Herren beerdigt lagen, die vor langer Zeit Märchen geschrieben hatten. Dean malte aus alter Gewohnheit einen runden Kreis in den sandigen Boden, wo ich mich reinsetzte, um zu warten. Dean erschien bei solchen Treffen grundsätzlich bewaffnet. Als ich den Kreis zum x-ten Mal mit dem Finger nachgezogen hatte, kam endlich ein Mann im Priestergewand und langer Knopfleiste auf uns zu. Da er lächelte und Dean zunickte, wusste ich, dass es sich um unseren Kunden handelte. Sie begrüßten sich herzlich. Der Mann im Priestergewand und langer Knopfreihe beugte sich zu mir runter und streichelte mir über den Kopf. Er meinte, er fände mich süß. Er würde mir den Dämon schon austreiben. Abends hatte ich dann das Vergnügen, diesem Mann näher kennen zu lernen. Ich zog unter den wachsamen Augen von Regine ein weißes Kleid an. Eine Art Büssergewand. An Regines Gesichtsausdruck meinte ich zu erkennen, dass sie es gerechtfertigt fand, mir meine schlechten Manieren auszutreiben. Sie konnte mich einfach nicht leiden. Ludvig hantierte wie immer mit den Kabeln, Onkel Willem hielt ein wachsames Auge auf mich. Ein paar Leute kamen in schwarzer Kutte hinzu, der Priester mit seinem Gewand und langer Knopfreihe stand bereit, mit Bibel und Kreuz. Was mir nicht gefiel, war die große Regentonne, gefüllt mit Wasser, die unter einem Querbalken stand. Was mir noch weniger gefiel, waren meine auf dem Rücken gebundenen Hände und das Seil an meinen Füßen. Ich hing an den Füßen über der Regentonne, sodass ich nur Luft bekam, wenn ich den Kopf über Wasser hielt, indem ich ihn weit nach vorne oder nach hinten bog. Der Priester betete vermutlich auf Latein, was ich aber nicht beschwören konnte. Jedenfalls handelte es sich um keine Sprache, die ich kannte. Hoffentlich kam nicht das Wort „muerte“, vor. Er gab sich Mühe, mir den Dämon auszutreiben. Das

musste man ihm zugestehen. Während er sich ins Zeug legte, versuchte ich, nicht zu ertrinken. Durch das Hin und Herschaukeln entstand ein Gefühl des Schwebens. Durch die enorme körperliche Belastung vergaß ich, dass ich 12 Jahre alt war. Ich vergaß Onkel Willem, der irgendwo herumstand, ich vergaß die blöd grinsende Regine. Ich vergaß mich selbst. Ich war Willow, 12 Jahre alt, ein Dämonenkind, stur, sich aus diesem Körper nicht verscheuchen lassend. Auch der Priester mit der langen Knopfreihe würde daran nichts ändern. So kam es, dass ich in diesem Körper blieb und später behaupten konnte, in der Lage zu sein, über Wasser zu schweben. Ein Eindruck, der durch den Schaukelzustand vorhin über der Wasseroberfläche der Regentonne entstanden war. Ergebnis: Der Exorzist versagte, jedenfalls meiner Meinung nach. Ich blieb im Körper, alles beim Alten. Dämonenkinder ließen sich nicht austreiben. Ob der Priester enttäuscht war? Ich hätte es ihm gewünscht. Was hatte er auch erwartet? Schwarzer Rauch aus meinem Mund? Aber wahrscheinlich hatte er nur an sich gedacht, vergessen wir nicht, es handelte sich hier um einen Kundenauftrag. Deswegen blickte er auch hinterher zufrieden drein und schüttelte Regine die Hand, obwohl in mir nach wie vor Dämonisches lauerte.

Kasernenalltag

Mein Kontaktmann Ben aus Germany nahm mich hin und wieder mit in die Kaserne. Ich verteilte in einem Raum Militärkleidung. Während der Reihe nach junge Soldaten vor der Ausgabe warteten, nahm ich Helm und Kleidung aus einem Regalfach und strich Daten in einer Liste aus. Hinter mir stand ein Telefon, über das intern in der Kaserne telefoniert werden konnte. Die Soldaten konnten sich in einem separaten Raum umziehen. Gegessen wurde in der Kantine. Sie war mit Holz ausgekleidet, ich erinnere mich noch gut an die Holzdecke. Die ranghöheren Angehörigen der Kaserne saßen an einem eigenen Tisch. Ich erinnere mich an Hühnchenschenkel. Das Essen wurde an einer Essensausgabe verteilt, wo jeder sich sein Essen abholen konnte. Manchmal wurde uns das Essen auch an den Tisch gebracht. Bevorzugter Service. Ich saß bei Ben am Tisch der Ranghöheren. Im Eingangsbereich eines anderen Gebäudes stand ein Colaautomat, eine Sitzgruppe und ein Telefon, von wo man auch nach draußen telefonieren konnte. In der Nähe des Eingangsbereiches gab es Duschen mit Spinden und Schlafräume für 4 Personen. Zwei Etagenbetten aus Stahl, ein Waschbecken mit Spiegel und 4 Spinde und Fenster zum Hof hinaus.

Auf dem Kasernengelände befand sich das Waffenlager, wo man seine Waffe auf einen Holztresen legte und jemand dahinter es wegräumte. An einer bestimmten Stelle in der Nähe konnten Hubschrauber und kleine weiße Flugzeuge landen. Es gab im Eingang bewaffnete Wachen, ein Wachhäuschen, wo Ben routinemäßig unsere Ausweise aus dem heruntergekurbelten Autofenster vorzeigte. Es gab Schlagbäume. Hohe Gitterzäune mit Stacheldraht hielten Unbefugte ab. Es gab eine Krankenstation, eine Arrestzelle, ein Arztzimmer und ein Büro in der oberen Etage des Gebäudes, wo Ben mit einem Kollegen arbeitete. Sie saßen jeder an einem Schreibtisch mit Telefon. Natürlich durfte der Bunker nicht fehlen, in denen wir öfter Übungen abhielten. Ich erinnere mich an rote und grüne leuchtende Knöpfe, weiß aber bis heute nicht, was das war. Der Mann, der an dem Schaltpult saß, konnte mit Draußen Funkkontakt aufnehmen. Im Außengelände gab es einen Waffenübungsplatz. Wir lernten dort, mit Handgranaten umzugehen und im Laufen mit einem Sturmgewehr zu schießen. In Hubschraubern flogen wir dicht über das Gelände. Manchmal hätte ich die Baumwipfel anfassen können. Die Piloten konnten ausgezeichnet fliegen.

Es gab auch Übungsgelände des Militärs, zu dem wir durch Ben Zugang hatten. In der Kaserne wohnten auch Familienangehörige, es gab eine Schule, in der auch ich teilweise ging, wenn bei den Vertragseltern Ferien waren. Da ich offiziell die Tochter eines Militärangehörigen war, fiel ich als Kind im Alltag der Kaserne nicht auf. Ich besaß meinen eigenen Ausweis, ohne den man nicht auf das Gelände kam. Die Einsätze wurden durch spezielle Kontakte getarnt. Wer sich nicht erwischen lässt, darf viel. Wer Macht hat, darf mehr. Wer Macht und ein gutes Netzwerk besitzt, darf alles.

Geschenke

Heute brachte Papa mir ein Geschenk mit. Der Käfig stand bereit, Wasser und Futternapf waren sauber. Trotzdem freute ich mich nicht. Der Junge, der nun im Käfig saß, war etwas älter als ich und hieß Raphael. Ich durfte ihn jeden Tag Futter geben. Papa sagte, im Gegensatz zu mir, wäre er nur ein Mensch. Er hatte ihn aus dem Ausland mitgebracht. Bis er ihn brauchte, könnte ich ruhig mit ihm spielen und ihn versorgen. Raphael war das, was für normale Kinder ein Hamster war. Mein Hamster hatte leider ständig Angst, ich übrigens auch, im Speziellen vor mir selber, da ich ihn insgeheim sehr nett fand. Ich hätte ihm so gerne geholfen. Hätte ich ihn herausgelassen, wäre er nicht weit gekommen.

Der Hundezwinger, in dem er gefangen gehalten wurde, stand mitten auf dem bewachten Außengelände der Agentur. Nach ein paar Tagen durfte er hin und wieder raus. Dann spielte er mit einem roten Ball. Er blieb sehr für sich, was ich ihm nicht verübeln konnte. Vermutlich traute er mir nicht. Hätte ich an seiner Stelle auch nicht getan. Ich mochte ihn trotzdem. Vielleicht hatte ich mich in mein Haustier verliebt. Ich fing an, Papa ehrlich zu hassen. Denn seit heute Morgen wusste ich, dass ich Raphael nicht mehr lange behalten würde. Ich fand die Welt ungerecht. Ich hätte ihn so gern behalten, vielleicht irgendwann aus dem Käfig gelassen. Wäre vielleicht sogar mit ihm durchgebrannt? Dieser Gedanken allein hätte nicht nur die Büsche von West-Berlin sondern das gesamte All zum Blitzen bringen können. Ich war selber erschrocken. So musste ich mich dem Willen der Erwachsenen um mich herum beugen, sah Raphael beim Spielen mit dem roten Ball zu und versuchte, nicht an den Klob im Hals zu ersticken. Da er meine Sprache nicht verstand, saßen wir manchmal stumm nebeneinander in der Sonne, während er immer den roten Ball unruhig in seinen Händen drehte. Immerhin schafften wir es, unsere Namen auszutauschen. Immerhin.

Zu mehr kamen wir nicht. Wir wurden mit Militärfahrzeugen ins Außengelände gebracht. In West-Berlin musste das noch nicht mal groß vertuscht werden, da dort in der Öffentlichkeit laut Rechercheergebnissen öfter militärische Übungen abgehalten wurden. Im Gelände genauso wie mitten in der Stadt. War halt West-Berlin. Wir trugen olivfarbene Uniformen ohne Muster. Im militärischen Lager angekommen, liefen mehrere Soldaten zwischen Zelten hin und her. Jedenfalls sahen sie aus wie welche. Jeder schien wichtige Aufgaben zu verfolgen. Ich selber sollte mit Raphael in den Wald gehen. Ich musste Raphael vorgehen lassen, so wie es vorher abgesprochen war. Irgendwann blieb ich stehen, Raphael bemerkte es nicht. Das war auch gut so, denn ein lauter Knall riss mich von den Füßen. Ich konnte kaum etwas hören, trotzdem drangen Raphaels Schreie an mein Ohr. Ich rannte zu ihm hin und versuchte, seine Blutung zu stoppen. Auch bei einem Hamster wäre ich geschockt gewesen, aber bei einem Menschen, den ich obendrein so lieb hatte, war es unerträglich. Ich versuchte, ihn wieder zum Zelt zurückzubringen, allerdings fiel mir die Orientierung auf einmal schwer. Das hatte man davon, wenn man eine Beziehung zu dem Opfer besaß. Außerdem war er viel zu schwer für mich. Jemand muss mir schließlich geholfen haben. Zurück im Einsatzlager wurde Raphael in ein Zelt gebracht, wo Ärzte der Agentur sich um ihn kümmerten. Ich sah Raphael nie wieder. Später den leeren Käfig zu sehen tat weh, aber den roten Ball zwischen den Blättern se-

hen zu müssen, war einfach schrecklich. Hätte ich eine Waffe gehabt, ich hätte wahllos um mich geschossen und ich hätte dank meiner Ausbildung ausgezeichnet getroffen.

Asylantrag

Meine Vertragsmutter lag im Sterben. Damit änderte sich die Vertragsbasis. Ein Umstand, der mir unerwartet große Probleme bereitete. Für die Agentur fiel in absehbarer Zeit eine Aufsichtsperson weg. Ich fand das nicht tragisch, aber für die Agentur war diese Situation nicht günstig. Ein weiteres Problem war mein Alter. Für diese pädophile Szene wurde ich langsam zu alt. Außerdem wussten sie, dass ich niemals freiwillig in der Agentur weiterarbeiten würde. Es gab also keine Erfolgsperspektive für mich. Nur Erwachsene der Agentur, die dies ohne ständige Kontrolle taten, arbeiteten in der Agentur lange weiter, da sie nicht ständig unter Aufsicht stehen mussten.

Für meine schwierige Situation, in der alle Kinder auf Grund des Älterwerdens der Agentur irgendwann gerieten, gab es in der Agentur das sogenannte Asylverfahren. In dieser Phase wurde entschieden, wie es mit Kindern wie mir weitergehen sollte. Ob ich ins politischen Gefängnis kommen würde oder ob ich eine neue Unterkunft bekäme, in der ich dauerhaft bleiben könnte. Als suchte man eine Endlagerung für Sondermüll. Allerdings ohne Polizeieskorte. Von welchen Faktoren diese Entscheidung abhing, war mir nicht bekannt.

Während der Entscheidungsphase wohnte ich in West-Berlin oft bei Ben aus Germany und seiner Frau Maileen. Sie hatten zwei Kinder, eine Tochter und einen Sohn, beide ein paar Jahre älter als ich. Ben schien mir gegenüber ausreichend Autorität zu besitzen, was bei mir, wie Sie wissen, sehr wichtig war. Er und seine Frau Maileen besaßen ein Einfamilienhaus einen Garten mit Hollywoodschaukel und feierten hin und wieder Gartenpartys. Wenn Ben zur Arbeit in die Kaserne fuhr, hielt ich mich oft im Garten auf. Allerdings gab es heute Morgen eine Auseinandersetzung, weil ich neben der Spüle in der Küche Fotos während der Kriegseinsätze von mir gefunden hatte. Ich hatte mit so einem Fund nicht gerechnet. Ben wohl auch nicht. Ohne Vorwarnung kam er auf mich zu und wollte sie mir wegnehmen. Da ich mich weigerte, sie ihm zu geben, wurde er extrem wütend. Zur Verteidigung nahm ich das Küchenmesser, das zufällig in der Spüle lag und verteidigte mich. Wütend zerrte er mich in den Garten, während er mittlerweile die Fotos wieder ergattert hatte, hielt meinen Arm samt Messer fest und tauchte meinen Kopf so-

lange in die Regentonne, bis ich das Messer losließ. Etwas, was mir sehr bekannt vorkam. Die Regentonne erinnerte mich spontan daran, dass ich böse war. Da ich mich an dem Messer festhielt, musste er meinen Kopf ziemlich lange unter Wasser halten, bis Maileen panisch dazwischen ging und schrie, er würde mich ja umbringen. Aber Ben und ich wussten, hätte ich mich nicht untergeordnet, wäre Ben nicht mehr als Aufsichtsperson in Frage gekommen. Dieser Vorfall hätte Bens Ansehen in der Agentur ziemlich schaden können. So ließ ich irgendwann das Messer doch noch rechtzeitig los, die Fotos waren wieder in Bens Besitz und alles hatte seine Ordnung.

Manchmal flogen wir zwischen West-Berlin und den Vertragseatern mit kleinen weißen Maschinen hin und her. So konnte ich durch die kurze Reisedauer engmaschiger überwacht werden, da meine Vertragsmutter durch die Erkrankung nicht mehr besonders einsatzfähig war. Der einzige Lichtblick schien Tante Flora. Wenn der Kakao vor mir stand und Onkel Willem sich mal wieder mit Tante Flora stritt, wer gleich den Abwasch machen würde. Aber irgendwie wusste ich, dass mir nicht mehr viel Zeit blieb. Manchmal ertappte ich Onkel Willem, wenn er besorgt in meine Richtung starrte. Tante Flora ließ sich zwischen Wäschebügeln und Staubwischen öfters dazu hinreißen, mich kurz innig zu drücken. Sie litten, ich noch mehr, da ich in diesen Momenten dann immer nach Zeichen suchte, ob schon die Entscheidung gefallen war und sie grad heimlich Abschied von mir nahmen. Da es für die Agentur besser war, mich von meinen geliebten Bezugspersonen zu isolieren, kam ich zu Bens Familie.

Dann kam der Tag, wo entschieden wurde, dass ich gehen musste. Ben lief zügig den Eingangsbereich der Kaserne entlang. Ich saß in der Nähe des Colaautomaten und starrte aufmerksam vor mich hin. Im Vorbeigehen teilte mir Ben kurz vertraulich mit, mein Verfahren sei durch, ich müsste nicht ins politische Gefängnis. Das sogenannte politische Gefängnis war hierbei Endstation für Personen, die für immer verschwanden. Was dann genau passierte wußte ich allerdings nicht, aber bestimmt nichts gutes. Ben sprach und ging weiter, ich nicht sicher, ob er überhaupt etwas gesagt hatte, geschweige denn, was er gesagt hatte. Hatte ich ihn richtig verstanden? War mein Asylantrag bewilligt? Davon hing schließlich eine Menge ab. Noch heute traue ich mir nicht zu, Gesagtes wirklich verstanden zu haben. Ich stand mittlerweile unter so hohem Stress, dass ich einfach sitzen blieb und weiter starrte. Irgendwann kam Ben zu mir, sagte, wir gehen jetzt nach Hause. Maileen, seine Frau warte schon auf uns.

Irgendwann realisierte ich dann, dass ich die Agentur in West-Berlin lebend verlassen musste. Damit auch Tante Flora und Onkel Willem, die alles für mich in meinem Leben

bedeuteten. Was mir zusätzlich Sorgen bereitete, war die Information, dass Onkel Henning mich nun übernehmen sollte. Das war doch der, der mir immer mein Ohr abschneiden wollte und mit den drei Dilettanten befreundet war. Lieber wäre ich bei Ben mit Ehefrau Maileen, den zwei Kindern und Hollywoodschaukel im Garten geblieben. Am liebsten aber bei Tante Flora und Onkel Willem Kakao trinken und in den Zoo gehen. Aber da Ben keine dauerhafte Lösung wegen zukünftiger Versetzungen war und Tante Flora und Onkel Willem für mich keine Verwendung mehr hatten, konnte Onkel Henning nicht abgewendet werden. Allerdings blieb ich laut Versammlung Eigentum der Agentur. Immerhin.

Da bekam das Wort Eigentümersammlung eine ganz neue Bedeutung.

Das Verfahren wurde offiziell in der Agentur rechtskräftig verkündet. Das monatelange Warten war nun vorbei. Aber mit welcher Zukunft? Ohne Ohren und gerüschte Männerarme? Nie mehr Zoobesuche? Dilettanten ausgeliefert?

Zur Entscheidungsfindung der Agentur über meinen Asylantrag trug der Umstand bei, dass meine Eigentümer so sehr von ihrer Erziehung überzeugt waren, dass sie glaubhaft versichern konnten, ich würde kein Sicherheitsrisiko darstellen. „Ich bin behandelt“ und meine dämonische loyale Identität sollten Garanten sein. Waren sie auch. Doch wie bei jeder Risikobewertung kann sich der Fehlerteufel einschleichen. Er erscheint nicht sofort, auch nicht bald, dafür war das Erziehungssystem zugegebenermaßen zu gut. Aber sehr viel später würde er zu Tragen kommen. Durch Liam und mich, wie Sie ja bereits wissen. Für mich zu spät, für die Täter genau richtig.

Jetzt stand ich im Zimmer des alten Hauses mit Blick auf den See. Der Nebel zog gerade auf. Im Blätterhaufen in der Ecke des Gartens sah ich den roten Ball, mit dem Raphael immer so gerne gespielt hatte. Es schien mir alles sehr lange her. Gleich würde mich Onkel Henning abgeholt haben und aufpassen, dass ich schweige. Die Mitglieder der gesamten Agentur würden nun hoffen, dass keiner je irgendwann dahinter käme, dass es mich gibt. Katze Vince würde schon mal vorgeschlichen sein, dicht gefolgt von Kindersoldat Liam und Elite. Sie würden mich ab jetzt begleiten, in eine ungewisse Zukunft. Tante Flora würde gekommen sein, um mich ein letztes Mal zu verabschieden. Ein letztes Mal würden mich gerüschte Männerarme beherzt gedrückt haben. Mein letzter Blick würde auf einen sehr betrübten Onkel Willem fallen, der mir traurig nachsehen würde:

Mein Onkel, der Kinderhändler.

An den Leser

Es war so, wie es war. Ich habe Ihnen berichtet, Sie mitgenommen, Sie teilhaben lassen. Ich habe mich beim Schreiben durchgerungen, bin schadenfroh, weil ich es berichten konnte, fühle mich glücklich, weil ich es Josefine versprochen habe. Vielleicht treffen wir uns wieder, passen Sie auf sich auf. Ich tue es auch.

Liebe Grüße, Ihre Marie

Ende